

Ignaz Paul Maase.

Deutsches Frühlicht.

Kulturhistorische Erzählung aus Oberschlesiens
Vergangenheit.

Breslau

Schlesische Buchdruckerer
Kunst- u. Verlags-Gesellschaft
v. S. Schottlaender

24/II. 16

51-



EX-LIBRIS

WOJEWÓDZKIEJ

I MIEJSKIEJ

BIBLIOTEKI

PUBLICZNEJ

IM. EMANUELA SMÓTKI

W OPOLU

Ignaz Paul Maase

Deutsches Frühlicht.

Deutsches Frühlicht.

Kulturhistorische Erzählung aus Oberschlesiens
Vergangenheit

von

Ignaz Paul Maase.



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt v. S. Schottlaender
Leipzig: E. F. Steinacker. 1917. New-York: Gustav E. Stechert.

Alle Rechte, insbesondere das Übersetzungsrecht, vorbehalten.

Copyright 1916

by Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-
Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau III.

Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau.



9960 s

830-3

Dem Andenken

meiner teuren, unvergeßlichen Eltern

gewidmet.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichnis.

Saßnacht im Schlosse	9
Ein Abend beim Baron	49
In Paris	72
Lehrer und Patronatsherr	91
Simeon, der Geldleiher	119
Herzenskämpfe	139
Gefährliche Stunden	150
Schloßvogt und Fronleute	174
Ein politischer Flüchtling	194
Der Kosakenhetman	251
Verlust der Heimat	258
Kuba, der Hoflieferant	272
Neue Zeiten	291
Drohender Zusammenbruch	315
Der Bergherr	335
Unterhandlungen	358
Der neue Schloßherr	370
Letzte Rückkehr des Barons	376



Fastnacht im Schlosse.

Es war zu Anfang der vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts. Die französische Revolution hatte erzitternd bis an die Grenzen der zivilisierten Nationen gewirkt. Die Nachricht von der Niederlage der als unbesiegbar geltenden französischen Armee auf Moskaus Schneefeldern war allmählich bis in die entferntesten menschlichen Wohnstätten gedrungen, und der meteorgleiche Untergang des korsischen Europa-Eroberers war als Schlusssakrament eines gewaltigen, weltgeschichtlichen Dramas ausgeklungen. Langsam kehrte in Preußen das Gefühl der Beruhigung zurück; Handel und Wandel begannen sich zu heben, und unter der weisen, gerechten Führung der Hohenzollern erwachten die Kraft und der Stolz des Bürgers. Die Leibeigenschaft, ein fluchwürdiger, einstmaliger Zustand des wirtschaftlich Schwachen, wurde durch das Gesetz aufgehoben, und damit der Menschheit eines der köstlichsten Geschenke auf dieser Erde zurückgegeben. Es war dies ein Geschenk, das Gott einst verkündet und dem Menschen in die Wiege gelegt hatte, das aber von einem Teil der Mächtigen dieser Erde jahrhundertlang in den Staub getreten worden war.

Auf dem Schloßhose des Barons Alexander von Mischewski in Myslowitz, dicht an der russischen Grenze, herrschte reges Leben. Die Fastnachtsbelustigungen hatten am Sonntag schon begonnen und währten bis in die Mitternacht vor Aschermittwoch. — Das Städtchen Myslowitz, welches damals ungefähr zweitausend Einwohner zählte, beherbergte außer den Amtspersonen nur ein Drittel der Zahl als freie Bürger. Der weitaus größte Teil der Bewohner fühlte sich noch, wenn auch schon gemildert, unter dem Drucke der Leibeigenschaft; nur schwer machten sich die jüngeren Bewohner von der Überlieferung einstmaliger Hörigkeit frei, wenngleich auch die Milde und Schärfe der Gesetze ihnen zur Seite standen.

Die in mittlerem Lebensalter sich Befindenden, die noch unter dem Drucke der Leibeigenschaft das Licht der Welt erblickt hatten und ihre Jugend und besten Jahre unter Peitschenhieben und Fluchworten des Schloßvogtes verlebten, konnten das Glück der Freiheit geistig nicht mehr erfassen; sie waren an die noch kurz vorher als gültig bestehenden Verhältnisse gewöhnt, und der mit unzähligen Flicken benähte, schweißdurchtränkte, grobe Leinwand Kittel des Fronenden wollte nur schwer dem neuen Gewande der Menschenrechte, die dem freigewordenen Erdenbürger verheißen worden, weichen.

Die Sprache, deren sich die Bewohner des Städtchens zum weitaus meisten Theile bedienten, war die polnische. Gerichtsverhandlungen und Magistratsbeschlüsse wurden noch ziemlich häufig in polnischer Sprache verdolmetscht, da die deutsche Sprache erst seit Besiznahme Schlesiens durch Friedrich den Großen in die Schule eingeführt

worden war und aus diesem Grunde den Erwachsenen noch ungeläufig blieb. Bei der verschwindend kleinen Zahl der Deutschsprechenden, die nebenbei fließend der polnischen Sprache mächtig waren, erschien es als nur zu natürlich, daß auch der Gottesdienst in polnischer Sprache abgehalten wurde, ohne daß den deutschsprechenden Katholiken dadurch eine Beengung in der Betätigung der religiösen Bedürfnisse erwachsen wäre.

Die Zeit war herangenahet, wo überall die Reime der Menschenwürde zu sprießen begannen. Doch es war ja Fastnacht, und zum Spinnen ernster Gedanken im allgemeinen wenig passende Gelegenheit. Alle wollten, jeder und jedes nach eigenem Bedürfnis und Empfinden diesen letzten, der Freude verbliebenen Stunden in etwas Rechnung tragen, in Anbetracht der kommenden vierzig Tage, in denen die Innehaltung des Fastengebots aufs strengste beobachtet werden sollte.

Zeglicher Groll über erlittene Unbill des Schloßvogts schien vergessen zu sein; zum Verzeihen geneigt war jedes Gemüt, theils aus Religion, theils aus gutmütigem Temperament. Der überwiegende Teil der Bevölkerung weilte stundenlang bis zum Einbruch der Nacht in der Pfarrkirche im Gebete, um nach beendigter Anbetung sich im häuslichen Kreise einem bescheidenen Frohsinn auf einige kurze Stunden hinzugeben.

Still war es auf den Straßen geworden, der Schnee wirbelte in großen Flocken auf den Marktplatz hernieder, in dessen Mitte sich das Rathhaus befand, und in diesem die sogenannte Gemeindegaststube. In der Nähe des Epitals stand der Pranger, eine im Viereck von mehreren

Stufen umgebene steinerne, manns hohe runde Säule, an der noch die angerosteten, eisernen Schließringe an Ketten hingen. Sie erinnerten an das Magdeburger Recht, welches noch vor wenigen Jahren, wenn auch nicht einwandsfrei, in dem Städtchen Geltung hatte. Der letzte, der zum Pranger geführt wurde, war ein Meineidiger, dessen Name von der Bevölkerung mit sittlichem Abscheu genannt wurde.

Einige junge Bürger, denen an diesem Abend die Bewachung des Orts übertragen war, weilten, von ihrer Runde heimkehrend, ein Viertelstündchen lang in der Gemeindefeststube; sie waren von dem langen Wege ermüdet und bedurften ein wenig der Ruhe. An bläsauber geschauerten, eichenen Tischen hatten sie sich auf Schemel niedergelassen und tranken aus Anlaß der Fasching ein Glas Met.

In dem Städtchen wurde von den Bürgern überhaupt nur Met oder einfach gebrautes Bier genossen, letzteres aus der herrschaftlichen Brauerei, die das Wasser hierzu aus dem Grenzfluß, der Przemsja, entnahm.

Es war ein biederer, frommer und fröhlicher Volk, das in diesem Städtchen wohnte; arbeitsam bis zum Zusammenbruch seiner körperlichen Kräfte, geduldig und entsagungsfähig. In seines Herzens tiefsten Falten flammte der Dank für den preussischen König, der es vom Fronjoch befreite, der die Menschewürde zurückgab und der, wie seine Vorgänger, bestrebt war, sein Volk glücklich zu machen. Indem er die Entwicklung der Industrie scharf in's Auge faßte, war er auch hier bemüht,

an der äußersten Grenze seines Reiches die wirtschaftliche und geistige Lage seiner Untertanen zu heben.

Einen glühenderen und treueren Patriotismus konnte man sich nicht vorstellen, als wie derselbe hier die Herzen der Menschen erfüllte. Eine stehende und ausfindlich dankbarem Empfinden quellende, immer wieder gehörte Redeweise klang in den beiden Worten aus: „Ztote Prusy“ (goldenes Preußen).

Und diese beiden Worte sagten viel, wenn nicht gar alles. Aus diesen Herzensstimmungen heraus wurde es auch verständlich, daß die Einwohner ihren Stolz darin suchten und setzten, ihre Kinder deutsch sprechen lehren zu lassen. Nur sehr Vereinzelte waren es, die ihre Nachkommen in die Schule nach Krakau sandten, was schließlich darin seinen Grund hatte, daß zu jener Zeit diese ehemalige polnische Residenz als die nächste größere Stadt galt, in welcher natürlicherweise die verschiedenen Handwerke und Hochschulen vertreten waren. —

Baron von Mischewski war ein Mann in der Mitte der dreißiger Jahre, der außer der polnischen, seiner Muttersprache, leidlich gut, wenn auch ungern, deutsch sprach. Im Verkehr mit den Gebildeten bediente er sich mit Vorliebe der französischen Sprache, welche er vollständig beherrschte. Er galt in der Umgegend als der Repräsentant des polnischen Adels. Seine Gesamtbildung fand man für die damalige Zeit genügend, um ihn selbst als hoffähig gelten lassen zu können. Seine Manieren waren in der Gesellschaft einwandsfrei und die eines feinfühlenden, taktvollen Cavaliers. Kurz und bündig, ein recht netter, prächtiger Herr. Unverheiratet,

von strahlender Gesundheit, lebenslustig, war ihm auch der tollste Scherz, wenn er im Rahmen der guten Sitte sich bewegte, willkommen, und ein Herzensbedürfnis war ihm die Übung der Gastfreundschaft.

Er konnte aber auch manchmal recht unfreundlich werden, und der „bat“ (Karbatsche), war des öfteren rasch zur Hand. — —

Im Schloßgarten, einer Perle des Ortes, den nur bevorzugte Personen betreten durften, stand das Schloß, ein Parterre-Gebäude mit Giebel. Die Haustür war von zwei Sandsteinsäulen flankiert. Auf den Füllungen der Haustür waren zwei naturgroße, metallene Löwenköpfe angebracht, aus deren aufgesperrten Mäulen starke, kupferne Ringe herabhingen. Ein rotes Ziegeldach, für eine Zeit, in welcher fast sämtliche Gebäude, mit Ausnahme von Kirche und Schule, Strohdächer trugen, eine Seltenheit, wirkte wohlthuend auf das Auge. Aus den schönen, großen Fenstern strahlte das Licht weit hinaus auf mächtige Strauchgruppen, deren Äste, von der Last des Schnees gedrückt, zu brechen drohten. Links vom Schlosse, in diskreter Entfernung, standen die massiven Wirtschaftsgebäude, aus denen vielartige Tierstimmen von Zeit zu Zeit hörbar wurden.

Fröhliches Stimmengewirr erfüllte das Schloß, das schon einige Gäste aufgenommen hatte. Ein langgewachsener Türhüter in blauem Burnus, einem enganliegendem, mit Silber Schnüren verzierten Leibrock, eine quadratische Mütze auf dem Haupte, empfing ehrfürchtig die ankommenden Gäste, die, in mächtige Bärenpelze gehüllt, in prunkhaften Schlitten mit silbernem

Schellengeläut vor der Auffahrt hielten. Reiß dampften die feurigen Rosse, deren Dunst gleich einer Wolke an den am Schloßwege lohenden Holzstöcken vorüberwallte. Der Adel aus den umgebenden, oft vielen Meilen weiten Dörfern und Flecken, hatte sich an diesem Abend in diesem Schlosse ein Stellbischein gegeben.

Lauter Jubel ertönte in den prächtigen Räumen. Der Baron ging aber etwas seelisch bedrückt unter den Geladenen, und es war ihm eine ziemliche Überwindung, in vollster Artigkeit hier einer schönen, jungen Dame, dort einem älteren Rats Herrn des Ortes den Gruß zu entbieten; er schien noch auf jemanden zu warten, denn er blickte auffällig oft nach der Tür und durch die Fenster.

Eine altertümliche, dunkle Standuhr, über deren Zifferblatt die bedeutungsvollen Worte: „Una ex his tua“, darunter Stundenglas und Hippe in Silberintarsia prangten, schlug soeben die achte Stunde.

In demselben Augenblicke hörte man vom Schloßtore her von den dortselbst aufgestellten Bedienten ein lautes „Witamy“ (Willkommen), das sich bis in die hell erleuchteten Räume fortpflanzte.

Der Baron wurde jetzt die Heiterkeit selbst. In wenigen Minuten fuhr ein prächtiger, mit vier Rossen bespannter Schlitten vor. Aus schweren, kostbaren Pelzdecken entwickelte sich unter zuvorkommender Hilfe des Barons der junge Fürst von Pna, eine schöne männliche Erscheinung, die linke und darauf die rechte Wange dem Gastgeber zu üblichem Begrüßungsfuß zuneigend.

„Ich habe, lieber Freund und Bruder, mir erlaubt, einen lieben Gast mitzubringen und hoffe, bei Ihnen

freundliches Gastrecht zu finden. Herr Baron Schaalen.“ Mit diesen Worten stellte der Fürst eine jugendliche, fast mädchenhaft erscheinende Gestalt dem Schloßherrn vor, die dieser, einige Sekunden lang etwas konsterniert, auf's herzlichste begrüßte.

In dem wohldurchwärmten, großen Empfangszimmer, welches kunstvoll gestickte, große Wandflächen bedeckende Gobelins und alte Ölgemälde, Bildnisse der Ahnherren und Ahnfrauen, schmückten, weilten die bereits erschienenen Gäste, gegen zwanzig an der Zahl. Sie bewunderten die vielen Kostbarkeiten, die zum Beschauen förmlich herausforderten. Prächtige Porzellane und Majolikanippfiguren, Büsten aus Marmor, alte Wallbüchsen, Feldschlangen und Feuersteingewehre, ein türkischer, mit haselnußgroßen Rubinen geschmückter, silberner Reiter Schild, den ein Vorfahre des Schloßherrn einst unter Sobieski bei der Verteidigung Wien's eroberte, fanden das lebhafteste Interesse. Silberne, goldene und bronzene Münzen aus dem Mittelalter und noch aus früherer Zeit, kunstvoll gepreßte, mit goldener Freiherrnkronen verzierte Mappen, enthaltend historische, mit großen Siegeln versehene, vergilbte Dokumente aus früheren Jahrhunderten stammend, luden zum Beschauen ein. Prächtige Sammlungen von in allen Farben funkeln den Schmetterlingen aus Amerika's und Indien's Wäldern, ausgestopfte seltene Vögel und noch vieles andere, kurz, ein kleines Museum, zu dessen Besichtigung man mehrere Stunden verbringen konnte, fesselten das Auge der Besucher. Die im Anschauen der Sammlung vertieften Gäste hatten die Ankunft des

Fürsten und seines mitgebrachten Freundes nicht bemerkt und waren höchlichst überrascht, als sich die Thür öffnete, und sie den Fürsten, dessen Freund und den Baron fast plötzlich in's Zimmer treten sahen.

Nach einer kurzen Vorstellung, bei der es ohne sehr tiefe und halbtiefe Verbeugung nicht abging, präsentierte ein in grünsamenem Schürzenrock und gelbseidenen Anzügen gekleideter, etwa vierzehnjähriger Negerknabe, den der Baron vor zwei Jahren bei seiner Rückreise aus Ägypten mitgebracht hatte, auf silbernem Tablett nach polnischer Landessitte trockenes Schwarzbrot, in einer Kristallschale fein zermahlenes Salz und je ein Gläschen Met in kunstvoll ziselirten Kleinpodalen.

„Sie haben, lieber Herr Baron und Bruder, durch Ihre schätzenswerte Einladung, für die ich Ihnen danke, mir eine große Freude bereitet.“

„Durchlaucht sind sehr gütig und wünsche ich dem hohen Herrn vollsten, freudigen Genuß in meinem Heim“, erwiderte geschmeichelt der Angeredete.

Alle Blicke richteten sich jetzt auf die gegenüberliegende Thür, die soeben ein Lakai geöffnet hatte, aus der in rauschendem seidenen Kleide die Repräsentantin des Barons in's Zimmer trat, leicht den Kopf zum Gruß neigend. Die Anwesenden verbeugten sich tief vor der Eingetretenen, der Frau Gräfin Bianski, welcher vom Baron der Fürst von Pna und dessen mitgebrachter Gast vorgestellt wurde. Die übrigen Gäste waren der Dame bereits bekannt.

In ritterlicher Artigkeit küßten der Fürst und die übrigen Herren die schmale, mit weißem Glacehandschuh

bekleidete Hand der Dame des Hauses. Unter nochmaliger Verneigung bot der Fürst galant der Gräfin den Arm, und man ging in den anstoßenden Nebenraum zu Tisch.

Aus einem ziemlich großen Zimmer, das fast einem Saale glich, in dem für dreißig Personen genügend Raum vorhanden war, erscholl zur Begrüßung der Gäste ein musikalischer Lusch. Der Baron hatte ein Streichsextett für diesen Abend von ziemlich weither kommen lassen, für damalige Zeiten ein Luxus, den sich nur sehr reiche Personen gestatten durften.

Auf einer, den ganzen Raum einnehmenden, in Sufeisenform gestellten Tafel, die mit blütweißem Linnen- damast bekleidet war, und über der ein mit vielen Hundert Glasprismen behängter, bronzener Kron- leuchter, auf dem eine große Menge Wachskerzen brannten, schwebte, standen aus Silber getriebene, mit auserlesenen Früchten belegte Schalen. Laufrische, aus den Treibhäusern des Barons gepflückte, dunkelrote Rosen und weiße Nelken, die in schmalen venetianischen Vasen vor den Platz eines jeden der Gäste gestellt waren, erfüllten mit ihren starken Wohlgerüchen den ganzen Raum.

Unter fröhlichem Geplauder und überaus liebens- würdiger Aufforderung des Barons nahmen die Gäste an den ihnen kenntlich gemachten Stellen auf Leder- gepolsterten, eschenen Stühlen Platz. Ein Augenblick der Ruhe setzte ein, man betete laut das Tischgebet. Nun begann das Auftragen der Speisen, eines köstlichen und abwechslungsreichen Mahles, dessen Glanzpunkt ein

Wildschweinbraten darstellte, und das dem französischen Koch, Monsieur Dehot, der im Nebenflügel des Schlosses seines Amtes waltete, volle Ehre und Anerkennung eintrug.

Feuriger, mildgezehrter Ungarwein für die Herren, süßer, schäumender Tokayer für die Damen, wurde in kostbaren Glaspokalen, die wertvoller als silberne Becher galten, von schmucken Dienern gereicht, und langsam lösten sich die Zungen vom Banne konventionellen Schweigens.

Auf Wunsch des Fürsten von Bna hatte sich die Musikkapelle in's Nebenzimmer, aus dem die wunder- bare Tafelmusik gedämpfter und seelischer erklang, zurückgezogen.

Man lachte und scherzte.

Nach einem kurzen Tischgebet wurde die Tafel auf- gehoben, und der Tanz trat in seine Rechte.

Außer dem Vertreter des hohen Adels, dem Fürsten von Bna, war auch der sogenannte niedere, arme Adel und die bürgerlichen Honoratioren des Städtchens zu diesem Faschingsvergnügen erschienen. Unter letzteren befand sich der Bürgermeister Moron nebst seiner Frau und deren anmutreiche, blutjunge zweite Tochter Hed- wig, der erst seit wenigen Jahren zugezogene jüdische Arzt Doktor Gustil, Mitglied gelehrter Gesellschaften, ferner der aus dem reindutschen, aus der Leobschützger Gegend vor annähernd zwei Jahren nach diesem Städtchen berufene, ernste, hochgeachtete Lehrer Stephan Semaa nebst seiner jungen, schönen und geistvollen Gattin, einige Ratsherren und Bürger nebst ihren

Frauen, der Apotheker des Städtchens, sodann von Schloßbeamten der finstere Oberförster und Schloßverwalter Köffler und der Schloßsekretär des Barons, von Rojchamski.

Für die Ortseingewohnten galt eine Einladung vom Baron als eine sehr hohe Auszeichnung, an welcher man in der Erinnerung ein ganzes Menschenalter lang zehren durfte.

Die Geistlichkeit hatte aus vorbildlicher Rücksicht für das begonnene vierzigstündige Gebet die Einladung zu diesem Faschingsvergnügen dankend abgelehnt. —

Im Städtchen war es ein ziemlich offenes Geheimnis, daß der Baron zu Hedwig, der zweiten Tochter des Bürgermeisters, eine tiefe Neigung gefaßt hatte, die aber nicht erwidert wurde. Eine unbegreifliche Scheu erfüllte das junge Mädchen, wenn der Baron in hebelecken Formen ihm huldigend nahte. Fräulein, damals sagte man noch Jungfrau, Hedwig fühlte sich wie eine Taube, über deren Haupt das verderbende Schicksal in Gestalt eines Habichts kreiste. In frommer Häuslichkeit erzogen, hatte sie in ihrem Vater, der ihr aus tiefstem Herzen zugetan war, und in ihrer Mutter, die mütterlich stolz, dabei doch demütig auf das erblühende Kind schaute, das volle Ideal trefflicher, von Gott geschenkter Eltern, an denen sie mit allen Fasern ihres kindlichen, unschuldvollen Herzens hing, erblickt. Von Natur aus ein wenig zur Schüchternheit geneigt, blieb sie, trotz scharfer Gedankenbildung, scheu, und soweit es die Schicklichkeit zuließ, mied sie übergroße Fröhlichkeit. Die Einladung des Barons wirkte deshalb auch nicht gerade freude-

erweckend auf sie ein, und in den Mienen der Eltern erriet sie, daß dieselben mehr dem sanften, aber deutlichen Zwange, als wie dem reinen Zuge des Herzens folgten, um so mehr, als Hedwig noch sehr jung war. Und so weilte sie nun, gewissermaßen befohlen, in einer fremden Welt märchenhaften, leuchtenden Scheines und Glanzes.

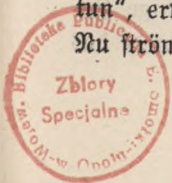
Die sie umgebende Gesellschaft gewährte sie nur in zwielfachtem Bewußtsein, ihr Herz beschlich ein Gefährsahnen, das wie ein wallender Nebel sich herantwuchs, und nur die dämmernde Erkenntnis, daß sie sich in starkem Herzschoße ihrer Eltern befand, machte ihr die Anwesenheitspflicht erträglich.

Lauter und wilder ertönten die Fiedeln; ein fast bacchantischer Mazurтанz, in welchem die stählernen Stiefelsporen Feuerfunken gaben, die in geheimnisvollem Knisterklingen die Tonwogen durchdrangen, hatte die Wangen der Tänzer und Damen hoch erhitzt. In langsameren Rhythmen, in denen die Geigentöne wie Nachtigallrufen schluchzend die Luft durchzitterten, neigte der alle erschöpfende Tanz seinem Ende.

„Fräulein Hedwig haben nicht getanzt“, nahte sich der Baron der ruhig zuschauenden Dame.

„Die Luft, Herr Baron, war mir zu warm, und der starke Duft der Rosen und Nelken hat sich verschleiernd um meine Stirn gelegt“, entgegnete etwas verlegen die Angeredete.

„Wir wollen, gnädiges Fräulein, ein wenig die Fenster öffnen, die scharfe Frostluft wird Ihnen wohlthun“, erwiderte rasch und beflissen der Baron, und im Nu strömte durch die geöffneten Fenster die kalte Nacht-



luft herein, die allen Anwesenden in dem heißen Raume wie ein Labfal zuwehte.

Doch nur wenige Minuten währte es, daß an Stelle des Wohlbehagens frostiges Gefühl sich geltend machte. Das Schließen der Fenster wurde notwendig.

„Ich bitte um die Ehre einer Extratour, gnädigstes Fräulein“, bat jetzt der Baron die vor ihm dastehende junge Dame. „Vielleicht eine Polka-Mazurka!“

Ein stummes, von sanftem Lächeln begleitetes Kopfnicken winkte zustimmend, und ein goldener Dukaten aus der Hand des Barons flog den Geigern zu.

In wildem, fast rasendem Wirbel drehte sich das Einzelpaar wohl volle zehn Minuten lang; der Atem fing an zu versagen, und mit einem innigem Dankfuß auf die behandschuhte Rechte führte der Schlossherr die um einige Farbentöne tiefer erglühende junge Dame zum Sessel in die Nähe der Eltern, die ob der ihrem Kinde widerfahrenen Ehre mit ihren Blicken freundlich dankten.

Zwei Stunden währte schon der Tanz, der mit einem rasenden Galopp vorläufig schloß. Aus dem Nebenzimmer vernahm man diskretes Tellerauflegen und Vorbereitungen zu einem Souper.

Gegen elf Uhr war es, als die Gesellschaft, die in hierzu reservierten Räumen, Paartour und Krawatten, Handschuh, seidene Strümpfe und Atlasschuhe gewechselt hatte, allmählich im Speisezimmer sich wieder einfand.

Fräulein Hedwig saß diesmal neben dem Baron zur Rechten der jungen Lehrerfrau, zu der sie innige Zuneigung fühlte. Unter munteren Gesprächen wurde das

Mahl eingenommen, und feuriger Schaumwein perlte in den Gläsern. Die Pfropfen knallten wie kleines Pelotonfeuer, die Stimmung war eine gehobene.

Der Oberförster hatte sich unbemerkt von der Tafelrunde entfernt, um durch eine Fanfare, welche er im Nebenzimmer soeben seinem Jagdhorn entlockte, die Gesellschaft zu überraschen.

Aller Augen richteten sich nach der Thür des Zimmers, aus dem die Töne erklangen, und in Prachtgewänder gekleidet erschien Hamed, der Negerknabe, der dem Baron ein blauseidenes Kästchen überreichte.

Die Neugierde der Anwesenden wurde eine allgemeine, um so mehr, als unmittelbar nach Entgegennahme des Kästchens der Baron, flüsternd sprehend, zu Fräulein Hedwig sich neigte und ihren mit Schaumwein gefüllten Becher erbat.

Hedwigs Augen blickten fragend auf.

„Zu welchem Zwecke, Herr Baron“, und Verlegenheit malte sich rötend auf den lieblichen Wangen.

„Gnädigstes Fräulein, meine Herrin, wollen meinen herzlichsten Wunsch erfüllen, er enthält eine Bitte in Ehren.“

Bögernd schob Hedwig den Becher dem Schlossherrn zu.

Der Baron erhob sich aus dem Sessel und öffnete das ihm überbrachte Kästchen, dem er einen wunderbar leuchtenden kristallinen Damenschuh entnahm. Dann schüttete er den von seiner schönen Nachbarin begehrten Wein in das Prunkstück, das in herrlichen Opalfarben die Blicke aller fesselte.

„Auf nie endendes Glück der jungen Dame, deren Wein ich soeben trinke, und der ich mich für immer weihe.“

Brausendes Hoch durchflutete den kleinen Saal.

Die höchste polnische Minneehre, die einer jungen Dame zuteil werden konnte, war Hedwig in diesem Brauche entgegengebracht worden.

Der Baron strahlte vor Freude, als er ein stilles Glück in den Augen der jungen Nachbarin zu lesen glaubte. Er griff jetzt rasch in die Brusttasche seines Burnus, aus deren Tiefe seine Hand ein goldenes Etui hervorholte, das er vor Hedwigs Augen öffnete.

Ein prachtvolles Halsband von großen, echten Perlen, die wie erstarrtes Mondlicht schimmerten, lag in seinen Händen.

Mit den herzlichst zum Ausdruck gebrachten Worten: „Zur freundlichen Erinnerung an die mir erwiesene Ehre Ihrer Anwesenheit“, schlang er zartschließend dieses Kleinod um den schwanenweißen Hals der jungen Dame, die ganz verwirrt ob dieser ihrem Herzen wohlthuenden Rundgebungen geworden.

Zubelnde Beglückwünschungen erklangen von den Lippen aller, und leuchtende Freude strahlte aus allen Mienen.

Das Souper war zu Ende; von neuem begann der Tanz, diesmal mit einer Polonäse, die alle Wohnräume, auch den Weinteller, passierte. Es war ja Fastnacht.

In fröhlichster Stimmung flossen rasch die Stunden hin. Kleine Bezierüberraschungen, allerliebste Gesell-

schaftspänderspiele, deren Auslösung fast in jedem Falle Geiterkeitsalben im Gefolge hatte, wechselten miteinander ab. — Taschenspielerkünste, in denen der Schlossherr fast Meister war, erheiterten und fesselten die Gesellschaft auf's angenehmste. Ehe man es sich versehen, war die zweite Stunde nach Mitternacht herangenacht.

Schon wollten einige Gäste, um sich auf den Nachhauseweg zu rüsten, die Ankleideräume aufsuchen, als plötzlich in Begleitung seines Weibes und seines achtjährigen Töchterchens ein Slovake in's Zimmer trat, der einen mächtigen, braunen Bär an einer, um dessen Hals geschlungenen Kette führte.

Anfänglich glaubten die Gäste an eine vorzügliche Verkleidung irgend eines Bediensteten des Schlosses und lachten ob des gelungenen Fastnachtscherzes. Doch nein, es war ein wirklicher Bär, der jetzt zungenschnalzend seinen mächtigen Rachen, aus dem blitzende Reißzähne leuchteten, öffnete. Es machte einen gewaltigen Eindruck auf alle, als das stattliche Tier sich erhob, in den Hüften sich wiegend, auf seinen Hinterbeinen stapfte, und in seiner aufrechten Gestalt die Anwesenden um Hauptgröße überragte.

Die Frau des Slovaken begann sofort auf einem Dudelsack eine monotone, näselnde Melodie, nach deren Takt der Bär sich willig drehte.

Die anfängliche natürliche Scheu war gewichen, und man ergözte sich an den plumpen Purzelbäumen des ohne Maulkorb und Nasenring gravitatisch einher-schreitenden, gewaltig erscheinenden Tieres.

Die Produktion nahte bald dem Ende, und, einen messigten Teller in den Vordertagen haltend, machte der vierbeinige Künstler bei den Anwesenden seine Visite, ein besonderes Trinkgeld heischend. Aus Gewohnheit blieb er beharrlich stehen, bis ein jeder seine Münze geopfert hatte.

Die Gäste entledigten sich möglichst eilig des geopfert Geldstückes, um aus der Nähe des Bären zu kommen und fanden diesen Scherz, den sich der Schlossherr in der bestellten Vorführung geleistet hatte, mindestens nicht für ungefährlich. Der Oberförster verfolgte jede Bewegung des Bären mit gespanntester Aufmerksamkeit und hielt den Genickfänger im Futteral gelockert. Schon hatte der Bär seine Runde fast vollendet, als er sich nahe vor Fräulein Hedwig hinstellte, die mit angstvollen, entgeisterten Augen in die funkelnden, rollenden Augäpfel des Ungetüms, dem der Speichel in weißen Flocken aus dem halbgeöffneten Rachen floß, wie gebannt schaute. Neben ihr stand der Baron; Hedwig hatte nicht die Kraft und den Mut, die bereitgehaltene Münze auf den Teller zu legen, und damit die ganze widerliche Komödie zu beenden. Der Blick des Bären und dessen jetzt weitgesperrter Rachen, aus dem unangenehm riechender Brantwein- und Metgeruch herausströmte, hatten ihre Willenskraft und Überlegungsfähigkeit gelähmt. Der Schlossherr warf eine Münze auf den Teller, doch der Bär blieb weiter noch einige Augenblicke vor der wie versteinerten Jungfrau stehen; er schien auf der Entrichtung seines Künstlerhonorars zu beharren.

Die hinter Hedwig auf einer Estrade sitzenden Musi-

kanten schauten mit Interesse auf die Szene. Ihre Instrumente ruhten. Mit lautem Knall zersprang zum Unglück jetzt eine Violinsaitte, und in demselben Augenblicke versuchte sich der Bär, vielleicht in der Annahme, daß auf ihn geschossen worden sei, auf Hedwig, die ohnmächtig zusammenbrach, zu stürzen.

Ein fürchterlicher Aufschrei der Anwesenden, wütendes Grollen des Bären, Rasseln der stählernen Halskette, Zurückreißen des Tieres durch den Slovaken, alles dies spielte sich in Sekunden ab, und ein Unglück schien unvermeidlich. Doch in demselben Augenblicke führte der Oberförster mit eiserner Kraft die geballte Faust auf den wolligen Schädel des Tieres, welches unter der Wucht des Schläges zu Falle kam. Schleunigst herbeispringende Diener fesselten jetzt den Bären mit rasch entzwei gerissenen Tischtüchern und herbeigeholten Stricken.

„Gundebhut!“ schrie gellend der Schlossherr den vor Schrecken zitternden, bleichgewordenen Slovaken an, „wie konntest du es wagen, ein solch' wildes Tier hier vorzuführen, eine Bestie, die außer dir wohl noch keinen Menschen gesehen.“

„Das Tier ist sehr gut gezähmt, Herr,“ erwiderte der Bärenführer zitternd, „es bestand nur zu hartnäckig auf seinem Tellergerde.“

„Gundebhut, du lügst“, brüllte der Baron in maßloser Wut und ergriff dabei eine naheliegende Wolfspeitsche, mit der er einen pfeifenden Schlag in das Antlitz des vor Aufregung und Schreck bebenden Slovaken führte.

Mit einem herzerbarmenden Schrei brach der Betroffene zusammen und jammernd, händeringend warfen sich Weib und Kind auf den in namenlosem Weh sich Windenden.

Der Baron stand wie versteinert da; der Champagnerrausch, der ihn mit Mut erfüllt hatte, war im Nu verschwunden und verslogen, und die erbärmliche Niedrigkeit seines zur Despotie nur zu oft geneigten Willens hatte sich ihr schmachvolles Denkmal gesetzt.

Um die Mundwinkel des Fürsten von Pna spielte ein entsetzliches, satanisches Lächeln.

Der anwesende Arzt war schleunigst zugesprungen, um den Verletzten, den man aufgerichtet hatte, mit Hilfe der übrigen Gäste zu verbinden. Wie ein zum Himmel aufsteigender, stummer Ruf nach Vergeltung blickte das in Tränen schwimmende, rechte Auge des Slovaken; das linke Auge war für diese Welt vernichtet. Der in Raserei geführte Hieb hatte den Glaskörper des Auges geborsten und das Licht in ihm für immer zum Erlöschen gebracht. Ein daumendicker, hochrotgeschwollener Striemen, an dem aus vielen Stellen das Blut herunterrieselte, zeugte von der Wucht des geführten Schlages.

Die gesamte Gesellschaft war tief erschüttert. Die junge Lehrersfrau beeilte sich, der in Ohnmacht gefallenem Hedwig hilfreich zur Seite zu stehen. Alle Pulse flogen, und ein immer tieferes Schweigen breitete sich in der Gesellschaft aus. Niemand hatte einen derartigen Abschluß des heiteren Abends erwartet.

Nach längerer Zeit war Hedwig, die man in ein anderes Gemach geleitet hatte, wieder zu sich gekommen.

Wie geistesabwesend stand immer noch der Baron in der Mitte des Zimmers; die Diener hatten den Slovaken, sowie auch dessen Weib und Kind in die Gefindestube geführt, wo Ruba, der Schalk des Schlosses, ein Mensch mit kinderweichem Gemüt, dem Verletzten kühlende Arnika-Umschläge machte.

Nach banger Viertelstunde kehrte der Arzt zurück.

„Wie steht es mit dem Kranken?“, fragte finster der Schlossherr.

„Er wird mit dem linken Auge nicht mehr sehen können“, entgegnete tiefernt der Gefragte.

„Um, und der Oberförster?“

„Der heftig geführte Schlag hat ihm das Handgelenk gesplittert, und Wochen werden zur Wiederherstellung nötig sein.“

Das Schweigen der Gesellschaft wurde zufolge dieser Nachrichten noch tiefer. Die Gräfin war die einzige geblieben, die ihre Fassung bewahrte, und als Repräsentantin des Hauses suchte sie die trüben Gedanken der Gäste abzulenken; sie verkündete das Servieren des Kaffees.

Die Gäste verließen das Zimmer, in welchem vor kaum einer halben Stunde das betäubende Ereignis sich abgespielt hatte, und man mied in gesellschaftlichem Takt die Erwähnung des Vorgegangenen.

Draußen, im Zwinger, heulten, von klirrendem Frost durchzittert, zwei, dem Baron seit einigen Wochen gehörende sibirische Wölfe, „Djabel und Szatan“ (Teufel und Satan), entsetzlich scharfe und wilde Bestien, ein Geschenk des Fürsten von Pna, und unwillkürlich zwang

sich der Gedanke auf, ob nicht der Spürsinn des Bären die große Gefahr, welche die Nähe der Wölfe mit sich brachte, witterte und mit zur Ursache der traurigen Szene wurde.

„Sie hätten, lieber Baron, die beiden Wölfe mit in's Zimmer hineinspazieren lassen sollen,“ begann unvermittelt der Fürst, „ei, Sie hätten dann gesehen, welch' ein herrliches Schauspiel sich da entwickelt haben würde.“

Staunen erfüllte alle ob dieser rohen Worte des Fürsten.

„Und damit wäre für alle eine Gefahr heraufbeschworen worden, die Durchlaucht nicht mehr zu bannen vermocht hätten“, warf der Lehrer in sittlicher Erregung hin.

„Habe ich Sie um Ihr Urtheil gefragt?“ erwiderte der Fürst, und aus seinen Augen schossen Blitze.

Dem Lehrer drang das Blut in die Wangen, doch er schwieg; seine Augen aber leuchteten.

„Sie haben, Herr Fürst, durch Ihre Provokation die Gegenrede verursacht, und die Antwort auf diese Herausforderung stand jedem frei, und sie klang viel zu rücksichtsvoll“, warf in scharfer Rede Doktor Gustil hin. „Der Herr Lehrer hat vollkommen Recht, denn wir leben nicht mehr in neronischen oder diocletianischen Zeiten, wo vertierte Menschen nach Menschenopfern und Menschenblut dürsteten.“

Der Fürst biß sich in die Lippen; diese Abfuhr traf den Übergewaltigen, den sich dünkenden kleinen König wie der Stachel einer Hornisse, und funkelnd rollten seine Augen in ihren Augenhöhlen. Er maß den furchtlosen,

schneidigen Gegner, der das Adelsprädikat überging, mit einem langen, vielsagenden Blicke, — er schwieg. Oh, wäre er jetzt mit den beiden allein gewesen; ein kleiner Kugelwechsel hätte sein ohnehin nicht kleines Schuldkonto nicht allzu sehr belastet, zumal Wehrlosen gegenüber.

Der Baron war der Rede und scharfen Gegenrede nicht gefolgt, er stützte sein Haupt in die Handflächen seiner mit den Ellenbogen auf den Tisch gestützten Arme und befand sich mit seinen Gedanken anscheinend abwesend.

Tiefer Groll gegen den Fürsten lodte in den Herzen und Augen aller, nur der junge, bartlose Herr von Schaalen lachte dem Fürsten beifällig zu.

Ein nicht mehr zu bannendes Unbehaglichkeitsgefühl ergriff alle.

Die Gäste verabschiedeten sich ziemlich plötzlich, und unter Schellengeläut fuhren die Schlitten von dannen; der Mond stand schon stark am westlichen Himmelrande, und die Gebäude warfen bereits lange Schatten.

Still war es im Schloßhose geworden; in der Gefindestube aber jammerte und klagte um sein für immer verlorenes Auge ein — Mensch.

Der Baron war jetzt allein und hatte Muße, über die Ereignisse der vorangegangenen Stunden nachzudenken.

Noch lagen und standen die Überreste von Speisen und Getränken auf dem Tische, und auf dem Teppich im Nebenzimmer lagen verstreut die Münzen, die von dem Messingteller, den der Bär in seinen Tagen balanciert hatte, heruntergefallen waren; es war ein stattliches

Stümmchen, welches der Schloßherr, die Geldstücke jetzt auflesend, zusammenge sucht hatte, darunter allein drei Dukaten in Gold.

Wie im Traum befangen, weilte der Baron allein im Zimmer. Die Gräfin hatte sich schon zur Ruhe begeben, ohne sich besonders von ihm zu verabschieden. Die um Mitternachtszeit neu aufgesteckten Kerzen waren bis auf die Stümpfe abgebrannt. Schon wollte auch der Schloßherr sich in sein Schlafgemach verfügen, als er auf dem Gange dahin plötzlich stehen blieb. Die kostbare Perlen schnur, welcher er Fräulein Hedwig eighändig um den Hals gelegt, sie hing am Gehäuf der Stoduhr.

Tausend Gedanken flogen jetzt blitzschnell durch sein Hirn; es unterlag für ihn keinem Zweifel, daß Hedwig den Schmuck selbst gelöst und selbst hingehängt hatte. Weshalb aber? — Eigentümlich! Warum an der Uhr? War es Zufall oder Absicht, daß der Spruch: „una ex his tua“, der über dem Zifferblatte eingegraben stand, mit diesem Schmuck sich verband? Sollte er wirklich nur von einer einzigen glücklichen Stunde künden? Oder sollte er nur an die einzige Unglücksstunde mahnen? Waren die kaum geknüpften zarten Bande der Liebe etwa schon zerrissen? Absicht war auf alle Fälle die Ursache. Ein solcher Schmuck war ja zu wertvoll, um achtlos an ihm vorüberzugehen oder gar ihn zu verschmähen. Er begann die weitere Entwirrung des Rätsels fast zu fürchten. Vielleicht hatte die Lehrerin, als Hedwig in Ohnmacht sank, die Perlen schnur gelöst, und ohne sich etwas Besonderes dabei zu denken, den Schmuck um das Uhrgehäuse

gehängt. Es war dann auch möglich, daß Hedwig in der Nachwirkung des Schreckens das Fehlen der Perlen schnur nicht bemerkt hatte. Und doch und doch! Was sollte der sich aufzwingende Gedanke, daß eine andere, bedeutungsvolle Absicht vorliege? Mit einer gewissen Scheu nahm der Baron den kostbaren Schmuck vom Uhrgehäuse herunter. Seine Hände zitterten; wehmütig nachdenkend ließ er die Perlen durch die Finger gleiten, das Perlenhalsband erinnerte ihn schmerzlich an das Bild Hedwigs.

Unaufhaltsam vorwärts rückten die Zeiger der Uhr. Der Baron war in einen Lehnstuhl gesunken; er dachte nach über die peinliche Situation, in die er sich selbst gebracht hatte. Bald aber beschäftigten sich seine Gedanken mit freundlicheren Bildern, mit der Erinnerung an die Dame seines Herzens.

Hedwig hatte ein mimosenhaftes Wesen an sich, welches fast an's Krankhafte mahnte. Aber der Baron war ihr doch herzlich gut, glaubte es wenigstens zu sein, und das zitternde Täubchen wollte der starke Habicht lieben. Seltsam! Er glaubte dieselben Empfindungen gestern abend in ihren Augen gelesen zu haben. Und seine Augen sagten ihr dann: „Fürchte dich nicht vor mir“, und er gewährte, wie vertrauende Ergebung tief im Grunde des Auges aufleuchtete. Er war so glücklich, so außerordentlich glücklich darüber. Oder glaubte er nur vielleicht die vertrauende Ergebung herausgedeutet zu haben, war es nicht vielleicht Furcht vor ihm? Die Liebe der Taube zum Habicht? Kann eine Taube den Habicht lieben? —

Die Zweifel wollten nicht weichen. Unbeabsichtigt glitten die Perlen wieder durch die Finger, — doch da, — die größte derselben klemmte, und wie elektrifiziert erhob er sich von dem Sessel. Was war das? Was sollte das bedeuten? Er hatte doch die Perlenkette vorher geprüft und kein Versagen bemerkt. Hastig trat er näher zum Lichte. In der Gleitöffnung für die Seidenkette erblickten seine Augen einen winzig schmalen Papierstreifen, welcher das einzige Wort „Spinett“ trug.

Eine starke Blutwelle drang zu seinem Herzen, tiefes Atmen kündete eine heftige Erregung an, die ihn ergriffen. Scheu wendete er sich um. Auf dem Spinett lag nichts, — vielleicht heruntergefallen, heruntergeweht? Vergeblich sein Suchen. Vielleicht im Spinett?

In fieberhafter Hast hob er den Deckel des Instruments, ein kleines Briefchen leuchtete ihm entgegen. Er las:

„Herr Baron! Es liebt ein Hahndiebstahl eine Taube, die ihn fürchtete, aber nicht lieben konnte. Unsere Lebensanschauungen und unser Gefühlsleben gehen auseinander. Ich schätze viele Ihrer ritterlichen Eigenschaften, fühle mich aber nicht stark genug, mein Leben lang an Ihrer Seite zu wandeln. Bestärkt darin hat mich die Brutalität des Fürsten von Pna. Die Erziehungsgrundsätze prägen die Lebensmünze. Werden Sie glücklich und vergessen Sie mich! Die Perlenkette hängt an der, die Ewigkeit predigenden Uhr. Gedwig.“

Niedergeschmettert von dieser Botschaft, sank der Baron zurück in den seidenen Polstersessel und bedeckte

sein Antlitz mit den Händen. „Also dasselbe Empfinden, Hahndiebstahl und Taube“, murmelte er leise vor sich hin.

Dann nahm er die Perlenkette, die er tränenden Auges küßte, und legte sie in ein Kästchen, welches die Zukunfts- und Kleinodien seiner Ahnen barg.

Schon war die vierte Stunde nach Mitternacht vorüber, und immer noch wollte der Schlaf die brennenden Augen nicht erquickern. Das Himmelbett mit den zarten, seidenen Daunenvorhängen blieb unberührt. Langsam schritt der Schlossherr im Zimmer auf und ab. Der Hahn hatte schon gekräht, und das Vieh in den Ställen brüllte der kommenden Morgendämmerung entgegen.

Der Baron zog an der Glocke, deren Ton durch das ganze Haus schallte. Nicht lange dauerte es, daß Ruba, den Schlaf sich aus den Augen reibend, im Zimmer seines Herrn erschien, um die Wünsche desselben entgegen zu nehmen.

„Wo sind die Schlüssel zur Kreuzkirche?“

Ruba war ganz verwundert über diese Frage, die nur sehr selten, gewöhnlich nur an Todesgedächtnistagen der letzten Vorfahren des Barons gestellt wurde.

„Ich habe sie in meinem Spind, gnädigster Herr.“

„Dann hole sie, zünde eine Laterne an und bringe das schwarze Gewand mit; du sollst mich begleiten. Hüte dich aber in den dicksten Schafpelz, denn der Wind geht kalt.“

Ruba ging kopfschüttelnd hinaus, um bald darauf mit leuchtender Laterne, in der ein Talglicht steckte, im Zimmer wieder zu erscheinen.

Der Schlossherr hatte sich inzwischen warm an-

gekleidet und warf den von Ruba gereichten, schwarzen langen Bußkittel, auf dessen Rücken ein armlanges, weißes Kreuz aus Leinwandstreifen aufgenäht war, über.

„Gehe voran und öffne die Kirchthür!“

Ruba tat, wie ihm befohlen worden. Fast manns- hohe, von eisigem Ostwind zusammengewehte Schneehügel mußten durchwatet werden, und trotz der warmen Kleidung drang die Kälte erschauernd durch bis auf den Körper.

Ruba öffnete das schwere, eiserne Schloß der mit starken Bändern beschlagenen Kirchthür.

Eine Luft längst verbrannten Weihrauches, in die sich vorwiegend der Geruch brenzlischen Oles mischte, erfüllte den kleinen Raum, der knapp achtzig Personen fassen konnte. Vor dem Altare brannte das ewige Licht. Wie Geister traten die beiden in das Innere dieses alten Kirchleins und beneigten die Stirn mit dem, in dem Sandsteinbecken zu Eis gefrorenen Weihwasser.

Unter dem Chor blieb Ruba verständnisinnig zurück, während der Baron sich dem Altare näherte, vor dessen Stufen er sich in seiner ganzen Länge, das Gesicht zur Erde, mit ausgestreckten Armen, hinwarf.

Lange Zeit lag er so stumm dahingestreckt, und das Hüfteln und Räuspern seines Dieners, der eine Erkältung seines Herrn befürchtete, beachtete er nicht.

Endlich erhob er sich und schritt tiefernt dem Ausgange zu.

Ruba verschloß die schwere Kirchthür.

„Bewahre jedermann gegenüber Schweigen über meinen jetzigen Besuch des Gotteshauses.“

„Ich werde es tun, gnädiger Herr“, entgegnete der getreue Diener.

Lautlos, wie sie gekommen, kehrten sie zurück. Niemand erfuhr etwas davon, und Bußhemd und Schlüssel wurden wieder sorgfältig aufbewahrt.

Allmählich brach der Morgen an. Im Schloßhofe wurde es lebendig. Die Erinnerungen des gestrigen Tages, bestehend in leeren Tellern, Gläsern und Flaschen wurden hinweggeräumt, und man ging in Filzschuhen, um die Ruhe des Schloßherrn nicht zu stören. Die Zimmer wurden gelüftet und gereinigt, tiefe Ruhe lagerte auf dem Hofe.

Der Arzt kam, um sich nach dem Befinden des unglücklichen Slovaken zu erkundigen, den er resigniert und verhältnismäßig schmerzfrei fand. Vom Baron fand er ein Billet vor, in welchem dieser ihn bat, am Abende auf einige Stunden im Schlosse zu erscheinen.

Der Bär hatte sich im kleinen Stalle seiner Fesseln ganz entledigt, und niemand wagte sich an ihn heran, um ihm das Futter, nach welchem er grunzend verlangte, zu reichen; doch es mußte sein. Durch die Decke hindurch, in welche man eine kleine Öffnung sägte, reichte man ihm einen frisch gelösten Hammelkopf, dem noch andere Fleischstücke folgten, die er aber nicht mehr gänzlich verzehrte; ein Beweis dafür, daß er sich genügend gesättigt hatte.

Doch auch einem fatten Bären darf man sich nicht immer ungestraft nahen. Eine Schüssel voll Met, wohl fünf Quart enthaltend, wurde vorsichtig durch die Deckenluke heruntergelassen, und von dem Duft dieses

Getränks angezogen, schlürfte das braune Botteltier den Trank in schlechtigen Zügen. Immer wieder kam er heran, der Met schien ihm trefflich zu munden, und bis auf einen kleinen Rest war das Gefäß innerhalb einer Viertelstunde geleert. Die Wirkung dieses Genusses zeigte sich nur zu bald. Mehrmalige Purzelbäume ergöhten das Auge der durch die Deckenluke Schauenden, und bald lag das starke Tier in tiefem Rauschschlase, aus dem es nicht einmal der scharfe Spieß des Schloßnachtwächters erwecken konnte.

Der Slovake wurde geholt und von dem Zustande des Bären unterrichtet. Ohne Furcht trat er in den Stall und löste vollends die als Fesseln benutzten, schon zum Teil abgestreiften Handtücher und Stricke. Der Bär wachte nicht auf, und die Hofknechte hatten ein rechtes Vergnügen daran, die stark bewährten Pranken des Riesen zu heben, zu betrachten und fallen zu lassen. Nur ein schwaches Grunzen ertönte, vor welchem dann die sogenannten mutigsten Spaßmacher am ehesten kniffen, um in ruhmrediger Weise ihre Unererschrockenheit zu beteuern und zu versichern. Der Bär schlief einen richtigen Bärenschlaf.

Es war des Nachmittags, als der Slovake als Entschädigung für die erlittene Unbill, für die namenlosen Schmerzen und das verlorene Auge vom Schloßsekretär des Barons, von Roschamski, zehn Golddukaten angeboten erhielt, mit der Aufforderung, das Gutsgehöft zu verlassen; außerdem wurden ihm noch die gesammelten, vom Baron aufgefundenen Münzen eingehändigt, die ungefähr fünf Dukaten ergaben.

„Die fünf Dukaten für die Vorstellung sind eine wahrhaft fürstliche Belohnung, für die ich allen Gästen ehrfurchtsvoll danke; aber nur zehn Dukaten für den Verlust meines Auges und für die grenzenlosen Schmerzen, die ich gelitten und die ich noch leide, die sind ein zu geringer Betrag, mit dem ich nicht zufrieden gestellt sein kann.“

Erstaunt fragte ihn nunmehr Herr von Roschamski, was er denn für das verlorene Auge beanspruche.

„Dreißig Dukaten, hoher Herr, und keinen mehr oder weniger“, gab der Slovake bestimmt zur Antwort.

„Mit einer so hohen Forderung werdet Ihr, lieber Mann, beim Herrn Baron kein Glück haben“, entgegnete etwas unwirsch der Schloßsekretär.

„Dann gebet mir das gesunde Auge zurück, das ich durch Eures Herrn Schuld verloren habe, und ich will Euch noch dreißig Dukaten, ich, — als armer Slovake — zuzahlen.“

„Ihr seid ein wenig töricht“, herrschte ihn der Schloßsekretär an, „was geschehen ist, läßt sich leider nicht mehr ungeschehen machen, so gern ich dieses auch wünschte. Aber zehn Golddukaten sind doch nachgerade eine sehr hohe Summe, ein Betrag für den Ihr in Eurer Heimat ein stattliches Antwesen erwerben könnt.“

„Aber kein zweites Auge, mein guter Herr, das der liebe Herrgott nur einmal dem Menschen gegeben.“

Herr von Roschamski sah die Tristigkeit der vorgebrachten Gründe ein.

„Hier habt Ihr nochmals zehn Dukaten, im ganzen also zwanzig Dukaten, aber keinen Groschen mehr“, schloß

ernst und fast unwillig der Schloßsekretär, die Summe dem Slovaken anbietend.

„Weib, was sagst du zu dem schmählischen Handel?“ fragte bestürzt der Slovake.

„Du mußt hundert Dukaten fordern, und hättest dann wenigstens siebenzig erhalten, du armer, bemitleidenswerter Narr.“

„Ihr seid eine arme Närrin“, bemerkte ärgerlichen Tones Herr von Roschamski.

„Nehmet Eure Worte zurück“, kreischte das unglückliche Weib auf, „oder ich werfe Euch dem Bären in den Rachen“, und nahm eine drohende Haltung an, um den Worten die Tat folgen zu lassen.

Scheu wandte sich der Schloßsekretär zur Seite und prüfte die lodernden Blicke des aufgeregten Slovakenweibes.

Das kleine Mädchen fing zu weinen an.

„Behaltet Euer Geld und bleibt mit Gott!“ Mit diesen Worten wandte sich der Bärenführer zum Gehen.

„Ich will der Summe selbst noch zwei Dukaten zulegen, mehr kann und darf ich nicht. Ihr habt also zweiundzwanzig Dukaten, seid nun zufrieden und reiset mit Gott.“

Der Bärenführer nahm zögernd das Geld und trat die Rückreise mit seinem Bären, der brummend auf allen Vieren trollte, vorweg an. Einige Schritte hinter ihm gingen weinend des Slovaken Weib und Kind.

Hinter den Fenstern des Schlosses stand der Baron, den die ausziehende Künstlertruppe, der Bärenführer und seine Familie, erblickte. Mit drohend erhobener

Faust, die blutgetränkte Binde über dem Auge, nahm der Slovake Abschied von der Stätte, an der ihm so schweres Unheil begegnet war.

Die Wölfe im Zwinger heulten und gebärdeten sich, den Bären sehend, wie rasend.

Der Schloßherr griff mit seiner Hand nach dem Herzen, und Tränen rollten ihm aus den Augen.

Eine Stunde später erschien der Schloßsekretär zum Bericht, um seinem Herrn Kunde von den eingegangenen Brieffschaften zu geben. Auch des Slovaken wurde erwähnt.

„Mir tut der Mann leid, über den ich so schweres Unglück gebracht, und ich begreife seine Drohung, die er mir als letzten Gruß zugebracht hatte.“

„Herr Baron, dieses Bärenführervolk ist trüg und fühlt sich nur wohl im Umherziehen, und wo es irgendwo Rechte wittert, wird es in den Forderungen maßlos.“

„Darnach sah mir der Mann doch nicht aus“, entgegnete weichgestimmt der Schloßherr.

„Immerhin kann man einen solchen Schaden mit Geld eigentlich nie voll wett machen, und die Summe von achtzig Dukaten wird ihm später wohlthun, nachdem er sich in das Unabwendbare des Schicksals gefunden haben wird. Doch was hat er denn gefordert?“

„Eine hohe Summe, Herr Baron, die wir nicht bezahlen konnten. Er, oder vielmehr sein Weib, verlangte volle Hundert Dukaten“, antwortete, die Worte zögernd herausbringend, niedergeschlagen der Schloßsekretär.

„Nun, ich finde die Summe nicht gerade zu hoch, und

ich hoffe, daß der Mann zu seinem Rechte gekommen ist. Sie haben ihm doch die verlangte Summe gezahlt?"

Wie mit Purpur übergossen, stand verlegen der Schloßsekretär vor seinem Herrn.

„Nun, wieviel war es denn, das der Mann erhielt“, forschte der Schloßherr in wachsender Unruhe.

„Zweiundzwanzig Dukaten, Herr Baron, außer der Tellerammlung“, stotterte Herr von Roschamski mühsam hervor.

„Zweiundzwanzig Dukaten? Um Gottes Wunden willen! Und diese Summe wagten Sie dem Erbarmungswürdigen anzubieten, obgleich ich achtzig Dukaten zu geben befahl?“ schrie jetzt der Baron, dessen Stimme im ganzen Schlosse laut widerhallte. Er riß sich die Haare vom Haupte. „Man hätte Sie, ob Ihrer Herzlosigkeit der Bestie zum Fraße vorwerfen sollen.“

„Gernach, gnädiger Herr, wäre beinahe auch ohne Ihren Willen geschehen“, entgegnete hart der Schloßsekretär, dem Baron gegenüber hoch aufgerichtet. „Das Wohlthun, Herr Baron, hat eine Grenze, die jedem Menschen gezogen ist.“

„Auch noch eine falsche Moral unterstehen Sie sich mich zu lehren?“ brauste noch heftiger als zuvor der Schloßherr auf.

„Nein!“ entgegnete fest und bestimmt der Schwerbeleidigte. „Ich gehöre nicht zu denen, die Rechte anderer unterdrücken und bringe gern selbst Opfer, so weit dies meine bescheidenen Verhältnisse gestatten. Wir haben aber nicht mehr die genügenden Mittel, um in großen Zügen Wohlthätigkeit üben zu können.“

„Das heißt doch nicht mehr Wohlthätigkeit üben, das ist einfach christliche Pflicht“, entgegnete etwas gemäßigter in der Rede der Baron.

„Wir hatten nur noch ganze vierzig Dukaten in der Kasse, da konnte ich keine achtzig geben.“

„Um Gottes und des Himmels willen“, zuckte fragend der Schloßherr erbleichend zusammen, „ist das alles?“

„Nicht mehr und nicht weniger“, stöhnte schmerzlich bewegt der Schloßsekretär.

Der Baron schien außer Fassung zu geraten; seine Brust arbeitete heftig, und sein Blick ging unstät.

„Dann hätte man zu Simeon, dem Juden, schicken sollen.“

Herr von Roschamski zog zweifelnd die Achseln hoch.

„Was soll Ihr Achselzucken bedeuten, reden Sie!“ und wieder erregter Klang die Stimme des Schloßherrn.

„Herr Baron, wir stecken schon tief genug in Simeons Tasche, — und die Nichteinladung zur Fasnacht wird er Ihnen nie vergessen“, setzte Herr von Roschamski bedeutungsvoll zu.

„Juden gehören nicht zur Tafel des polnischen Adels“, erwiderte erregt der Schloßherr.

„Darüber, Herr Baron, kann man auch anderer Meinung sein“, entgegnete scharf der Schloßsekretär, „zumal auch einer Ihrer besten Freunde, Herr Doktor Gustil, Jude ist. Simeon ist ein einwandsfreier ehrenwerter Mann, und es ist meine sittliche Pflicht, den Abwesenden zu verteidigen.“

Der Schloßherr schaute finsternen Blickes auf Herrn

von Roschamski und schwieg betroffen einige Augenblicke lang.

„Was Sie, mein lieber Herr von Roschamski, bezüglich des Juden erwähnten, kann wohl zutreffend sein, jedenfalls aber nicht in dem Maße, daß ich mich ihm gegenüber verpflichtet fühle. Doch wie machen wir das schwere Unrecht wieder gut, das wir dem Slovaken angetan?“

„Hm! Simeon muß eben weiter Geld borgen, —“ entgegnete mit verärgelter Stimme der Schlosssekretär.

„Simeon und immer wieder Simeon, — Simeon vor zehn Jahren, Simeon heute und Simeon ohne Ende“, seufzte schmerzlich resigniert der Baron.

„Leider! Und doch ist daran vorläufig nichts zu ändern.“

„Dies sehe ich auch ein, doch muß schleunigst Rat geschaffen werden. Holen Sie also Hundert Dukaten, und übergeben Sie diese dem Unglücklichen, und bitten Sie ihn in meinem Namen um Vergebung. Ich hoffe, daß er sich noch in der Stadt aufhalten und zu finden sein wird, aber bitte, eilen Sie, Herr von Roschamski, ehe wir des Armen Spur verlieren.“

„Ich mache mich sofort auf den Weg und bitte um den Schuldschein, Herr Baron.“

Hastig setzte sich der Baron an den Schreibtisch, und in wenigen Augenblicken befand sich der Schuldschein in den Händen des Schlosssekretärs, der sich mit demselben sofort auf den Weg begab.

Simeon Schmiedner, im Volksmunde nur mit dem Vornamen genannt, war zu der Zeit der begüterteste,

jüdische Kaufmann in dem Städtchen und gewissermaßen der Bankier des Barons und des umwohnenden Adels. Schweigend, ohne mit der Wimper zu zucken, zählte er dem Schlosssekretär, der bis an die Haartwurzel errötet war, die geforderten hundert Dukaten auf.

Herr von Roschamski atmete erleichtert auf, als er die Wohnung Simeons verließ. Eilig suchte er den Slovaken auf, um ihm die Restschuld einzuhändigen. Er fand den Bärenführer auch bald in einer Herberge, mit Weib und Kind traurig in einem Winkel kauend. Ohne Umschweife bot er ihm die beträchtliche Geldsumme von weiteren achtzig Dukaten an.

Der Slovake war höchlichst erstaunt und tief gerührt; er nahm aber nur zehn Dukaten an, diejenige Summe, die zu den erstgeforderten dreißig Dukaten fehlte. Die Annahme weiterer siebenzig Dukaten wies er beharrlich von sich.

„Ich habe nicht mehr gefordert, als ich zu fordern berechtigt zu sein glaubte, und nicht ein Groschen mehr soll meine Tasche beschweren“, sagte treuherzig der Verletzte. „Berichtet, Herr, dem gnädigen Schloßherrn, daß ich an seine Großmut bis zum Tode gedenken, daß ich täglich für ihn beten werde, und daß ich ihm von Herzen verzeihe.“

Herr von Roschamski war tief erschüttert ob des edlen Gefühls, das sich unter diesem ärmlichen Leinwandkittel offenbarte, und um in etwas mehr die Familie schadlos zu halten, übergab er dem Slovakenweibe und dem Kinde je drei Dukaten, wofür er kniefälligen Dank erntete. Sichtlich erfreut trat er den Heimweg an.

Der Baron saß wie auf Nadeln, auf die Rückkehr des Schlosssekretärs wartend, und die Freude des Schlossherrn war groß, als er erfahren, welch befriedigenden Ausgang die traurige Angelegenheit genommen hatte. —

In der Gefindestube des Schlosses ging es laut und fröhlich her. Seit undenklichen Zeiten war es Brauch, daß die Hofleute den Fastnachtsdienstag als freien Tag, als einen Tag zum Austoben, für sich beanspruchten. Keine Hand hätte sich an diesem Tage zur Arbeit bereit gefunden, um keinen Preis der Welt. Nur für die Fütterung der Tiere blieb man besorgt, es mußte eben sein. Schon in den frühesten Morgenstunden klang es aus der Gefindestüche wie das Summen im Bienenstocke, zur Zeit des Schwärmens. Das Feuer prasselte auf dem Herde, und viele Duzende heißer Pfannkuchen mit Pflaumenmus gefüllt, prangten in den Schüsseln, lederen Genuß versprechend. Endlich nahte der heißersehnte Morgen, an welchem der Besuch des Gefindes vom benachbarten Gute Klimontow erwartet wurde. Für die Bewirtung der ankommenden Gäste war in jeder Hinsicht gesorgt.

Am Fastnachtsdienstag trat der „babski comber“ (weiblicher Mummenschanz) in seine Rechte. Die Mägde legten zu diesem Fastnachtstrubel Männerkleidung an, die Knechte Weiberröcke, und schon die Unbeholfenheit des Auftretens in der beiden Theilen ungewohnten Gewandung wirkte auf Darsteller und Zuschauer nachsalben erregend.

Unter Vorantritt eines Dudelsackbläfers und eines

Musikanten, der seiner Violine schauerlich schöne Töne entlockte, bewegte sich der Zug der Diensthoten, gegen vierzig an der Zahl, mit bekränzten Dreischlegeln, Sensen und Forken, in hellfarbenen, behänderten Kleidern, vom Schloßhose her bis zur langen, hölzernen Brücke, welche über die Przemsja hinweg nach Modrzejow in Polen führte. In einem hart am Ufer des Flusses gelegnem Kretscham, in der früheren Obtapianka, wurde gerastet und die Ankunft der Bediensteten von Klimontow erwartet.

Bald darauf verkündeten Clarinettentöne das Nahen des Klimontower Gefindes, und als jetzt verstärkte Truppe zogen die fröhlichen Leute zurück durch die Straßen des Städtchens.

Die letzten Vier des ziemlich langen Zuges schleiften an dünnen Hanfschnuren eine neu gegerbte Rindschaut, auf der Ruba, der Gutschalk, eine goldpapierene Krone auf dem Haupte, die Beine unter sich geschlagen, Grimassen schneidend, saß, und von der er, bei raschem Tempo, des öfteren in den Straßenschnee herunter kollerte.

Die Bewohner des Städtchens hatten ihre helle Freude an dem lustigen Aufzuge, und die in Männerkleidung verschämmt einherschreitenden blühsauberen Mädchen bedeckten mit zartgewebten, seidenen Taschentüchern ihr Antlitz, sodaß man den Eindruck der Sittsamkeit und Ehrbarkeit gewinnen konnte.

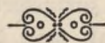
Auf dem Marktplatz angekommen, umkreiste die fröhliche Gesellschaft das alte, niedrige Rathhaus, um bald

darauf in der Synagogenstraße im herrschaftlichen Brauhause zu verschwinden.

Außer den vom Gutshofe inzwischen herbeigeschafften Speisen wurde vorzügliche Kielbassa, eine bekannte, treffliche Fleischwurst, gereicht. Obstwein und Met befeuchteten die Kehlen der Tanzenden. Gegen ein Uhr nachts war es, als die letzten Fiedeltöne verklungen waren, und die beiden Gesindeparteien voneinander Abschied nahmen.

Das Städtchen lag schon lange in tiefer Ruh, und nur der schlürfende, müde Schritt des Nachtwächters verriet den einzigen Wachenden. Dichter Nebel wallte über dem Flusse, und die geborstenen Eisschollen stießend krachend und gurgelnd aneinander. Auf dem Schloßhofe war es still geworden.

In langgezogenen, dunklen Fegen jagten am frühen Morgen unter heulendem Sturmwind die Wolken über die Stadt hinweg. In der Pfarrkirche ertönten die leise mahnenden Worte: „Gedenke, Mensch, daß du Staub bist und zum Staube zurückkehrst“, und geweihte Priesterhände zeichneten auf die Stirn der Gläubigen mit Asche das Zeichen des Kreuzes, — Aschermittwoch! Buße! —



Ein Abend beim Baron.

Wie ein großer See dehnten sich die schäumenden, raschen Wasser der Przemsja auf das russische Uferland aus, dasselbe weithin überflutend.

Bis nach Dembowa-Gora hin rauschten die Bogen, und das Städtchen Modrzejow stand fast unter Wasser. In dem Myslowitzer Stadtgraben, dem Potok, donnerten die von den Feldern heruntergekommenen gelberdigen Wasser mit dämonischer Gewalt in rasendem Lauf. Das Bersten fußdicker Eisschollen des Flußwassers hallte ab und zu wie Pistolenschüsse. Auch das diesseitige Ufer des sonst ruhig dahinfließenden Wassers wurde in Mitleidenschaft gezogen, und die Anwohner des Ufergeländes mußten mit Weib und Kind und ihrer Habe in den höher gelegenen Teil des Städtchens flüchten.

Aus den hölzernen Dachrinnen, aus Zinkblech gefertigte hatten nur einige Gebäude, sang der schmelzende Schnee die ersten Frühlingshymnen, laue Rüste wehten, die Nacht des schneereichen, harten Winters war gebrochen. Langsam ebbte der Fluß ab, und nach wenigen Tagen bot derselbe das gewohnte Bild. —

Im Schloßhofs weilte der Baron und wußte nicht recht, womit er sich die kurzen Tage und langen Abende vertreiben sollte. Zu einer ernstern Tätigkeit fehlte ihm der Wille, und die kleinen Abrechnungen in der Wirtschaft, mit Fischereipächter, Wirtschaftskastellan und Arrendator wirkten stets unangenehm auf ihn ein. Nach damaliger Anschauung des polnischen Adels widersprach es seiner Würde, Rechnungen zu prüfen und nach dem Rechten in Haus und Hof zu sehen; wozu hätte er denn sonst seinen Verwalter gehabt? Jagd und Tanzgelagen und gegenseitigem, oft meilenweit entferntem Besuch war vornehmlich die Zeit gewidmet. Doch das Fastengebot sperrte rauschende Vergnügungen, und der Baron suchte sich schlecht und recht mit dieser Tatsache abzufinden. Die Rechtspflege allenfalls konnte ihn aus seinem Dämmerleben etwas herausreißen. Da jedoch sein Einfluß auf diesem Gebiete durch die heranwogende Zeit immer mehr eingeengt wurde, verlor er auch für diese ziemlich trockene Tätigkeit allmählich das Interesse. Er sehnte deshalb jeden Abend herbei, um im Kreise geladener Personen, die gern sich dieser Auszeichnung freuten, bis tief in die Nacht hinein Domino, Whist oder L'hombre zu spielen. Silbergeld war im allgemeinen verpönt und dies mit einem wirklichen Recht, denn das Grenzstädtchen war mit Münzen polnischer Währung stark im Verkehr, und die schwach amalgamierten, kupferdurchschimmernden polnischen Groschen werteten kaum den fünfzehnten Teil des auf denselben lautenden Soll's, und so sah man den goldenen Dukaten, Louidor's, vollwichtige, fein klingende preußische Taler und große Zweitalerstücke auf dem

Spieltische lieber. Allenfalls spielte auch der österreichische Silbergulden eine Rolle. Ein Verlust einer handvoll Dukaten schmerzte den Baron nicht besonders, namentlich nicht in früherer Zeit. War er doch Besitzer mehrerer Güter, die über zwei Quadratmeilen ausmaßen und ihm manch' große Ausgaben gestatteten, da Wälder und verpachtete Felder, einige Ökonomieen, Mühlenpacht, Brauerei und Brennerei ganz hübsche Summen erbrachten.

Der Schloßherr lebte wie ein kleiner Fürst. Und wurde einmal das Geld knapp, dann mußte Simeon eben welches heranschaffen, und er schaffte es auch.

Im wohldurchwärmten, von zahlreichen Kerzen hell erleuchteten Gemache saßen beim Glase alten Ungarweins, der in besseren Kreisen mit Vorliebe getrunken wurde, am Spieltische der Schloßherr, der Arzt Doktor Gustil, der Apotheker und zwei vermögende Ratsherren des Städtchens. Auch der Erzpriester Kiewka war anwesend, aber nur als stiller Zuschauer; er war Gegner jeden Kartenspiels. Die Partie Whist wollte nicht recht in Gang kommen, man war nicht bei der Sache und mehr geneigt, unter schöngeistigen Gesprächen die Stunden zu verbringen. Der Schloßherr war im kleinen Verlieren. Die Einsätze schienen ihm zu gering, der Nervenreiz war zu schwach, und etwas ermüdet warf er die Karten zusammen.

„Sie haben, meine Herren, vielleicht nichts dagegen, wenn wir heute etwas weniger dem Spiel huldigen und die Stunden in angenehmer Unterhaltung verbringen,

zumal ich die Ehre habe, so viele, freundliche Herren bei mir zu sehen.“

„Aber mit Vergnügen, Herr Baron“, klang es einstimmig aus aller Munde. „Vielleicht erzählen Sie uns etwas von Ihrer letzten großen Reise nach Agypten, das wir doch nur aus der Geschichte und den Karten kennen, und über welches wir bislang nur lesen konnten. Selbst-erlebtes, Selbsterzähltes hat immer noch den Reiz des Unmittelbaren, Wahren.“

Und der Baron wußte interessant und gewählt zu erzählen. Es war ein wirklicher Genuß ihm zuzuhören. Die Schilderungen der Eindrücke der abwechselungsreichen Reisen wirkten spannend, und die Erwähnung von Begegnungen mit einer großen Anzahl polnischer Aristokraten, die theils in Agypten, theils in Paris die langandauernden Wintermonate zu verbringen pflegten, brachte unwillkürlich die Unterredung auf's politische Gebiet, zumal der Baron zu gleichem Zwecke, in spätestens acht Tagen eine Reise anzutreten beabsichtigte.

Der bis jetzt leichte, fröhliche Plauderton wich wehmütigen und ernstern Worten. —

Die dritte Teilung Polens war vorüber, nicht aber war die Erinnerung an den Verlust dieses Reiches in den Herzen der Polen vergessen. Die Grenzen dieses einst großen Landes, welches als der östlichste Kulturstaat galt, waren durch das liberum veto, die Eigenbrödelei und Eifersucht des polnischen Adels ausgelöscht. Doch nicht allein diese unrühmlichen Leidenschaften brachten den polnischen Königsthron zum Zerbrechen, es schien die

Strafe des Himmels sich herabgesenkt zu haben auf viele Schuldige, und sie traf auch Nichtschuldige.

Die oft an Grausamkeit streifende, jahrhundertelange Knechtung des armen Mannes rief schreiend zum Himmel, zu Gott um Erbarmen, und was Väter und Urgroßväter gesündigt, mußten jetzt Söhne und Enkelkinder büßen.

Vergeblich waren die einzelnen, siegreichen Schlachten und Gefechte hervorragender, begeisterter polnischer Heerführer gegenüber einem übermächtigen Gegner, der Hunderttausende wehrfähiger Männer in's Feld gebot; vergeblich floß das Blut Tausender, die, nur mit Säbren bewaffnet, furchtlos dem Feinde in's Auge geschaut und noch fallend gehofft hatten, durch ihren Tod das Vaterland zu retten. Es sollte nicht sein. — Der eherne Würfel der Geschichte war in's Rollen gekommen und stand jetzt still, das Spiel war für Polen verloren. Ermattet von dem schier endlosen Ringen war das Volk zusammengebrochen, das für die höchsten Güter dieser Erde, für Religion und Vaterland, seine letzten Opfer gebracht; es sehnte sich nach dem Frieden, und nur in dem Herzen des, seines Einflusses sich beraubt fühlenden Adels war die Begeisterung für die früheren Verhältnisse noch geblieben.

Manch edler Mann, er brauchte hierzu noch nicht ein Kind Polens zu sein, mag wohl tieferschüttet dem Untergange Polens zugeesehen haben; viele Helden hatten die Erde sterbend geküßt, aber nach dem letzten Akte des Trauerspiels fiel der weltgeschichtliche Vorhang. — Das Spiel war aus. —

Von diesen Gesichtspunkten aus bewegte sich in zarter Theilnahme das Gespräch, das der Baron mit seinen Gästen führte; sie wollten ihm nicht wehe thun, sie verstanden seinen Schmerz und seine Hoffnung; und es nahm sie nicht Wunder, als er in flammender Begeisterung von der Wiederaufrichtung des polnischen Reiches sprach; sie schwiegen jedoch, als sie merkten, daß der Baron rückhaltlose Theilnahme für die Sache Polens forderte.

Dem Baron war die eisig werdende Stimmung seiner Gäste nicht entgangen, sein Auge glühte fast fieberhaft, als er in den Mienen der Anwesenden nur Achtung und Mitleid gewahrte. Es schien ihm unfaßlich, mit seinem Schmerz und seinen Hoffnungen allein zu sein.

„Auf das Wohl des verlorenen, aber wieder erstehenden Königreichs Polen“, toastierte jetzt der Schloßherr, das Glas erhebend.

Die Gläser erklangen, aber nur unverständliches Murmeln und Verlegenheitshüsteln, die gar nicht zu der begeisterten Aufforderung im Einklange standen, huschten durch das Gemach.

Der Schloßherr blickte betroffen auf, eine dunkle Bornesader schwirrte auf seiner Stirn.

„Meine Herren! Es lebe Polen!“ brauste stärker jetzt die Stimme des vor innerer Erregung Zitternden.

Kein Glas erklang, keine Silbe ertönte.

„Gundebhut! Sie sind Verräter!“ schrie der Baron, mit den Zähnen knirschend und vom Sessel aufspringend in flammender Wut. Mit voller Wucht warf er eine vor ihm stehende volle Weinflasche in den, ihm gegenüber

stehenden, fast bis zur Decke hinaufreichenden Kristallspiegel, der von scharfem Schlag getroffen, in Scherben spaltete; dann sank er wie entgeistert in den Lehnstuhl und schaute stieren, gläsernen Auges auf die Gäste, die bleich aber ruhig sich von ihren Sitzen erhoben hatten.

„Gerr Baron, Ihre Worte haben den Boden der Berechtigung verlassen, doch treffen Ihre Beleidigungen uns nicht“, nahm in Ruhe der Erzpriester das Wort. „Unsere Würde und Bildung schützen uns vor solchen Ausfällen zur Genüge. Doch merken Sie wohl auf meine Worte: Die jahrhundertlang geflossenen Tränen der Leibeigenen haben den Himmel erstürmt, durchbohrt und Gottes Strafe auf die Summe der Übeltaten gelenkt. Dem maßlosen Hochmut des Adels, der in jedem zufällig sogenannten Niedriggeborenen nur den rechtlosen Nutzmann, nicht aber den Menschenbruder erblicken ließ, folgte der Untergang des Reiches. Das Volk wird langsam, aber sicher frei und entwindet sich dem unwürdigen Joch, aus dem es Preußens Könige erlöst haben, — Gott sei dafür Dank, Heil dem König!“ —

Schaum vor dem Munde, konvulsivisch zitternd, starrte der Baron den Sprecher an.

Dann schnellte er aus dem Sessel jählings empor, und eine Minute lang schien es, als wollte er sich auf den Erzpriester stürzen.

„Deine Würde, Priester, schützt dich“, preßte er zähneknirschend hervor. Die Hände waren zu Fäusten geballt. Dann sank er, wie erschöpft, in den Sessel zurück.

Die lange laute Rede und Gegenrede drang bis in das Zimmer des mit schriftlichen Arbeiten beschäftigten

Schloßsekretärs, der, nichts Gutes ahnend, auf den Beinen leise herbeischlich und plötzlich im Zimmer stehend, Zeuge des peinlichen Austritts geworden war.

Der Schloßherr schien in einer Ohnmacht befangen, der Arzt bemühte sich um ihn, indem er ihm ein polles Glas Wasser in's Angesicht schüttete.

Erzpriester, Apotheker und Ratsherren waren inzwischen fortgegangen, nur der Arzt war zurückgeblieben.

„Bitte, führen Sie, Herr von Roschamski, den Herrn Baron zu Bett und lassen Sie Ruba bei ihm wachen; die Erregung ist nicht weiter gefährlich, morgen früh ist er wieder munter.“

Mit diesen Worten verabschiedete sich der Arzt vom Schloßsekretär.

Ungefähr eine Stunde war vergangen, bis sich der Schloßherr ein wenig beruhigt hatte. Er verließ den Diwan, auf den man ihn niedergelegt hatte, und schritt, immer noch erregt, den mit Teppichen belegten Fußboden auf und ab. Ruba stand schweigend, in respektvoller Entfernung in der Nähe des Kamins, nicht weit von der Thür.

„Sind die Herren, die heut abend bei mir zu Besuch waren, sämtlich fort?“

„Keiner ist zurückgeblieben, Herr Baron“, entgegnete der Gefragte kleinlaut.

Schroth im Gesicht, die Hände wieder ballend, schritt der Schloßherr im Zimmer weiter. Er atmete heftig, laut hörbar und riß, als wenn ihm der Raum zu eng schien, die Fensterflügel auf. Dann wendete er sich um.

„Sage der Frau Gräfin meine Empfehlung, ich möchte sie gern sprechen wollen, ebenso auch Herrn von Roschamski, wenn es geht, ungefähr in einer halben Stunde.“ —

„Die Befehle, gnädiger Herr, werde ich sofort ausführen.“

Damit war Ruba, dem es ganz schweiß um's Herz geworden, froh aus der Stube entschwunden; es war ja nicht zu selten, daß er als Blißableiter für Herrenlaune dienen mußte, und die augenblickliche Situation versprach nichts Gutes.

Die Gräfin war ein wenig erstaunt darüber, zu so verhältnismäßig später Stunde, es war nahe an acht Uhr, beim Schloßherrn erscheinen zu sollen. Es mußte, ihrer Ansicht nach, deshalb etwas ganz außerordentliches vorliegen. Der Schloßsekretär dagegen hatte nach dem Austritt von heute abend den Befehl zum Erscheinen erteilt.

Und sie kamen.

Gegen alle Voraussetzung fanden beide den Schloßherrn in äußerst liebenswürdiger Stimmung, die Beklemmung wich von ihren Herzen; namentlich aber fühlte sich Herr von Roschamski befreit, während die Gräfin kavalierrmäßiges Verhalten unter allen Umständen erwartete, eventuell auch streng gefordert hätte.

„Frau Gräfin habe ich zu später Abendstunde hierher gebeten und danke für freundliches Erscheinen.“ Mit diesen Worten küßte der Baron der Dame die Hand und geleitete sie zum Sessel.

„Herr von Roschamski, bitte, nehmen Sie Platz.“

Der Schloßherr läutete und befahl dem hereintretenden Kuba das Heraufholen zweier Flaschen Schaumweins. Er füllte dann selbst die Gläser, die beim Anstoßen leise erklangen.

„Ich habe die Absicht, der tödlichen Langeweile hier auf dem Schlosse auf einige Monate lang zu entfliehen“, begann der Schloßherr. „Bedeutende politische Notwendigkeiten erfordern zudem meine Anwesenheit in Paris; ich weiß im voraus, daß Sie über Zweck und Ziel meiner Reise schweigen werden und gilt deshalb für die Außenwelt Italien als das Land, in welchem ich das Frühjahr verbringen will.“

Die Aufstehenden nickten bejahend.

„Aus dem angeführten Grunde wollte ich nun wissen, ob und inwieweit, und in welcher Höhe die Pachtgelder gezahlt worden sind. Hat Sosniersch die Fischereipacht entrichtet?“

„Auf Dufaten und Groschen genau“, antwortete Herr von Roschamski.

„Nun, ganz wie ich voraussah“, bemerkte wohlwollend der Baron. „Sosniersch ist immer der Pünktlichste, und ich freue mich stets, wenn ich ihn, sei es auch erst nach vielen Monaten, wiedersehe. Wenn Sie ihm begegnen sollten, dann bitte, grüßen Sie ihn von mir, dem Schloßherrn. Übrigens, wieviel Zentner Karpfen hat denn der vorjährige Fischzug aus dem Schloßteiche erbracht?“

„Bierhundertzweiundzwanzig Zentner Vollfische“, antwortete der Schloßsekretär, „Fische unter zwei Pfund Gewicht blieben als Beisatz zurück, sodaß wir in drei Jahren auf ein gutes Ergebnis hoffen können.“

„Ei, das ist ja ein hübscher Ertrag“, sprach erfreut der Schloßherr, „das gibt ja, der Zentner mit zwei Dufaten gerechnet, ganze achthundertvierundvierzig Dufaten.“

Der Schloßsekretär nickte bejahend.

„Und wie steht es denn mit dem Erlös der vorjährigen Ernte, für verkauftes Holz? Wir haben doch, soweit mir erinnerlich, gegen zehn Morgen schlagbaren Wald niederlegen lassen und muß doch ein stattliches Sümmechen dafür gezahlt worden sein, zumal die Bäume über hundertjährig waren.“

„Es ist alles beglichen und verbucht; ich werde gleich die schriftlichen Unterlagen bringen, aus denen der Herr Baron die einzelnen Zahlen selbst lesen können.“ Mit diesen Worten entfernte sich der Schloßsekretär, um die Bücher herbeizuschaffen.

„Ach, Herr von Roschamski, bitte bringen Sie auch meine Bücher mit“, rief ihm die Gräfin nach und überreichte dem Eiligdavongehenden die Schlüssel zu dem eisernen Kasten, der in ihrem Schlafzimmer in die Wand eingemauert war, in dem die Bücher sich befanden.

„Frau Gräfin, das ist aber doch nicht notwendig“, wehrte der Schloßherr galant. „Frau Gräfin brauchen nur die Zahl zu nennen.“

„Nein, Herr Baron, — es ist besser so“, entgegnete verbindlich lächelnd, aber bestimmt die Repräsentantin des Schlosses.

Nach einigen Minuten schon erschien Herr von Roschamski und legte die Bücher auf.

Bögernd trat der Schloßherr näher, um sich die Zahlen anzusehen, er tat es mit wenigem Behagen.

Herr von Roschamski war klug, er wollte nicht gleich mit der Thür in's Haus fallen, sondern den Schloßherrn erst mit kleineren Zahlen an größere Beträge gewöhnen. Und so folgte nur langsam Blatt auf Blatt. —

„Da hat ja der Branntweinbrenner noch immer nicht seine Pacht bezahlt?“ fragte etwas erregt der Baron.

„Er schuldet dieselbe schon seit zwei Jahren, er macht immer dunkle Einwendungen. Jede Mahnung weist er lächelnd zurück. Auch entschuldigt er sich damit, daß das Absatzgebiet für sein Produkt stark unterbunden sei, weil den Schmugglern nach Polen jetzt außerordentlich scharf auf die Finger gesehen und geklopft wird.“

„Um, das ist aber sehr fatal; die Summe ist beträchtlich. Suchen Sie ihn durch gute Worte zur Zahlung zu bewegen, vielleicht zahlt er die Hälfte. Strenge lassen Sie aber, bitte, vorläufig ihm gegenüber nicht walten. Ich habe meine besonderen Gründe hierfür.“

„Herr Baron, ganz wie Sie wünschen.“

„Bitte, schlagen Sie doch das Konto des Fürsten von Pna auf! Hat der noch nichts von dem Geliehenen zurückgezahlt?“

„Leider! Noch nicht einen polnischen Groschen.“

Der Baron biß die Zähne aufeinander.

„Nun, wieviel schuldet er denn?“

Der Angeredete schlug jetzt langsam das Konto auf und wies stumm mit dem Finger auf die Zahl.

„Simmeldonnerwetter“, brauste der Baron auf, „drei-

tausendsechshundert Dukaten in Gold, das ist ja eine Riesensumme.“

„Ohne die Zinsen seit vielen Jahren“, bemerkte beiseiden mit Nachdruck der Schloßsekretär.

„Der Adel nimmt keine Zinsen“, erhielt er ärgerlich als Antwort. „Das überläßt er andern Christenmenschen und den Juden.“

„Aber Herr Baron müssen vorläufig sich die Zinsen für das vom Fürsten entnommene Geld bis auf den letzten Groschen von Simeon anrechnen lassen“, setzte bedeutungsvoll Herr von Roschamski zu.

„Mir kocht es immer im Herzen auf, wenn ich den Namen Simeon höre; ich fürchte noch an diesem Namen zu sterben“, zitterte die Stimme des Schloßherrn.

„Herr Baron, ich fürchte mehr den Namen des Fürsten. Simeon ist der einzige am Orte, der aushelfen kann, und der auch jederzeit hilft; man hört nichts Böses über ihn, er ist ein frommer und wohlthätiger Handelsmann.“

„Seit wie lange ist er schon Bürger dieses Städtchens?“

„Seit vielleicht zwanzig Jahren, Herr Baron. Er war schon zu des verstorbenen Herrn Barons Lebzeiten lange Jahre hier ortsansässig.“

„Und ist reich geworden!“ bemerkte der Schloßherr, nicht ohne Ironie.

„Herr Baron, im Alter hat man ein Recht, erworben zu haben“, besänftigte Herr von Roschamski.

„Nun, also rasch, wieviel schulde ich denn diesem Manne?“

„Annähernd zwölftausend Dukaten, gnädiger Herr.“

„Donnerwetter ja, und eine solche Summe trotz guter Ernten? Das klingt ja fast unglaublich.“ Dabei durchmaß er, wieder heftiger werdend, mit seinen Schritten das Zimmer, daß die Weingläser vibrierten.

„Es ist nicht ganz so viel, Herr Baron,“ beschwichtigte Herr von Roschamski, „denn von dieser Summe geht der Betrag ab, für die dem Simeon vor einigen Wochen überlassenen Grundstücke; ebenso auch noch der Fördersatz für Eisenerze in Höhe von ungefähr fünfhundert Dukaten.“

„Und wieviel beträgt die Rauffumme für die abgetretenen Feldflächen?“

„Ungefähr zweitausendsechshundert Dukaten, die Simeon Ihrem Konto gleich nach der gerichtlichen Auflassung gutbringen wird. Es dürften alsdann noch etwas über neuntausend Dukaten übrig bleiben, und wenn wir die Zinsen und das Kapital abrechnen, die der Fürst uns schuldet, könnte sich die Summe auf annähernd fünftausend Dukaten verringern. Wir hätten begründete Aussicht, in fünf bis sechs Jahren auf diesem Konto vollständig schuldenfrei zu sein, aber,“ —

„Was meinen Sie denn mit dem unheimlichen „aber“?“

„Das Geheim-Konto, Herr Baron.“

„Um, hm. Das hätten wir ja beinahe vergessen. Wieviel kostete uns dasselbe bis jetzt?“ fragte der Baron mit unsicher klingender Stimme.

Der Schloßsekretär seufzte nach dieser Frage tief auf

und rang nach Atem. Der Schweiß trat ihm in hellen Tropfen auf die Stirn.

„Genau, Herr Baron, kann ich es Ihnen nicht sagen, nur das eine weiß ich, daß unsere sämtlichen Überschüsse aus früheren Jahren, wenn überhaupt noch von solchen die Rede sein konnte, von diesem unglücklichen Konto aufgezehrt worden sind. Ich schätze den Verlust auf diesem Konto im Laufe der vielen Jahre auf über zwanzigtausend Dukaten. Hätten wir diese Summe, dann dürfte Herrn Baron um die Zukunft nicht bangen. Das Konto wird bei Simeon besonders geführt, nach meiner unmaßgeblichen Meinung dürfte die augenblickliche Höhe der Schuld noch die Summe von zehntausend Dukaten übersteigen. Wann wir diesen Betrag begleichen wollen, weiß ich freilich nicht zu sagen.“

Diese Summe ist verloren, wenn nicht noch Wunder geschehen“, warf der Baron resigniert hin.

„Leider!“ bestätigte trostlosen Tones Herr von Roschamski.

Peinliches Schweigen spannte sich minutenlang.

„Herr Baron, wenn ich bitten darf, hier sind meine Bücher“, unterbrach wohlthuend die Repräsentantin die Stille.

„Aber, bitte, gnädigste Frau Gräfin, nicht so förmlich“, und die Augen des Schloßherrn nahmen einen um Verzeihung bittenden Ausdruck an. Wieviel haben Frau Gräfin aus Privatvermögen für mich vorgestreckt?“

„Nur vierhundertdreißig Dukaten habe ich verauslagt. Es war dieses Jahr weniger notwendig geworden, da der Ertrag des Fischverkaufs aus dem Schloßteiche in

Höhe von über achthundert Dukaten beträchtlich die, sogar bedeutend gesteigerten Ausgaben decken half; die mehrfachen weiten Reisen, — die Perlenkette, — dabei bligten ihre Augen auf.

„Schon gut, Frau Gräfin!“ Darauf wandte sich der Schlossherr zu seinem Schreibtische, an welchen er sich setzte und eine Anweisung auf rund tausend Dukaten, zahlbar bei Simeon Schmiedner, ausstellte, die er der Gräfin unter tiefer Verbeugung und Handkuß überreichte.

Sanft erröthend, ohne den Text mit einem Blick zu prüfen, mit dem Anstand einer Königin, entnahm die Gräfin dieses Wertstück. Sie war eine schöne Dame, Anfang der Dreißiger, und ihre fast mädchenhafte Unnahbarkeit konnte starke Männerherzen in Fesseln legen.

Der Schlossherr nahm das ungelesene Wirtschaftsbuch und verbrannte es im Kamin vor den Augen der Anwesenden.

„Was machen Sie da, Herr Baron?“ fragte ernst und überrascht die Gräfin.

„Ein kleines Feuerwerk, Frau Gräfin“, entgegnete scherzend der Baron.

„Aber ein ziemlich kostbares“, bemerkte sie hierzu, reizend lächelnd.

Man setzte sich wieder zu Tische und beriet die Reise und die mit derselben verbundenen Kosten.

„Mit achthundert Dukaten werde ich wohl kaum auskommen, aber schließlich doch, es wird und muß gehen“, sagte erleichtert der Schlossherr. „Ich glaubte schon,

daß ich dem Simeon eine bedeutend höhere Summe schulde.“

„Herrn Baron vergaß ich mitzuteilen, daß die für den Geheimfond von Simeon in den letzten Wochen verauslagten zweitausend Dukaten in der genannten Summe noch nicht enthalten sind, ich fürchtete deren Erwähnung“, corrigierte sich der Schlosssekretär.

Der Schlossherr zuckte zusammen, doch ging er in Folge der Anwesenheit der Gräfin über die peinliche Empfindung, die ihm diese Nachricht brachte, hinweg.

„Wenn jedoch Herr Baron nur achthundert Dukaten für diese Reise benötigen“, fuhr Herr von Roschanski in seiner Rede fort, „dann ist es ja nicht schlimm. Es entspricht dann diese Summe ungefähr dem zehnten Teil der Bruttoeinnahme, oder dem vierten Teil des Nettoertrages; eine hübsche Anzahl von Dukaten dürfte dann noch übrig bleiben, die man zur Entlastung dem politischen Geheimfonds zuführen könnte.“

Der Baron schien in seinem Reiseentschluß wankend zu werden, die Mehrschuld von zweitausend Dukaten hatte ihn ernst und nachdenklich gestimmt.

„Sie sehen, Herr Baron, heute ein wenig zu schwarz in die Zukunft“, versetzte die Gräfin, in der Absicht, die Unmuthwolke von der Stirn zu scheuchen.

„Ihre Anwesenheit in Paris ist in den nächsten Wochen unumgänglich notwendig; es ist deshalb das Beste, zumal Sie der Erholung bedürftig sind, daß Sie diese Reise nicht aufschieben, geschweige denn, den Gedanken an dieselbe aufgeben.“

„Frau Gräfin haben Recht, und ich möchte am liebsten schon morgen abreisen, nur geht es mir nahe, Ihre geschätzte Gesellschaft alsdann ein volles Vierteljahr schmerzlich zu vermissen.“

Die Gräfin wurde purpurrot, als sie diese Worte vernahm, deren Sinn sie sich augenblicklich nicht recht zu deuten verstand, da der Schloßherr in Galanterieen unberechenbar sich stellte.

„Herr Baron werden in Paris eine große Menge von Schönheit und Geist vorfinden; ist doch fast der gesamte, hohe polnische Adel nach dort emigriert“, bemerkte sie, fein schalkhaft lächelnd.

„Gewiß, Frau Gräfin, aber die Sehnsucht nach der Heimat erfaßt in der Fremde jeden. Mich wird sie ganz besonders beherrschen, denn ich fühle mich, die letzten Tage abgerechnet, hier, auf meinem Schlosse doch am wohlsten.“ Bei diesen letzteren Worten des Barons nahm der Klang seiner sonst ziemlich scharfen Stimme eine tiefere, wärmere Färbung an.

Der Gräfin Augen blitzten leuchtend fragend auf, aber sie vermied in angeborenem Taktgefühl das Thema weiter zu spinnen.

Der Schloßherr gab dem wohlgemeinten Drängen zur Reise nach, die Beschaffung der Geldmittel bereitete ihm keine Sorge mehr.

„Sie, mein lieber Herr von Roschamski, begleiten mich, vorausgesetzt jedoch, daß Ihnen die lange Reise in der Postkutsche, oder besser gesagt, in unserem eignen Wagen, nicht zu beschwerlich fällt. Auch Ruba möchte ich

gern mitnehmen, schon seiner Kräfte wegen, die notfalls nicht zu entbehren sind.“

„Herr Baron, ich verlasse nie freiwillig Ihre Nähe auf gefährdeten Reisen“, entgegnete bescheiden der Angeredete.

„Und können wir morgen wohl abreisen, gnädigste Frau Gräfin?“, fragte in heiterem Tone nunmehr der Schloßherr.

„Morgen noch nicht, denn ich muß vorerst noch alle Vorkehrungen treffen; aber übermorgen können Sie, Herr Baron, sofern das Wetter gut sein sollte, mit der Ausreise beginnen.“

„Gut! Abgemacht! Ich danke Ihnen, hochgeschätzte Frau Gräfin für die wahrhaft schweesterliche Fürsorge.“

Der Schloßherr war aufgestanden, er verneigte sich tief und berührte mit zartem Fuß die leise zitternde Hand seiner Repräsentantin.

Ernstster, gezwungener, als sie gekommen, verabschiedete sich die Gräfin. Zur Thür hinaus rauschte sie in seidenem Gewande, majestätisch, wie eine vollendete Herrscherin des Hauses.

Draußen im Korridor sprangen ihr zwei heiße Tränen aus den Augen, sie hätte vor Seelenschmerz laut aufschreien mögen. —

„Also nur galante Geschwisterliebe, und noch nicht einmal die, weil unmöglich. — War der wärmere Ton bloß Artigkeit? — Darf ein Baron mit meinem Herzen spielen, wie er schon andere berückte?“ — Sie zitterte bei diesem Selbstgespräch. „Und das Perlen Halsband?“ —

Hatte sie doch selbst, brennenden Auges, gesehen, daß Hedwig den kostbaren Schmuck abgenommen und zurückgelassen hatte.

Unter diesen Empfindungen erreichte sie ihr Zimmer; zornig stampfte der zierliche Fuß auf dem Eisbärfell, das vor dem Diwan lag, auf das sie sich jetzt, schmerzdurchzittert, schluchzend warf.

Wange Minuten seelischen Kampfes folgten; dann richtete sich die Gräfin stolz auf, und lodernder Glanz erstrahlte aus ihren, vom Weinen geröteten Augen.

„Noch bin ich ihr ebenbürtig an Schönheit und über-
ebenbürtig an Geburt. Alexander, du wirst mein, und wenn ich mein Leben an dieses Erringen setzen sollte, du mußt erfahren, Baron, daß ein schwaches Weib zur himmelstürmenden Riesin werden kann. Hedwig? — Ein Nonnengesicht mit Engelsaugen; sie kann auch entflammen, begeistern, hier aber soll sie keine Stätte finden. Der Baron wird und muß mir angehören. — Was soll mir dieser Schuldschein, für den die Münze erst geprägt werden muß? Tausend Dukaten, von denen mir schon vierhundert gehören! Eine große Summe für andere Menschen, für mich eine Bagatelle; ich verachte sie. Ich will dein Herz, Baron! Stimme meines Herzens, jag' es ihm weiter!“ —

Lange noch weilte die Gräfin bei ihren selbstquälerischen Gedanken, doch sie taten ihr schließlich wohl. Das Herz wollte in seinem Schmerze ausfliegen.

Aus dem Wandspind holte sie jetzt eine violette, in Saffian gebundene, mit kunstvoller Seidenstickerei aus-

gestattete Briestafche heraus, der sie zwei kleine Emaille-
bildchen, die die Porträts ihrer Eltern darstellten, entnahm. Ein tief schmerzlicher Zug legte sich um ihre, von Tränen umflorten Augen.

„Oh, wenn Ihr noch lebtet, teurer Vater! Liebe Mutter! Zu früh, zu früh!“ — Heiße Küsse bedeckten Augen und Mund der Bildnisse, und es war ihr jetzt, als schwebe ein leiser, kalter Hauch durch's Zimmer. Ob sie es wohl waren? Sagt man doch, daß bei tiefstem Schmerz die eigne Seele sich der körperlichen Hülle entringt und dunkle, ahnende Fühlung mit den, schon im Jenseits weilenden, nahen Verwandten, namentlich aber mit Eltern und Geschwistern nimmt. — Sie blickte scheu um sich. War das nicht die Stimme ihres, bei Ostrolenka gefallenen Gatten? Sie hatte ihn kaum gekannt, nur wenige Monate. Das Vaterland rief ihn, er war finster und rauh. Und doch? Dachte er vielleicht, jetzt im Jenseits, an sein junges, vor acht Jahren verwitwetes Weib?

Es fröstelte sie, wie vom Schauder des Todes angeweht. Da sank sie auf die Kniee, und in leisem, in das ernste Geisterreich dringenden Gebete lispelte sie vor sich hin: „Herr, gib den Seelen der Verstorbenen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen in Frieden!“ —

Aus dem drunterliegenden Zimmer schlug feierlich die altertümliche Uhr die zwölfte, die Mitternachtsstunde.

Spät nach Mitternacht war's. Zimmer noch weilte der Schloßsekretär beim Baron. Ruba, der getreue

Diener, saß halb vornübergebeugt, tief schnarchend im Nebenzimmer, der Befehle seines Herrn gewärtig. Ernste Gespräche wechselten zwischen dem Baron und seinem Schloßsekretär, und nur die stark abnehmende Zimmerwärme ließ beide die frühe Morgenstunde erkennen und das Gespräch beendigen. — Der Baron hatte das seelische Gleichgewicht wiedergefunden. —

Der ganze nächste Tag wurde mit den Vorbereitungen für die morgen beginnende große, über zehn Wochen in Anspruch nehmende Reise verbracht. Einem alten, lieben übernommenen Väterbrauch folgend, hatte der Baron mit den Schloßbeamten und dem Dienstpersonal sich abgefunden, indem er jedem einen Monatslohn als Geschenk überreichte. Er tat dies stets vor der ersten Abreise im Jahre. Dem Schloßkastellan, Florian Hein, den er ob seiner hingebenden Treue besonders hoch schätzte, schenkte er eine Kuh, die der Schloßkastellan sich selbst aus dem Stalle wählen konnte. Doch Florian blieb stets bescheiden, er wählte nicht das Prachtstück eines Kindes, obgleich er es durfte.

Auch das Spital, welches gegenüber der Pfarrkirche stand, dessen Unterhalt der Schloßherr aus eignen Mitteln bestritt, erfreute sich in diesem Falle des Besuches seines Gönners. Es war ein Fest für die alten, körperlich gebrochenen Spitalinsassen, die einst, in ihrer nun dahingeschwundenen Jugend hörig, auf dem Schloßhofe tätig waren und die jetzt das wohlverdiente Gnadenbrot aßen, wenn der Schloßherr sich von Zeit zu Zeit blicken ließ.

Ein jedes, der ihrem dämmerndem Lebensabend entgegenwallenden Menschenfinder erhielt beim Besuche des Schloßherrn ein Zweitalerstück in guter, preußischer Münze, und die Freude über dieses Geschenk war dann groß bei allen.

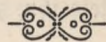
An solchen Tagen mußte auch der brummige, oftmals herzlose, harte Schloßvogt Mattusch aus seinen Vorräten einige Sack Mehl herausgeben, wenngleich er dies auch nur sehr ungern tat. Florian Hein, der Kastellan, dagegen, gab willig die notwendige Butter, ebenso auch Eier und selbstfabrizierten Sirup her, und so konnten die Bedauernswürdigen nach vielen Monaten dünner Graupensuppen endlich einmal einen Tag der Freude bei süßem Kuchen erleben.

Ohne Wissen des Schloßherrn schaffte Ruba einige Quart Met herbei, den die Bürger des Orts gern für die Armen des Spitals opferten.

Seiße Dankgebete für die gütigen Geber entströmten den Herzen und Rippen der Spitaliten. —

Alles war zur Abreise fertig, die Koffer waren gepackt. Die Gräfin hatte sich scheinbar vollständig wiedergefunden. Unter lauten Geleitsgrüßen rollte die bequeme Kalesche, in der außer dem Baron auch noch der Schloßsekretär Platz genommen, zum Schloßhofe hinaus.

Ruba und Gamed, der Negerknabe, beide in warme Schafpelze gehüllt, folgten unmittelbar darauf in einem anderen Wagen. — Auf nach Paris!



In Paris.

Wenige Stunden später fuhr ein Biergespann feuriger Rosse im Schloßhofe vor. Es war der Fürst von Pna, der in elegantem Wagen hielt. Der Oberförster bekundete kurz die erfolgte Abreise des Barons. Der Fürst stutzte. „Also nach Paris abgereist? Tod und Teufel, das ist fatal“, brummte er ärgerlich unter seinem Schnurrbart. „Und die Frau Gräfin?“

„Ist leider unpäßlich“, antwortete kurz und gemessen der Gefragte.

Rasch, wie er gekommen, fuhr der Fürst zurück. Was er wohl haben wollte? —

Nach mehreren Wochen trafen die Reisenden, Kuba das erste Mal in seinem Leben, in Paris ein. Der Anblick des schier unermesslichen Häusermeeres drohte ihn zu verwirren, und fast hätte er vor lauter Hilflosigkeit und Sehnsucht nach dem heimatlichen Herde aufweinen mögen, so bänglich ward ihm in den ersten Tagen zu Mut. Doch er hatte ja stets Gamed, den Negerknaben, zur Seite, und dies tröstete ihn, zumal dieser sich in dem

Großstadtleben recht rasch zurecht gefunden hatte und aus seinen Mienen Zufriedenheit zu lesen war.

Der Baron nahm in einem mäßig vornehmen, aber immerhin gutem Hotel, inmitten der Stadt, Wohnung.

Schon in den nächsten Tagen erhielt er vornehmen Herrenbesuch. Es waren polnische Aristokraten, die aus ihrem Vaterlande flüchten mußten und in Paris, bis auf Erwartung besserer Zeiten hin, Wohnsitz genommen hatten.

Den weitaus meisten dieser Flüchtlinge hatte die schwere Hand der russischen Regierung den gesamten, in Polen belegenen unbeweglichen Besitz genommen, doch sie wurden zum Teil von dieser Maßnahme nicht zu sehr überrascht, denn sie hatten, die Katastrophe vorausahnend, rechtzeitig Vorsorge getroffen durch vorherige starke Beleihungen ihrer Besitztümer. Das aus den Beleihungen erhaltene Geld hatten sie in deutschen und französischen, auch englischen Banken angelegt und damit ihrer gänzlichen Verarmung vorgebeugt. Auch waren viele darunter, die namhaften Besitz in Galizien und Mähren hatten, sodaß sie schließlich über den Verlust, wenn auch nicht leichten Herzens, so doch mit nicht zu großer Mühe hinweg kamen. Die Mehrzahl jedoch der von der Konfiskation Betroffenen wurde fast an den Bettelstab gebracht und suchte Schutz in dem gerechten Preußenlande, dessen Regierung sich in vornehmer Sinnesart der Flüchtlinge erbarmte und ihnen Freistatt, Existenzmöglichkeit in Liebe bot.

Die zermalmende Last des nordischen Wärens konnte

sie in Preußen nicht mehr erreichen. Der zur Sonne fliegende, preußische Adler und das hoheitsvolle, göttlich-schöne „Suum cuique“ wehrten der Rache. Die unendlichen, schneetoten, von brausenden Stürmen durchrasten Wege nach Sibiriens schweigenden Eisfeldern brauchten die Flüchtlinge nicht mehr zu fürchten. Viele Tausende ihrer Verwandten freilich schleppten die schweren Ketten an den Händen, den Rücken gepeitscht von der Magaika roher Kosaken, resigniert bis zum jahrlangweiten Orte ihrer Verbannung, entrissen für immer den Herzen ihrer Angehörigen. Der Weg bis an diesen grauenvollen, irdischen zehnten Ring der Danteschen Hölle, der die Verlorenen nicht mehr zurückgab, war mit Toten übersät, von deren Gebeinen die Wölfe den Hunger stillten. Die stumm Weitererschreitenden, den tiefsten Seelenschmerz in der feuchenden Brust fühlend, beneideten die von der Kälte Umklammerten, Entseelten. —

Täglich ernster gestimmt wurde der Baron. Er war nach Paris gekommen, in der Hoffnung, sich dem Vergnügen hingeben zu können und wieder einmal nach einem Jahre, den Pulsschlag des Großstadtlebens zu fühlen; er hatte sich jedoch getäuscht. Kein Tag verging bis jetzt, ohne daß er nicht stundenlang in geheimen Sitzungen geweilt hätte, und nur die Vormittagszeit blieb ihm zur Erholung übrig.

Häufig wahrten die Sitzungen, welche hochpolitischer Natur waren, bis tief in die Nacht. Unter Eidesablegung waren die Teilnehmer an denselben zum tiefsten Schweigen verpflichtet, und mitten im Getöse der Großstadt wurden geheimnisvolle Fäden gesponnen.

Auch der Fürst von Pna befand sich unter den vielen.

Eine gewisse, vom Fürsten offensichtlich zur Schau getragene Kühle befremdete den Baron unangenehm.

So vergingen ungefähr vierzehn Tage, als die letzte Sitzung angesagt wurde, in welcher nach einer kurzen Ansprache, in vollständig weißdeforirtem Saale, vor Kreuzifix und brennenden Wachslöchtern den Anwesenden, jedem einzeln, der Eid zum unverbrüchlichen Schweigen nochmals feierlich abgenommen wurde.

Man ging auseinander. Flüchtige Bekanntschaften führten später zu festen Beziehungen. Viele reisten unverzüglich ab, und wenige nur blieben zurück. Unter den letzteren befand sich der Baron, der von Stunde an seine gewohnte Fröhlichkeit wieder zu gewinnen trachtete. Doch inmitten seiner Freude trübte sich die Stimmung.

Gamed, der zarte Negerknabe, hatte sich auf der langen Reise stark erkältet. Die Krankheitserscheinungen, denen der Schloßherr anfänglich wenig Bedeutung beigelegt hatte, wurden ernsterer Natur, und eine bedrohende Lungenentzündung bannte den Knaben auf's Krankenlager.

In seinen Delirien schluchzte Gamed häufig auf, und öfter rief er die, dem Schloßherrn bekannten Namen seiner Eltern.

Bekümmert um das bedrohte Leben des herzensguten Negerknaben, war Kuba unermüdlich tätig, die Anordnungen des der polnischen Sprache geläufigen Arztes auf's Gewissenhafteste zu befolgen. Auch ein Mönch, der einem Charitativen Orden angehörte, war herbeigerufen

worden, um dem Kranken hilfreich beizustehen. Der Baron besuchte Samed zwei bis dreimal täglich, und mit inniger Theilnahme richtete sich der Blick des Schlosssekretärs auf den fiebernden Knaben.

Mit Gottes Hilfe und Dank der ärztlichen Kunst und sorgsamster Pflege siegte die Lebensenergie. Langsam genas der Knabe, und innige Worte des Dankes, der Rieche entströmten seinen Lippen; nur ein schwermütiger Blick in seinen Augen blieb zurück, der den Arzt bedenklich machte. Die nur langsam fortschreitende Genesung Sameds machte den Schlossherrn etwas nervös, und so beschloß er denn nach einer mit dem Arzt gehaltenen Rücksprache, durch besondere Freude gemüthbelebend einzuwirken. Er beabsichtigte seinen Mitreisenden einen seltenen Genuß zu bereiten, indem er sie in den zoologischen Garten von Paris, den jardin des Plantes, führen wollte. Hatten doch Samed, besonders aber Ruba, der aus der Bannmeile seines Heimortes noch nicht herausgekommen war, außer Haustieren wenig andere Geschöpfe zu sehen bekommen. Auch Herr von Roschamski kannte die meisten im Ausland wild lebenden Tiere nur aus den Illustrationen naturgeschichtlicher Werke. Der Baron freute sich schon im Voraus auf die Überraschung aller, ganz besonders wollte er die Augen Rubas, seines Humoristen, sehen, wenn derselbe all' die verschiedenen Tiergattungen erblicken würde.

Wie ein Kind jubelte Ruba, als er erfahren hatte, welcher Genuß ihm bevorstand; er sprang vergnügt Wurzelbäume und konnte die Stunde kaum erwarten, in welcher seine Augen schwelgen sollten.

Schon am nächsten Morgen, gegen neun Uhr früh, standen zwei Wagen zur Fahrt nach dem zoologischen Garten bereit. Was der Baron erwartet hatte, traf ein; Namentlich Ruba konnte sich vor Staunen nicht fassen und küßte öfters in überströmendem Dankgefühl, wobei ihm Freudentränen im Auge perlten, dem Schlossherrn innig die Hand.

Der Baron war sehr fröhlich gestimmt, als er, die Dankesbezeugungen sanft abwehrend, die Freude aller sehen konnte.

„Na, Ruba, das gibt wohl viel zu erzählen, wenn wir glücklich nach Hause zurückgekehrt sein werden.“

„Oh, oh, gnädiger Herr,“ entgegnete fast glücklich der Angeredete, „ich werde jetzt der Klügste der ganzen Welt sein.“

„Na, na, der ganzen Welt? Dürftest du dich doch nicht täuschen?“ bemerkte lächelnd der Schlossherr.

„Wenn auch nicht der ganzen Welt,“ erwiderte Ruba etwas kleinlaut, „so doch in unserem Städtchen, denn dort hat noch keiner solche Tiere gesehen, höchstens paar Ziegen und Schafe, Pferde und Kälber. Sind die hier auch zu sehen?“

„Nein, Ruba,“ sprach laut lachend der Schlossherr, „die gibt's ja überall, hier siehst du nur wilde Tiere, die, hunderte, ja tausende Meilen von uns entfernt, in heißen Gegenden leben.“

Ruba fuhr verlegen, mit den Fingern wühlend, in seinen vollen Haarschopf.

So gingen die vier weiter, von Käfig zu Käfig.

Während der Schloßherr, Herr von Roschamski und Ruba immer fröhlicher wurden, erschien Gamed zusehends trauriger gestimmt. Dem Schloßherrn fiel dies auf, um so mehr, als der Negerknabe für einzelne Tiere ein besonderes Interesse zu haben schien und von einigen Käfigen sich gar nicht trennen wollte.

„Was fehlt dir, Gamed?“ fragte der Schloßherr teilnahmsvoll.

„Oh, Herr, fast alle sind ja meine Tiere.“

„Deine Tiere, — wie soll ich dies verstehen?“

„Tiere aus meiner Heimat, gnädiger Herr“, und tief schluchzend stand er vor einem Käfig, in welchem schlank Antilopen friedlich äugten. Und die Augen in den Händen bergend, weinte der Negerknabe, wie ein den Eltern entrißenes Kind.

Ruba konnte die seelische Erregung, die Gamed befiel, mit seinem schwachen Verständnis nicht erfassen und schaute verblüfft darein. Doch der Schloßherr und Herr von Roschamski erkannten gleich den Fehler, den sie begangen.

Stiller heftiger ward das Weinen Gameds; nur mit Mühe gelang es, den Negerknaben einigermaßen zu beruhigen. Man kürzte deshalb, zum größten Leidwesen Rubas, den Besuch ab und nahm nur noch im Vorbeigehen das stattliche Palmenhaus in Augenschein.

Doch damit wurde die Situation nicht besser. Die mächtigen Palmenbäume erinnerten erst recht an die Heimat des unglücklichen Negerknaben. In wilder, schmerzlicher Verzweiflung streckte der arme Bursche seine

Arme aus nach den hohen Baumkronen; in seiner Muttersprache sprudelte eine Flut Rosenamen über die bebenden Lippen. Unbewußt hatte man den zweiten, noch größeren Fehler begangen.

Der Schloßherr war tief erschüttert und ratlos.

„Herr, Herr, lasse mich frei, lasse mich zurückkehren zu Vater, zu Mutter, zu meinen lieben, kleinen Geschwistern, zurück in meine gelbe Lehmhütte und zu meinen Palmen. Herr, erbarme dich deines armen Gameds. Gott wird dich dafür belohnen“, und der Arme warf sich, flehentlich blickend, zu Füßen des Schloßherrn.

Der Baron bückte sich hernieder und hob den weinenden Knaben auf.

Tief ergriffen verließen die vier den Ort, an dem sie große Freude erhofften und bestiegen die wartenden Wagen, in welchen sie bald ihre Hotelwohnung erreichten.

„Ich habe eine Torheit begangen, Herr von Roschamski, daß ich Gamed mitgenommen.“

„Herr Baron, wer konnte ahnen, daß den Knaben ein solches Heimweh packen würde“, erwiderte beruhigend der Angeredete, „hatte er doch keinen Schimmer einer solchen Gemütsstimmung im Schlosse kundgegeben.“

„Freilich wohl, haben Sie, Herr von Roschamski, mit ihrer Äußerung Recht, aber trockessen müssen wir jetzt mit dieser Tatsache uns abfinden, und ich fürchte für den guten, schwarzen Knaben. Ja, die Erinnerung aus der Kindheit Tagen trat zu unvermittelt, und deshalb über-

aus lebendig vor seine Seele; sie ist die tiefste. Kein Mensch vergift sein Elternhaus, gleichviel ob es ein Palast oder eine Hütte war.“

Herr von Roschamski nickte beipflichtend.

Unter großen Mühen wurde der schwarze Knabe in die Wohnung gebracht; er sprach kein Wort mehr, seine tränengeröteten Augen glänzten wie im Fieber, starker Frost schüttelte seine Glieder. Die Zähne klapperten aufeinander.

Der Arzt wurde geholt; er machte, nachdem ihm die näheren Umstände bekannt geworden, ein recht bedenkliches Gesicht.

Ruba stand teilnahmsvoll am Bett des Kranken, der ganz apathisch dalag.

„Gnädiger Herr, an der Krankheit des Jungen ist nur der böse Blick der, — wie heißt sie doch, — der Antilope schuld.“

„Was meinst du Ruba mit dem bösen Blick? Was denkst du dir dabei?“

„Nun, gnädigster Herr, es gibt Menschen, die einen bösen Blick haben, zum Beispiel der, —“

„Wer denn?“

Der Fürst von Pna und die Antilope,“ ergänzte Ruba in vollstem Ernst, „die hat ihn so lange und still angesehen, und solch’ ein Blick frißt ein Loch in’s Herz.“

Trotz der traurigen Szene wandelte bei den Worten Rubas den Schloßherrs ein Lächeln an; es war auch zu drollig, wie Ruba Mensch und Tier in einen Topf zusammen warf. Und doch lag in den gläubig hin-

geworfenen Worten ein tieferer Sinn verborgen. Freilich war es ein Blick, der so verhängnisvoll wurde, aber auf anderer Ursache sich aufbauend, als Ruba annahm.

Das Leben des armen Negerknaben schwebte in höchster Gefahr, und der Arzt zweifelte schon an der Genesung; doch nochmals gelang es ihn zu retten.

Der Schloßherr gelobte während der schweren Erkrankung Gameds, ihn nach seiner Genesung unverzüglich in seine Heimat zurückzusenden, und der Arzt fühlte sich glücklich über den in dieser Hinsicht gefaßten Entschluß, der nur einzig und allein Rettung bringen konnte, weil das Erwachen der Sehnsucht übergewaltig eingesetzt hatte. Außerdem lag für Gamed die Gefahr einer Lungenerkrankung vor, und somit war dessen Rückkehr zur tropischen Heimat doppelt geboten.

Der Schloßsekretär wurde während der Erkrankung beauftragt, auf Grund des mitgeführten Reisepasses alle Schritte zu tun, um die Abreise Gameds in seine Heimat störungsfrei möglich zu machen. Und schon wenige Tage nach der eingetretenen Rekonvaleszenz waren die üblichen gesetzlichen Vorschriften erfüllt, und man wartete nur noch darauf, bis der Knabe vollkommen genesen sein werde.

Allmählich kehrte die körperliche und geistige Spannkraft Gameds zurück, und in schonendster Form, um nicht etwa einen Rückfall herbeizuführen, wurde nach und nach dem Negerknaben durch den Arzt und Herrn von Roschamski die frohe Botschaft der Rückkehr in’s Vaterhaus mitgeteilt.

Mit glühenden Küssen bedeckte Gamed dem Baron beim nächsten Besuche dankend die Hände.

Die Genesung nahm jetzt sichtbarlich zu, es nahte der Tag der Abreise nach Havre, von wo aus Gamed auf einem Segelschiff in seine Heimat reisen sollte; nur der Schlossherr begleitete ihn. Herr von Roschamski und Ruba blieben in Paris. Der Abschied von Gamed war beiden Zurückbleibenden schwer geworden.

„Gott sei mit dir Gamed, Joseph, der du auf den letztgenannten Namen getauft worden bist, denke öfter an uns, wir werden auch immer an dich, lieber schwarzer Bursch, denken.“ Dies waren die letzten Worte, die Herr von Roschamski dem Knaben als Geleit gegeben. —

Im Hafen von Havre lagen mehrere Schiffe zur Abfahrt nach Afrika segelfertig. Gamed war soweit im Lesen und Schreiben schon gewandt, daß er getrost die Reise antreten konnte, ohne fremde Hilfe nötig zu haben.

Ein guter Wind blähte die Segel. Gameds Augen strahlten vor Freude beim Anblick der endlosen Wasserfläche.

„Herr, gnädiger Herr, auf solch einem Schiffe bin ich auch hierher gekommen; jetzt fahre ich heim, ich höre über das große Meer hinweg die Stimmen meiner lieben Eltern, sie rufen mir zu und erwarten mich.“

Dem Schlossherrn wurde bei diesen Worten warm um's Herz.

Die Passagiere begannen schon den Lauffteg zu beschreiten, Gamed und dem Schlossherrn traten helle Tränen in die Augen.

„Gamed, Joseph, mein Patenkind, du hast alles, dessen du bedarfst, den Freibrief, deinen Reisepaß und hier noch einhundert Dukaten in Gold; die Reisekosten habe ich schon bezahlt. So fahre nun mit Gott und grüße deine Eltern und Geschwister, die du alle glücklich antreffen mögest. Schreibe mir bald nach deiner Ankunft!“

Der Schlossherr schluchzte laut auf, es ging ihm wie ein Stück von seinem Herzen.

Schon war der Negerknabe auf der Laufbrücke, als er sich noch einmal umwendete, um die letzten Abschiedsgrüße zu rufen und zu winken: „Herzlichen Gruß an Fräulein Hedwig.“

Der Schlossherr hörte wehmütig diese letzten Worte.

„Ein Mann über Bord“, schrie es jetzt vom Schiffe her, und viele beeilten sich in's Wasser zu stürzen und zu tauchen.

Gamed war bei dem letzten Gruß, bei welchem er sich halb gewendet hatte, fehlgetreten und rollte von der Laufbrücke auf unerklärliche Weise in die Fluten. Ein erschütternder Anblick.

Dem Schlossherrn drang das Blut zum Halse, er drohte zu ersticken. Wilde Schreie vom Schiffe her, tauchende Menschen, hange ein, zwei, drei, vier Minuten, da hoben kräftige Arme den Negerknaben empor, dessen Arme schlaff herabhängen.

Alle Rettungsversuche wurden durch den Schiffsarzt und Hilfsmannschaften eine volle Viertelstunde lang geübt. — Gamed, Joseph, hatte seine letzte Reise, die Reise in die ewige Heimat angetreten. —

Den Schloßherrn wandelte eine Ohnmacht an, gegen die er energisch anzukämpfen sich bestrehte.

„Armer Gamed, armes Kind“, beßten seine Lippen.

Nach drei Tagen wölbte sich ein frischer Hügel in der Hafenstadt über einem jungen Menschenherzen, dessen Sehnucht erfüllt war. Ein „de profundis“ ertönte in der Kirche; in der Heimat aber wandelte unter den Palmen ein lichter Schatten. —

Der Schloßherr schien wie gebrochen; tieftraurig kehrte er nach Paris zurück. „Gamed ist glücklich abgereist“, mehr sagte er nicht. Er wollte den Schmerz allein tragen und die andern nicht betrüben. „Er läßt noch alle herzlichst grüßen.“

In den nächsten Tagen erfolgte die Abreise aus Paris nach der Heimat.

Kurz vor Pfingsten war es, als der Baron von seiner Reise in sein Schloß zurückkehrte.

Mit großem Jubel empfing ihn das Hausgesinde, das die Empfangstür des Schlosses mit Blumengewinden bekränzt hatte, über der ein buntfarbiges, einen Willkommensgruß enthaltendes Transparent, in satten Farben durchleuchtet, erstrahlte.

Auch die Gräfin freute sich der Wiederkehr, die Begrüßung ließ an Herzlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Unwillkürlich stellte sie die Frage, wo denn Gamed geblieben sei, ob er etwa noch nachkomme.

Die Gesichtszüge des Schloßherrn wurden nach dieser Frage schmerzlich verbüßert, und er erzählte ihr nun

in kurzen Worten von dem tragischen Geschie, das den Knaben so früh im Leben ereilt hatte.

Ein fast unmerkliches Zucken huschte beim Anhören der traurigen Botschaft über das Angesicht der Gräfin. Sie war dem schwarzen munteren Knaben, mit den weißblinkenden Perlenzähnen nie recht geneigt gewesen, weil Hedwig dessen Patin war. Nur aus diesem einzigen Grunde konnte der sonst willensfrohe Bursche nie den Weg zu ihrem Herzen finden. Doch, er war nicht mehr, und dies beruhigte sie. —

* * *

Das Leben auf dem Schloßhose nahm jetzt wieder seinen gewohnten, alltäglichen Gang und floß in ruhigen Bahnen dahin.

Kuba war der Held des Tages, oder besser gesagt, des Abends; wenn das Tagewerk beendet war, Sichel und Garke den müden Händen der Hofleute entglitten, dann mußte er unter dem alten, knorrigen Birnbaum, der mitten im Gehöft stand, und um welchen sich Mägde und Knechte, im Kreise herum auf der durchwärmten Erde hockend gruppierten, von seiner großen ersten Weltreise erzählen, und alles lauschte dann gespannt seinen Worten.

Und Kuba verstand das Reden vortrefflich; nicht umsonst hieß er mit seinem Zunamen „Pierdota“ (scherzender Erzähler). Er hatte nicht allein scharf gesehen und die Eindrücke des Gesehenen in voller Kraft auf sich wirken lassen, sondern auch die Gabe besessen, in aller Lebendigkeit die empfangenen Eindrücke wiederzugeben.

Seine lebhafteste Phantasie webte unermüdlich fort und schaffte, vereint mit Humor, einzigartige Bilder.

Auch heute schien er seinem Zunamen besonders zu Recht werden zu wollen. So erzählte er unter anderem von turmhohen Gebäuden, von deren Fensteröffnungen herab man die auf den Straßen wandernden Menschen nur zwergenklein zu sehen bekam. Auch berichtete er von meilenlangen Häuserfronten, die ineinander verwachsen waren; von französischen Soldaten, deren Rüstung wie Sonnenlicht funkelte und von roten Soldatenhosen, die wie die Morgenröte in der Sonne leuchteten. Besonders lebendig aber waren die Eindrücke, die er von den heimatfremden Tieren gewonnen und die in's Phantastische hinübergriffen. Alte Volksmärchen kleidete er in neue Gewänder. Hier traf er die richtige Gefühlsstelle der ihm stumm und staunend lauschenden Zuhörer. Er berichtete von Einhörnern, singenden Affen, und je glasiger die Blicke der Zuhörer an ihm hingen, desto mehr glaubte er vergrößern zu sollen. Ganz besonders spiegelte sich das Erstaunen über das Gehörte in den Augen des Bogts, der ganz im Banne der Erzählung zu stehen schien. Ruba bemerkte dies, und in erhöhtem Überzeugungseifer erwähnte er des Anblicks von Seejungfern, die mitternachts, im wallenden Nebel, dem Wasser entsteigen und wie große Fledermäuse gespensterhaft durch die schlafenden Straßen fliegen.

„Ja, Ruba,“ unterbrach ihn der Boge, „von Seejungfern habe ich auch schon gehört, und hättest du diese nicht erwähnt, dann hätte ich dir nicht geglaubt, so aber,“ —

Ruba machte zu dem Gehörten ein recht ernstes Gesicht. „Na, da gebt Ihr ja selbst zu, daß solche Ungeheuer leben, aber noch ganz andere Tiere waren da zu sehen.“

„Erzähle Ruba, erzähle“, bat lachend das Gefinde.

„Dann sah ich noch das Seltenste, das je ein Menschenauge erblickt, denkt nur,“ —

Alle horchten gespannt auf.

„Zwei lebende Menschen sah ich durch die Lüfte fliegen; in einem großen Sack, unter dem Strohfeuer brannte, stiegen sie auf und fuhren davon, — so hoch über unsere Köpfe hinweg, daß wir sie zuletzt nur noch wie dunkle Punkte in der Höhe erblickten.“

Der Boge kraulte sich mit den Fingern in den Haaren und verzog sein Gesicht zu einem hämischen, ungläubigen Grinsen.

„Boge, Ihr lacht und wisset nicht weshalb?“

„Daß nur Ruba, man glaubt dir ja alles, selbst wenn es auch das Dümme ist. Dann wird es wohl der Teufel gewesen sein, der dich einst holen wird.“

„Ruba hat recht,“ warfen einige Mädchen hastig ein, „man kann jetzt auch schon in die Lüfte steigen.“

Der Boge sah verblüfft auf die Sprecherinnen und drehte ihnen pfiffig mit seinen zehn Fingern eine Nase.

„Boge, Ihr müßtet einmal selbst eine solche Reise nach Paris machen, dann würdet Ihr aus dem Staunen nicht herauskommen. Ihr wißt doch aus den Erzählungen Eurer Eltern und Großeltern, daß es große Drachen

gibt, die in Einöden haufen und Menschen und Tiere verschlingen."

"Gehört habe ich schon davon."

"Nun hör, ein solches Tier von Eidechsenart habe ich auch gesehen. Es ist so hoch wie ein mittleres Haus und hat eine Länge von ungefähr sechzig Ellen. Es steigt täglich nur einmal aus dem See, der vielleicht fünfmal so groß wie unser Schloßteich ist, und unser Schloßteich ist doch wirklich nicht klein."

"Ja, Ruba, der Schloßteich ist wirklich sehr groß," unterbrach ihn wieder Mattusch, „doch dein Maul ist noch größer, verfluchter Lügner“, und bei diesen Worten holte er aus, mit der zornig geballten Faust, um Ruba niederzuschlagen.

Die Knechte und Mägde sprangen lärmend und freischend auf und suchten Ruba, der ganz bleich geworden war, zu schützen.

Doch Mattusch machte sich freie Bahn durch den Menschenhaufen und wuchs drohend an Ruba heran.

„Psia krew,“*) schrie er laut auf, „hier für deine unverschämten Lügen“, und saugend flog seine riesige Faust auf den Bitternden nieder. Doch die Knechte waren rascher und fingen den Sieb glücklicherweise ab, der Ruba sicherlich mindestens tagelanges Kopfweh bereitet hätte, trotz seines harten Schädels, auf dem er des öfteren, mit der Faust dreinschlagend, welsche Nüsse zerfnackte.

*) Hundeblut.

Ein Tumult und Ringen entstand; Mattusch schäumte vor Wut und wollte von Ruba nicht ablassen. Da kam Florian, der Kastellan, der zufällig dem Gespräche auch zugehört hatte und vergnüglich zu den Aufschneidereien lächelte, plötzlich zwischen die Kämpfenden und versetzte Mattusch, dem starken Manne, eine Maulschelle, daß der Geschlagene verduzt dreinschaute und von dem Ringen für einen Augenblick abstand.

„Du Affe in Menschengestalt, du bist ja dümmer als ein Tier“, und die dünne scharfe Stimme des Kastellans drang siegreich durch. „Setzt macht aber, daß ihr sofort zur Nachtruhe kommt, ihr wißt, morgen früh vier Uhr geht's zum Kartoffelbehäufeln.“

Bornfunkelnden Auges und beschämt trollte sich Mattusch von dannen.

„Wir wußten ja,“ plauderten fichernd die Mädchen beim Auseinandergehen, „daß Ruba aufschneidet, denn wir haben mehr in der Schule gelernt als er, aber dieser dumme Teufel von Bogt hat auch alles geglaubt, bis es ihm mit der Erzählung von dem Riesendrachsen doch zu bunt wurde.“ Und höhrend, die Nasen dem laut fluchenden Bogt drehend, verschwanden die Mädchen im Gefindehause, die Knechte blieben noch in kleinen Gruppen stehend, sich unterhaltend, zurück. Alle aber gönnten dem überaus rohen Menschen die Niederlage, die er heute erfahren.

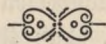
Auch der Schloßherr und Herr von Roschamski waren, unbemerkt von den übrigen, Hörer der ganzen Szene.

„Woher nur dieser Mensch seine Phantasie hernimmt,

in Ruba steckt viel gesunder Humor“, sprach herzlich lachend der Schloßherr. „Vier Wochen länger in Paris, und wir hätten unseren Ruba schließlich zum Weisesten des Städtchens gemacht, er hat ein Stück von Demokritos, dem lachenden Philosophen, in sich leben.“

„Herr Baron, ich halte ihn noch eher für einen kleinen Till Eulenspiegel.“

„Sie können auch Recht haben, Herr von Roschamski; jedenfalls habe ich ihn, trotz seiner Aufschneidereien, recht gern.“



Lehrer und Patronatsherr.

In der alten katholischen Schule, welche der alten Pfarrkirche, nur durch die Straße getrennt, gegenüberstand, und an welcher zu der Zeit, als diese Ereignisse sich abspielten, nur in zwei Klassen unterrichtet wurde, wohnte der neue Ortslehrer. Den Tag über herrschte ein sehr reges Leben der überzahlreichen Schulkinder in Klasse und Schulhof, und deutscher Gesang, deutsche Antworten tönten aus jugendlich frischen Stimmen bei geöffneten Fenstern laut hinaus auf die an dieser Stelle wenig belebte Straße. Vaterlandslieder und Volkslieder wechselten ab mit kirchlichen Gesängen, letztere entsprechend den Übergangsverhältnissen zum Teil in polnischer Sprache, vorwiegend aber in der deutschen, weil der Lehrer, aus reindeutscher Gegend gebürtig, nur mit größerer Mühe sich in der ersten Zeit in der polnischen Sprache zurecht zu finden vermochte.

In der Unterstufe, die damals zwei Jahrgänge umfaßte, wurde im ersten Jahrgange zwecks besseren Verständnisses und auf behördliche Anordnung hin, der Unterricht auch in polnischer Sprache erteilt. Für den

deutschen Lehrer eine Marter. Im zweiten Jahrgange jedoch bewältigten die Schulkinder den ihnen aufgegebenen Lehrstoff schon so ergiebig in deutscher Sprache und Schrift, daß nur wenig noch zur polnischen Sprache Hilfe zu nehmen notwendig wurde.

In den oberen Klassenabteilungen, deren auch zwei waren, war der Gebrauch der polnischen Sprache nur noch auf den Religionsunterricht, weil dieser Stoff in diesem Alter vorwiegend das Gefühlsleben traf, beschränkt, und doch mehrte sich in jedem Jahr die Zahl derjenigen Kinder, die in den deutschen Beicht- und Kommunionunterricht gingen.

Es war eben die Neigung vorhanden, nicht allein von Verstandes wegen, sondern auch aus dem Gemüt heraus, sich die Kenntnis der deutschen Sprache zu erwerben, und diese Neigung wuchs bis zur Begeisterung, nicht allein bei den Kindern, sondern auch bei deren Eltern.

Eltern und Kinder erbauten sich im Gebet und Gesang vornehmlich in polnischer Sprache. Bequemlichkeit, des Menschen häufigste Begleiterin, und ungenügendes Verständnis und eben solche Ausdrucksunmöglichkeit, in der für die älteren Bewohner neuen deutschen Sprache, ließen notwendigerweise auch in der Familie der polnischen Muttersprache ihre Rechte, und es war auch weise von der Regierung, daß in der Übergangszeit nicht zu scharfe Zügelspannung Platz griff, die naturgemäß Liebe in unbeugsamen Trotz verwandelt hätte.

Die Regierung ließ den Eltern der Kinder ihre

Gewohnheit, zumal in deren Herzen fast ausnahmslos kein Verständnis mehr für das Wiederaufbauen polnischer Herrschaft und kein Sehnen zur Rückkehr in die Unterjochung vorhanden war. Der katholischen Geistlichkeit sei es rühmend nachgesagt, daß sie dieser besonnenen Art der Germanisierung, die in der Erkenntnis des Volkes selbst tief Wurzel gefaßt hatte, in keiner Weise hinderlich, sondern tatsächlich fördernd zur Seite stand.

Auch war es natürlich, daß Schlesien, besonders Oberschlesien, schon beinahe ein Jahrhundert der Krone Preußens gehörig, den Lebensfaden, die Gemeinschaft mit den unter polnischen und galizischen Geseßen und Anschauungen Wohnenden, nicht mehr darzustellen vermochte.

Die im Blanderton am Abend bei rußendem, heißen dem Kienspanlicht (Talgkerzen kannte man bisher nur in den wohlhabenden Bürgerkreisen) gehaltenen Familiengespräche hatten nur die Erinnerung an die körperlichen und seelischen Leiden der inzwischen unter den Flügel gebetteten Eltern und Vorfahren zum Gegenstande; sie forderten unwillkürlich, ja bedingungslos zum Vergleiche vergangener und heutiger Zeiten heraus, dem sich der Hymnus anschloß, daß deutsches Recht, ohne gewaltsame Herausreißung der Muttersprache, zum Schutzanspruch der Lebenden geworden.

Märchen vom gespenstisch einhergleitendem Werwolf, von triefenden, in die Hände schadenfroh klatschenden Wassermännern, gebunden an örtliche Stimmungen, hatten in Kinderherzen polnischer Zunge dieselbe

Wirkung, als wie bei deutschen Kindern das Märchen von der Hexe und dem Pfefferkuchenhäuschen.

Und so kam es denn, daß die Alten einsprachig dem Grabe entgegenwankten, die Jugend aber, weil von den Eltern nicht behindert, vielmehr energisch gefördert, mit Vorliebe sich auch außerhalb der Schule der deutschen Sprache bediente.

Der Nachmittagsunterricht war soeben zu Ende. Es war Punkt drei Uhr, und in großer Schar, in musterhafter Ordnung und doch wiederum auch nicht in verkümmelter, sondern froher, kindlicher Lebhaftigkeit verließen die Kinder das Schulhaus und boten auf dem Nachhausewege christlichen, katholischen Gruß den ihnen begegnenden Erwachsenen.

Das Amt eines Lehrers war damals ein doppelt mühevolles, enthielt ein vollgerütteltes Maß von Arbeit. Eine enorm große Schülerzahl und ein wahrlich kleiner Gehalt von jährlich im ganzen vierundfünfzig Talern, nebst knappem und dazu noch häufig genug schlechtem Deputat waren der Rahmen, in dem sich die Existenz des bedauernswürdigen Lehrers bewegte. Einige Morgen freien schlechten Ackerlandes, gewöhnlich des schlechtesten, den es gab, auf dessen dünner Krume nur saures Gras, daß das Kind heroch und verschmähte, gedieh und das eine Ausfaat von Getreide in den meisten Fällen mit einem Verlust an Hoffnungen, Mühen und Geld beantwortete, konnte den Mut sinken machen, wenn der Lehrer auch nur die allerbescheidensten Ansprüche an das Leben stellte.

Nur der Nachtwächter des Städtchens wurde zu jener Zeit noch etwas geringer besoldet.

„Doch sie werden einstens glänzen wie die Sterne am Himmel!“ so heißt es in dem ewigen Buche des Lebens, und mit Recht. Ein wahrer und frommer Lehrer ist ein Edelstein in Staat, Kirche und Familie, und glücklich das Volk, das gottesfürchtige Lehrer besitzt.

Im kleinen, an das Schulhaus angrenzenden Gärtchen, etwa dreißig Schritt lang und zwanzig Schritt breit, weilte die jugendliche, bildschöne Gattin des Lehrers und führte ihr kleines, knapp drei Jahre zählendes Söhnchen an der Hand. Schwere Prüfungen hatte sie schon durchleben müssen, denn drei blühende Kinderchen ruhten schon an der Stätte, von der auf dieser Erde kein Zurückkommen mehr zu erwarten ist.

Ihr einziges Söhnchen war ihr Lebensinhalt, ihr alles, und in dessen klugen, blauen Augen spiegelte sich das ganze, aber bebende Glück der Familie. Die Hand der nimmermüden und tiefgemüth beanlagten Frau hatte aus dem Gärtchen ein kleines Paradies geschaffen; jedes Blümchen erfreute sich sorgfältiger Pflege, und die Freude über diese in zarten Farben prangenden Kinder der von der göttlichen Allmacht geschaffenen Natur ließ so manche schwere Lebenssorge weniger hart erscheinen.

Die Pfingstrosen waren im Erschließen; nur wenige Tage noch spannen sich zum Pfingstfest, an welchem die prallen Blütenknospen, sicher schon voll erschlossen, mit Blütenmohn und Spirea vereint, zum Strauß gebunden, den Altar des Herrn zieren sollten.

Der Gatte nahte, um ein Stündchen in der selbstgezimerten kleinen Gartenlaube im Kreise seiner Familie von der Berufstätigkeit etwas auszuruhen. In inniger Liebe kam ihm die Gattin entgegen.

„Du siehst so ernst, fast traurig aus, mein Teuerster! Fehlt dir etwas“?, und tiefe Kummernis lag in ihrer Frage.

„Nichts, nichts“, wehrte er sanft.

„Und doch, doch, ich täusche mich nicht; hast du etwa Ärger gehabt?“, forschte sie jetzt eindringlicher und geängstigter.

„Daß mich nur einen Augenblick, mein liebes gutes Frauchen.“

„Was ist das für ein Brief, den du in der Hand hältst? Wohl eine schlimme Sache, zeig' her, ich vergehe fast vor Angst“, und mit wachsender Sorge nahm sie einen Briefumschlag entgegen, in dem eine kleine Karte steckte.

„Vom Schloßherrn?“, fragte sie verwirrt und betroffen.

„Ja.“

„Was soll die Karte, ich lese, du sollst auf's Schloß kommen.“

„So ist es. Mehr habe ich auch nicht herausgedeutet. Ruba hat mir kurz vor Schluß des Unterrichts die Karte gebracht, und ich werde bald hingehen.“

„Was der Baron nur wollen mag?“

Der Gatte zuckte schweigend mit den Achseln.

„Ich sah den Fürsten vor einer Stunde zum Schlosse fahren. Der Anblick war mir wie ein Stich in's Herz. Mit Schrecken erinnere ich mich noch des Blickes, mit dem er dich in der Fastnacht durchbohren wollte. Ob er noch deinen Worten nachsinnt?“

„Möglich schon, vielleicht auch wahrscheinlich, aber daran ist nichts zu ändern. Eine solche Roheit durfte nicht unwidersprochen bleiben. Dazu bin ich Mann. Ich bin unbescholten und lasse mir das Rückgrat nicht brechen. Übrigens beuge ich mich auch nicht vor ihm; ich erfülle ja meine Pflichten, will jedem wohl, und mehr als wie ich recht tue, vermag niemand.“

„Du hast recht, mein Teurer. Wir werden noch glücklicher werden, als wie wir es schon jetzt sind. Sieh nur einmal in die klugen, engelreinen Augen unseres herzlieben Söhnchens. Wenn uns den der liebe Gott gedeihen läßt, haben wir alles. Solltest du hier am Orte eine Anerkennung deiner Mühen nicht finden, nun, dann werden wir unserem noch fehlenden Vollglück, so Gott will, noch an anderen Orten begegnen. Die Erde ist ja fast unendlich groß, und selbst die größte Stadt auf ihr nur ein winzig, winzig kleiner Punkt. Schon dieser Gedanke allein vermag seelisch aufzurichten.“

„Ich danke dir herzlich für deine lieben trostreichen Worte; es muß ja auch nicht sein, daß ich in meinem Hungeramte bleibe. So wie viele andere sich im Leben zurechtfinden und eine andere Existenz begründen, so hoffe auch ich, daß es mir gegebenen Falles gelingt, ohne daß ich auch nur vorübergehend zum werktäglichen

Spaten greifen muß. Schlimmsten Falls ernährt auch der Spaten. Am häufigen Hunger können auch Ideale sterben, um später zu neuem Leben zu erwachen."

"Also Mut, fürchte nichts."

"Laß nur gut sein, Sorge dich nicht."

Mit einem zärtlichen Kuß auf die zarte Stirn seiner Gattin und auf die blauen Augen seines zu ihm aufschauenden Kindes, nahm der Lehrer flüchtigen Abschied von den Seinen.

Unterwegs begegnet er dem zurückkehrenden Fürsten, der den entgegengebrachten Gruß hart unbeantwortet ließ. —

Der Weg schien lang. — —

* * *

Im Zimmer des Schloßherrn war nur dieser selbst und der häufig im Schlosse verkehrende Arzt, Doktor Gustil, anwesend, als der Lehrer gemeldet wurde.

"Er möge hereinkommen", tönte ziemlich unwirksam die Stimme des Schloßherrn.

Ruba, der Diener, verschwand, und bald darauf trat mit bescheidenem ernstem Gruß der Lehrer in's Zimmer.

Sein Herz klopfte ihm hörbar, wußte er doch nicht, zu welchem Zwecke er möglicherweise in's Schloß befohlen wurde; es konnte verschiedene Ursachen geben. Doch gab ihm das sittliche Bewußtsein, absichtlich nichts Böses getan zu haben, Ruhe und Fassung wieder zurück.

Der Schloßherr schaute schweigend mit durchdringendem Blick, einige Augenblicke lang in die ruhigen Augen

des Eingetretenen. Es war dies die zielbewußte Art des Angreifers, um selbst einen starken Gegner, wenn auch nur auf Sekunden, zu verwirren. Er bot dem Lehrer keine Sitzgelegenheit an, er ließ ihn stehen und glaubte diese Rücksichtslosigkeit aus seinen Patronatsrechten herleiten zu können und zu sollen.

Den Arzt berührte diese bildungsverneinende Art des Empfanges sehr peinlich; er empfand dieses Benehmen als gewalttätig und wollte sich entfernen, woran ihn jedoch der Schloßherr höflichst zu hindern versuchte, — und der Arzt blieb. Im Stillen war er auf die Entwicklung dieser Szene etwas neugierig, er bedauerte schließlich nicht, zurückgeblieben zu sein. Hier hoffte er den Schloßherrn ganz kennen zu lernen, denn die Bildung eines Menschen erkennt man am deutlichsten in den Gesinnungen, die der Vorgesetzte, der Mächtige, gegenüber dem Untergeordneten, dem Schwachen, an den Tag legt.

"Ich habe hier ein Schreiben von Ihnen, in welchem Sie vielerlei Beschwerde führen", begann der Schloßherr in unfreundlichem, Vorwurf durchklingendem Tone.

Der Lehrer stutzte einen Augenblick, doch gleich besann er sich, daß es möglicherweise der Brief sein könne, den er vor länger als drei Monaten an den Schloßherrn gesandt hatte.

"Es war mir, Herr Baron, leider nicht möglich, meine Beschwerde Ihnen persönlich vorbringen zu können."

"Warum nicht?", fragte ironisch der Schloßherr.

"Ich bin von Ihrem Schloßpersonal nicht angemeldet worden, man wollte mich nicht vorlassen."

„Wer war denn dieser „man“?“

„Herr Baron, ich bitte ganz ergebenst, mir die Beantwortung dieser Frage hochgeneigtest zu erlassen.“

„Ich will aber diesen „man“ wissen“, setzte er scharf hinzu.

„Es waren der Schloßvogt und der Oberförster“, entgegnete vollkommen ruhig der Gefragte.

Eine Unmuthswolke lagerte sich auf der Stirn des Schloßherrn, als er die festen, ruhigen Worte des Lehrers hörte.

„Um! Das sind ja die beiden, die in Ihrer Beschwerde in Frage kommen“, entgegnete er spitz; „ich habe jedoch zu den beiden von Ihnen Genannten ein unbedingtes Vertrauen, das auch Sie, Herr Lehrer, nicht zu erschüttern imstande sein werden.“

„Es lag und liegt auch nicht in meiner Absicht, dies Vertrauen zu untergraben, die bitterste Not zwang mich. Krümmt sich doch selbst ein Wurm, wenn er getreten wird, geschweige denn ein Mensch.“

„Redensarten“, bemerkte ärgerlich der Schloßherr.

„Mit Verlaub, Herr Baron, es sind Existenzfragen für mich und nur sehr schwer, und nachdem ich keinen Ausweg mehr finden konnte, habe ich mich zu diesem Bittbriefe, der, bitte ganz gehorsamst, noch keinesfalls die Bezeichnung „Beschwerdebrieft“ verdient, entschlossen.“

Der Schloßherr maß den Sprecher mit höchlichst erstauntem Blick.

„Sie klagen über mangelhaftes Getreide, knorriges Holz und so weiter.“

„Leider kann ich diese angeführten Punkte nur wiederholen und bin bereit, den Beweis der Wahrheit zu erbringen. Der Roggen, den ich bis jetzt erhalten, war dumpf, fast nie spreufrei; auch ist er durch Mäusefraß geschrotet und mit Mäuse-Unrat durchsetzt, sodaß ich denselben nur als Viehfutter verwenden konnte. Aber auch das Vieh nahm denselben ungern, wahrscheinlich aus dem letztgenannten Grunde. Und solches Getreide ist zur Nahrung für meine Familie und mich bestimmt.“

Dem Lehrer glänzte eine Träne im Auge, die er zu unterdrücken sich bemühte. Der Arzt nickte mit dem Kopfe und atmete tief auf.

Der Baron blickte finster vor sich hin und stützte sein Kinn mit der Hand.

„Das Holz, welches ich als Deputat zu beanspruchen habe, ist in meiner Vokationsurkunde als gespaltenes Kastenholz genannt, besteht aber tatsächlich nur aus ausgerodeten Baumstümpfen, deren Zerschleißung, weil vorwiegend Wurzelholz, viel Zeit und Kraft beansprucht, und das aus diesem Grunde fast wertlos ist. Solches Holz erhalten die Bäckermeister des Ortes aus Ihren Forsten, Herr Baron, vollständig unentgeltlich, ja, es wird ihnen frei in's Haus geliefert, damit die ausgerodeten Flächen rascher urbar gemacht werden können. Die sechs Morgen Ackerland, mir zur Bewirtschaftung und Bestreitung meiner Lebenshaltung zugewiesen, von deren Ertrag ich fast zu leben gezwungen bin, haben nur eine dünne Humusschicht, darunter scharfer Sand und tiefer darunter eisenhaltiger Letten. Saure Wasser, die

diesen Acker durchbringen, bringen nur hartes, schneiden-
des Gras hervor. Vor drei oder vier Jahren soll auf
diesem jetzt urbar gemachten Boden noch kümmerlicher
Forst gestanden haben. Ich ernte wenig mehr, als ich
säe. Um mich und meine Familie erhalten zu können,
bin ich gezwungen von dem kleinen Vermögen, das meine
Frau mir eingebracht hat, abzubröckeln und dies nur,
um die notdürftigsten Bedürfnisse des Lebens bestreiten
zu können. Dies sind nun meine Klagen, um deren Ab-
stellung ich ganz gehorsamst bitte und damit um Wieder-
herstellung meines Rechts."

Der Baron hatte die Rechtfertigungsrede nicht unter-
brochen, sondern schweigend zugehört.

"Das sind ja schwere Anklagen, die Sie erhoben
haben."

"Ich konnte nicht anders."

Der Baron griff nach der vor ihm auf dem Tisch
stehenden, silbernen Glocke und läutete.

Ruba trat blitzschnell ein.

"Der Oberförster soll sofort hierher kommen."

Nach wenigen Augenblicken erschien der Befohlene.

"Bitte; lesen Sie diesen Brief." Mit diesen Worten
überreichte der Schloßherr das Schreiben dem finster
dreinschauenden Oberförster.

Dieser erbleichte, und sein haßerfüllter Blick streifte
das Gesicht des Lehrers.

"Nun, was haben Sie darauf zu erwidern?"

"Herr Baron, es war Ihr Wunsch", —

"Daß dem Herrn Lehrer nur klastergeschlagenes Holz
und in vollkommen genügender Menge verabreicht
werde", unterbrach jäh der Schloßherr die begonnene,
gefährliche Rechtfertigung, und ein flackerndes Licht des
Schweigebefehls flog, Verständnis fordernd, vom Auge
des Barons zu dem des Oberförsters.

Der Arzt beobachtete mit hohem Interesse still das
Mienenspiel der beiden.

Der Oberförster wurde etwas unruhig, aber er
schwieg.

"Sie werden sofort das gesamte Wurzelholz abholen
und gut gespaltenes Klasterholz und in genügenden
Mengen dafür anfahren lassen. Und wie steht es denn
mit dem schlecht feinsollenden Ackerland?" forschte der
Schloßherr weiter. "Wo liegt denn die dem Herrn
Lehrer überwiesene Parzelle?"

"In der Nähe des Bolinagrabens, am Talabhang."

"Dann hat ja der Herr Lehrer Recht mit seiner Be-
schwerde; es ist eins der unfruchtbarsten Gelände im
Schloßgut, dazu noch weit von der Wohnung des Herrn
Lehrers entfernt."

"Herr Baron haben," —

"Schweigen Sie," donnerte ihn der Schloßherr fun-
kelnden Auges an, "Ihre Entschuldigungen sind wertlos,
und ich befehle Ihnen hiermit auf's Strengste die Her-
gabe des fruchtbarsten Ackers."

"Herr Baron, nach der Abmachung," —

"Haben Sie meinen Befehlen ungesäumt Folge zu

geben; Sie können gehen, ich bedarf Ihrer Anwesenheit heute nicht mehr."

Wie mit Purpur übergossen, schritt der Oberförster, sich stumm verbeugend, die Hände krampfhaft ballend, zur Thür des Zimmers hinaus, und im Fortgehen streifte wieder ein unfäglich haßglühender Blick den Lehrer, der das nur zu deutliche Gaukelspiel durchschaut hatte.

Wieder schellte der Schloßherr mit der Glocke.

"Mattusch, der Vogt, soll sofort bei mir erscheinen." Ruba nahm eilig den Befehl entgegen.

Nach wenigen Minuten trat Mattusch, eine Güngestalt, in's Zimmer. Als er der Person des Lehrers ansichtig wurde, wechselte das Rot seines aufgedunsenen Gesichtes in fahles Grau.

"Hundeblut! Verfluchter Teufel!" schrie der Schloßherr dem Eintretenden entgegen, „warum hast du hier diesem Herrn Lehrer verdorbenes Getreide anfahren lassen?"

"Gnädiger Herr, es geschah," —

"Und geschieht nicht mehr. Verstanden?"

Mattusch starrte blöde den Schloßherrn an, er stand wie angedonnert, wie träumend, er hatte den Schloßherrn wirklich nicht verstanden.

"Aber gnädiger Herr, Simeon nimmt nicht," —

"Was willst du, Elender, mit Simeon? Hinaus mit dir!" Die Rede des Schloßvogts schien ihm doch zu tölpelhaft, und der Schloßherr sprang auf, ergriff den Verblüfften am Rockragen und warf ihn heftig zur Thür hinaus.

Draußen vor der Thür trafen sich Oberförster und Schloßvogt; der erstere hatte auf den letzteren gewartet und, — es war zum Staunen, — sonst sich wie Rabe und Hund Meidende, — sie reichten sich jetzt verständnisvoll, recht kräftig die Hand. Wen sie wohl in ihrem Händedruck gemeint haben wollten? Oh, ihre Augen sprachen deutlich und viel.

"Sie sehen, mein lieber Herr Lehrer, daß ich Ihnen zu Ihrem einwandfreien Rechte verhelfen werde," sprach milder jetzt der Schloßherr, „doch da Sie einmal hier sind, so möchte ich als Patron der Schule die Frage an Sie stellen, wie es denn mit dem Unterrichte der Kinder geht? Haben Sie gute Fortschritte zu verzeichnen?"

"Gute, Herr Schloßherr", entgegnete freimütig der Gefragte.

"Es freut mich, dies von Ihnen zu hören. Doch, wie ich von anderer Seite vernommen, germanisieren Sie in einem etwas zu raschen Tempo, ich meine damit, daß ein wenig langsamer doch besser wäre."

"Herr Schloßherr, ich passe den Unterrichtsstoff nur dem Verständnis an, und die Kinder lernen das Deutsche mit Liebe und Freude."

"Sm, hm, ja es sind andere Zeiten gekommen; auch auf meinem Gutshofe höre ich des öfteren mit deutschen Sprachbrocken herumwerfen, selbst von alten Leuten", warf spöttisch lächelnd der Schloßherr hin. „Ihr Einfluß scheint doch ein bedeutender zu sein, Herr Lehrer?"

Der Angeredete merkte die versteckte Spitze aus der freundlich sein sollenden Rede nur zu deutlich heraus.

„Herr Schloßherr,“ erwiderte bescheiden, aber fest der Lehrer, „ich glaube nur meine Pflicht zu erfüllen, wenn ich Gottes Gebot: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“, befolge und ich hoffe dereinst, vor Gott und Menschen zu bestehen.“

Der Schloßherr biß sich verstoßen in die Lippen, in seinem Innern kochte es vor zurückgehaltener Erregung.

„Nun, ich danke Ihnen Herr Lehrer“, damit reichte er ihm zögernd die Hand.

Mit hohem Anstand verabschiedete sich der Lehrer von seinem Schulpatron und dessen Gast. Letzterer dankte ihm den Gruß auf's freundlichste.

Im kleinen Schulgärtchen wartete die Lehrersfrau auf die Rückkehr ihres Gatten, dessen Abwesenheit ihr außerordentlich lang zu währen schien, und jede Viertelstunde länger deuchte ihr eine volle Stunde lang.

Doch jetzt hörte sie seine lieben Schritte, sie eilte ihm entgegen.

„Nun,“ fragte sie lebhaft, aber besorgt, „bringst du gute Nachricht? Ich war sehr bekümmert um dich. Weßhalb hatte man dich denn holen lassen?“

„So höre denn, ein Lustspiel war's, doch richtiger gesagt ein Galgenvogelstücklein mit komischem Schluß.“ Und er erzählte ihr alles.

„Gott befohlen“, sagte er am Ende seiner Aussprache zu seiner Gattin, die den Tiefbekümmerten durch Trostworte aufzumuntern sich bemühte, und eine Träne suchte in seinen Wimpern.

„Verzage nicht, mein Herzensguter.“ Sie streichelte ihm die abgehärmten Wangen.

„Du bist gut, ich danke dir, Gott wird uns nicht verlassen, sein heiliger Wille geschehe. Der die Lilien auf dem Felde kleidet, wird auch unser nicht vergessen. Der ewige Gott lebt. — Der Baron hat mich ungern, weil ich ein Deutscher bin, ich habe es deutlich herausgemerkt aus seinem Augensunkeln. Doch was gibt es zum Abendbrot? Ich verspüre ein wenig Hunger.“

„Du Armer, Pellkartoffeln mit Salzhering, leider, du weißt ja, mein lieber Guter, das Roggenmehl“ —

„Schon gut“, beschwichtigte liebevoll der Gatte. —

Nach Weggang des Lehrers blieben der Schloßherr und Doktor Gustil beim Glase Ungarwein noch ungefähr eine halbe Stunde lang im Zimmer und plauderten lebhaft miteinander. Die Luft im Zimmer war aber ein bißchen schwül geworden, und der Schloßherr schlug einen Aufenthalt in dem herrlichen Schloßpark vor, welcher Vorschlag die lebhafteste Zustimmung beim Arzte fand.

Unter einem mächtig hohen, wohl gegen hundert Jahre alten Birnbaume, dessen Äste brechend schwer mit herrlichen, sich entwickelnden Früchten wie übersäet waren, stand ein steinerner, runder Tisch, der bequem acht Personen Platz gewähren konnte.

Kuba brachte Stühle, Wein und Gläser heraus, und die beiden ließen sich behaglich nieder. Ein leiser Wind rauschte durch die Millionen von Blättern, und in den Zweigen benachbarter Bäume und Sträucher pfiff lustig noch der kanariengelbe Pirol. Auch einige Zinken

ließen, schon halb ent schlafend, ihren Dämmerpfiff vereinzelt ertönen. Es war ein herrlicher Aufenthaltsort, fern der belebten Straße; der Duft des Jasmins erfüllte den ganzen Schloßgarten, ein Plätzchen wie zur Meditation geschaffen, verschönt durch den ruhigen, vollen Glanz des sich zum Horizont neigenden Sonnenballs.

Schloßherr und Arzt hatten kaum Platz genommen, als sie Schritte nahen hörten. Der Erzpriester Kiewka war gekommen, um sich nach langer Zeit wieder einmal an den Naturherrlichkeiten dieses Paradieses zu ergötzen. Der Schloßherr begrüßte ihn lebhaft und herzlichst, ebenso auch der Arzt, der trotz des Religionsunterschiedes mit dem Erzpriester innig befreundet war; die unangenehme politische Szene mit dem Schloßherrn, die schon viele Wochen weit zurücklag, war beiderseitig gern vergessen.

Das Gespräch drehte sich um die Ernteaussichten und die politische Lage, und unwillkürlich lenkte sich dasselbe auf die kurzvorherige Anwesenheit des Lehrers, dem der Erzpriester auf dem Heimwege begegnet war.

Der Erzpriester hatte den Ansichten des Schloßherrn über den Lehrer still zugehört, sie gefielen ihm ganz und gar nicht. Aus der heftigen Weise, in welcher der Baron das Gespräch führte und die eine große Leidenschaftlichkeit verriet, schloß er, daß des Lehrers Bitte wohl eine vergebliche gewesen sein müsse, und dies betrückte ihn tief.

„Gestatten Sie, Herr Baron,“ nahm der Erzpriester jetzt das Wort, „daß ich mich zu dieser Angelegenheit äußere. Ich habe die Empfindung, daß trotz Ihrer aus-

gesprochenen Befehle der arme, bedauernswürdige Lehrer nicht zu seinem Rechte kommen wird.“

„Oh, er wird schon, Herr Erzpriester, zu seinem Rechte kommen“, erwiderte lächelnd der Schloßherr, „obgleich er es nicht verdient.“

„Nicht recht verdient? Wie soll ich das verstehen?“, fragte betroffen der geistliche Herr.

„Nun ja, nicht recht verdient, denn ich leide und liebe ihn nicht. Wäre er nicht wirklich fromm und sonst in seinem Berufe nicht so tüchtig, woran ja kein Zweifel ist, dann könnte ich ihn sogar bitter hassen.“

„Aber Herr Baron, bedenken Sie doch, Sie tun es ja schon in vollem Maße, indem Sie dies aussprechen; doch Sie begehen damit ein schweres Unrecht vor Gott und an diesem Manne und dessen Familie. Er hat seine Kinderchen, an denen sein ganzes tief empfindendes Herz hing und auch über das Grab hinaus bis an sein Lebensende hängen wird, nächst Gottes Zulassung an Unterernährung verloren“, sagte schmerzlichst berührt der würdige Priester.

„Leider muß auch ich diese Worte bestätigen“, warf bekräftigend der Arzt ein.

„Warum ist er deutsch und seine Bestrebungen?“ sprudelte erregter noch der Schloßherr.

„Weil er nach Gottes und des Königs Gesetz als ein ganzer Mann seine Pflicht erfüllen will,“ erwiderte ernst und bestimmt der Erzpriester, „und er verdient aus diesem Grunde die höchste Achtung der Bevölkerung und

Ihr Wohlwollen, denn er nützt mit der strengen Erfassung seiner Aufgaben allen.“

„Ich verstehe Sie nicht, meine Herren, wie Sie nur so intensiv die Partei dieses Lehrers ergreifen können.“

„Weil der Bedauernswerte in seinem Rechte ist,“ erwiderte mit gehobener Stimme der geistliche Herr „und weil er für Erhaltung desselben mit Ihnen, Herr Baron, einem für ihn übermächtigen Gegner, schwer ringen muß, und ich verstehe es nicht, daß Ihre bessere Einsicht sich so eng in die Fesseln von Ihrer Leidenschaft schlagen läßt. Was tut denn dieser Mann Böses? Fragen Sie jedermann, er ist die personifizierte Liebe für alle. Er ist vor allem ein Beispiel der Gerechtigkeit und wahrer Frömmigkeit.“

Der Arzt nickte zustimmend mit dem Haupte.

„Sie kennen, meine Herren, meinen Standpunkt.“

„Der aber nicht einwandsfrei ist und eigentlich nur Ihrem Gefühle Rechnung trägt“, erwiderte würdevoll der Priester. „Es ist menschlich wohl verständlich, daß Völker, die erst seit kurzer Zeit einem neuen Staatswesen angegliedert sind, an ihren Traditionen, an ihrer völkischen Eigenart festhalten; Völker aber, wie das oberschlesische, die schon seit vielen Jahrhunderten einem, sie in jeder Hinsicht mehr förderndem Staatskörper angehören, haben keine wehmütige Erinnerung an das einstmalige Staatengebilde, dem ungekannte Urahnen freudig noch ihr Leben opfern konnten. Vollends unser Volk, das unter der Herrschaft der preussischen Könige steht. Ich habe die Überzeugung, daß unsere Einwohner,

in dankbarer Erkenntnis der Vergangenheit und Gegenwart, nicht mit einem einzigen Mannesarme mehr für eine Wiederzugehörigkeit zum Königreiche Polen die Wehr ergreifen würden; schon die natürliche Klugheit, das Bedürfnis der eignen Lebenserhaltung würde die Begeisterung für eine ihnen fremd gewordene Angelegenheit niederhalten.“

„Sie irren, meine Herren,“ warf spöttisch lächelnd der Schloßherr hin, „und Polen ist in seinem Rechte, wenn es die Brücke seiner Geschichte auch über Jahrhunderte hinweg schlägt.“

Der Erzpriester und der Arzt schüttelten verneinend ihre Häupter.

„Herr Baron,“ setzte der geistliche Herr seine Rede fort, „gestatten Sie, daß ich Ihnen widerspreche. In solchen von Ihnen soeben ausgesprochenen Anschauungen tändelt das Gefühl ahnungslos, aber dennoch leicht und beschwingt mit dem Verstande, den es ohne böswillige Absicht überwältigen und über die Realitäten des Lebens hinwegführen will. Das Gefühl allein darf selten herrschen, weil das wirkliche Leben einem wachen Traumleben das unumstößliche „ich bin“ entgegenhält und entgegen halten muß. Das Gefühl hat die Neigung, die wirkliche Mittelstraße des Lebens zu verlassen. Nur wo auch der Verstand und als höchste Kraft desselben die Vernunft neben dem Gefühl ihre Rechte beanspruchen, kann Harmonieklang die Seele des Menschen erfüllen. — Es gibt kein Reich dieser Welt, das sich nicht in jahrhundertlangen Zeiträumen in den Grenzlinien und Grenzfarben geändert hätte, und von dem ersten Besitz-

titel der Menschen kündet nur noch die heilige Schrift. — Wenn nun ein Staat, wie der preussische, in weiser Mäßigung des Siegesbewußtseins alle Anstalten trifft, um das ihm, nicht ohne Zulassung Gottes angegliederte Volk glücklich zu machen, dann muß das erst sich fremd führende neue Volk die Wohltaten, die trotz aller Abneigung doch unverkennbar Wohltaten bleiben, endlich anerkennen. Ihre Annahme, aus der Grenzsprache, die nicht allein hier, sondern auf der ganzen Welt vertreten ist, wo Landkartenfarben sich berühren, hier ein Recht auf politische polnische Landeszugehörigkeit der Grenzbewohner herzuleiten, hält der kühlen Überlegung und dem Gerechtigkeitsfönn nicht Stand. Wir haben auch in unserem Reiche, nicht allein an den Grenzen, sondern auch in der Mitte desselben, ganz so, wie dies in den anderen Staatengebilden der Fall ist, Volksteile, die trotz beinahe tausendjähriger Vergangenheit ihres Staatengebildes sich die Sprachen, Trachten und Sitten ihrer Vorfahren, die jeder Vernünftige auch gelten läßt, erhalten. Diese Restvölker haben sich aber in wirtschaftlicher und nationaler Hinsicht dem auch anfangs von den Urahnen befehdeten Reiche, das sie heute lieben, angepaßt, und sie wirken wie farbenreiche Steinchen im Kaleidoskop des Staatswesens. Es ist freilich eine heilige Pflicht des Staates, das religiöse Empfinden der neu angegliederten Völker, aber auch dasjenige des alten Volksstammes sorgsam zu schützen. Eine einseitige Bevorzugung einer Religionsgemeinschaft wäre ein Vergehen gegen die andere, die gleiche staatsbürgerliche Pflichten zu erfüllen hat und würde den Begriff des Stiefkinds wecken und nähren, einen Zustand

der schuldlosen Bestrafung schaffen. Gerechtigkeit ist die Grundlage der Staatengebilde. — Über die Sprachenfrage kommt jeder Staat fast ohne sein besonderes Zutun schon in einigen Menschenaltern hinweg, sofern er gerecht bleibt und auf die geistige und wirtschaftliche Entwicklung seines Volkes bedacht ist. Wenn aber die religiöse Frage bedroht wird, wenn sittliche, ewig wahre Grundsätze verachtet und angefeindet werden, dann kann auf die Dauer hin selbst das stärkste Staatswesen vor schwerer Erschütterung nicht bewahrt bleiben; denn selbst goldene Ketten bleiben eben Ketten. — Der Bürger, der Untertan, erfüllt gern seine manchmal nicht zu leichten, häufig genug schweren Pflichten. Er tritt für die Sicherheit seines neuen Vaterlandes, dem er jetzt angehört, in der Erkenntnis der Notwendigkeit der Verteidigung freudig mit seinem Gut und selbst der Opferung seines Lebens, der Aufgabe seiner Persönlichkeit hier auf Erden, ein. Er will aber auch das Recht der freien Überzeugung, die ihm auch gewährt werden muß, sofern dieselbe nicht moralstürzend ist; er will und kann auch nach menschlichem und göttlichen Recht verlangen, daß er infolge seines Glaubens nicht angefeindet oder verfolgt wird. — So wie nun der Bürger unverkümmerte Glaubensfreiheit von der Gerechtigkeit und Weisheit des Staates zu fordern berechtigt ist, ebenso berechtigt kann der Staat vom Bürger den Gehorsam in weltlichen Dingen, Treue um Treue, fordern.“ —

Die Abendglocken begannen das Ave zu läuten, das Gespräch verstummte, und feierliche Stimmung umwehte die Herzen der drei.

„Ave Maria, virgo sacratissima, mater Dei, salvatoris“, hauchte der Mund des Priesters.

„Ora pro nobis“, respondierte der Schloßherr, und eine Träne perlte in seinen Wimpern.

Und die Glocken auf dem ganzen Erdenrund, in Kirchen und Kapellen, in Klöstern und in Krankenhäusern, sie erklangen in Einmütigkeit; es war ein Empfinden, als wenn der Erdball in seinem rasenden Lauf auf einige Augenblicke still stehen wollte. Ungezählte Millionen von Menschenhänden, von Groß und Klein, Arm und Reich, Vornehm und Einfach, Gesunden und Kranken, Gelehrten und Königen falteten sich zum gemeinsamen Gebet, und in lateinischer, deutscher, polnischer, französischer und englischer Sprache, in allen Sprachen der Menschen erklang der Hymnus zur Ehre der heiligsten Mutter, der Mutter Gottes, des Erlösers, — Ave Maria! —

Wie in ein Meer tauchte der flammende Sonnenball am Horizont herab, und in den herrlichsten, rosigen Tinten strahlten hoch am blauen Himmel ungezählte Lämmerwölkchen.

Der Tau fiel stark und kühlte angenehm ab die heiße Luft, die sich in den Sträuchern verfangen hatte.

Plaudernd miteinander Luftwandelten die drei jetzt auf den äußerst sauber gehaltenen, breiten Kieswegen, und aus den Büschen heraus flogen in bläulichem, phosphoreszierenden Licht geheimnisvoll Glühwürmchen, um als winzige Sternchen auf dem betauten Rasen sich niederzulassen.

Vorgerückte Nachtstunde war es, als der Erzpriester und der Arzt vom Schloßherrn sich verabschiedeten, um ihrem Heim zuzuwandern, und auch der Schloßherr begab sich bald zur Ruhe.

Die Gräfin war auf einige Tage verreist. In ihrer Abwesenheit waren der Schloßvogt und der Oberförster verpflichtet, dem Schloßherrn persönlich ihre Berichte über die Vorkommnisse der letzten Tage zu erstatten, aber sie taten es nicht gern und waren immer herzlich froh, wenn die Gräfin wieder ihres Amtes im Schlosse waltete.

Ein strahlender, herrlicher Morgen war angebrochen. Entgegen seiner Gewohnheit war der Schloßherr sehr zeitig aufgestanden und revidierte seit langer Zeit wieder einmal die Ställe, die er in mustergültiger Ordnung vorfand.

Zufriedenes Lächeln umschwebte seine Lippen, als seine Augen die gut gepflegten sauberen Tiere erblickten.

„Er ist doch ein tüchtiger, ein braver und gewissenhafter Mensch, dieser Florian,“ sprach er leise vor sich hin, „auf den kann ich mich bedingungslos verlassen.“

Und es war dies auch der Fall. Emsiger als dieser Kastellan konnte niemand sein, und das Gesinde vermochte nicht zu begreifen, daß er nur so äußerst wenige Stunden der Nachtruhe bedurfte. Ob's Winter war, ob Sommer, Punkt dreieinhalb Uhr morgens war der Kastellan schon tätig, und nie vor elf Uhr abends begab er sich zur Ruhe; ebenso tätig war seine brave Ehefrau.

Herr von Roschamski hatte sich schon frühzeitig auf den Weg zum Postamt begeben, um eingegangene Briefe

abzuholen. Ein dicker Brief aus Paris war angekommen; der Schloßherr nahm ihn in Empfang und öffnete ihn sogleich.

Ein schwerer Seufzer entrang sich seinen Lippen, als er den Inhalt des Schreibens gelesen.

„Schon wieder Geldbedarf, und woher nehmen? Schließen Sie vorläufig, mein lieber Herr von Roschamski, den Brief und die beiliegenden Karten sicher ein, wir sprechen später darüber.“

Der Baron kehrte ins Schloß zurück. Vor der Haustür warteten schon der Oberförster und der Schloßvogt, und sie folgten ihrem Herrn ins Zimmer.

„Wie steht es denn mit dem gestern besprochenen Abholen des schlechten Getreides, Mattusch?“ fragte ernst der Baron den Schloßvogt.

„Ich werde es heute abholen lassen“, knurrte mürrisch der Gefragte zurück.

„Warum ist dies nicht schon gestern geschehen?“ inquirierte scharfer der Schloßherr.

„Die Pferde kamen erst spät abends vom Felde, wir fuhren Heu ein.“

„Dann wird es aber noch heute Vormittag besorgt. Verstanden?“

„Herr Baron,“ —

„Keine Erwiderung mehr“, schnitt kurz der Schloßherr den Einwand ab.

Der Oberförster wurde glimpflicher behandelt, aber nicht in weniger bestimmter Form.

Seit wenigen Stunden war der Schloßherr anscheinend anderen Sinnes geworden, und die tiefe, ungerechte Abneigung gegen den neuen Lehrer war im Schwinden begriffen; er wollte gerecht sein, sein Herz war gut, wenn nicht stürmische Leidenschaften es aufpeitschten.

Die beiden Berichterstatter, Schloßvogt und Oberförster, waren in Gnaden aus der Audienz entlassen und wanderten den Wirtschaftsgebäuden zu.

„Da kann aber der neue Lehrer noch einige Tage warten, bis ich ihm anderen Roggen schicke,“ warf höhniisch der Schloßvogt hin, „er hat meinen Jungen, meinen Hannes, gestraft, diesen Prachtkerl.“ —

„Diesen Lausbuben, na, dann war es wohl sicher ein bißchen zu wenig.“

„Was sagen Sie, Oberförster, meinen Jungen unterstehen Sie sich einen Lausbuben zu nennen?“ und das Gesicht des Schloßvogts wurde kirschrot vor Erregung.

„Ja, ich wiederhole es dir, du Affe“, sprach der Oberförster erregt zurück. „Dein Junge ist ein Lausbub, ein Schmutzfink und ein weinerlicher, verzogener Lummel.“

„Schweflig, feuriges Donnerwetter!“ flammte der Schloßvogt auf und erhob die geballte Faust zum wuchtigen Schläge.

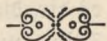
Doch er zog den kürzeren. Man hörte etwas verächtlich klatschen.

Und das Tisch Tuch der Freundschaft zwischen Schloßvogt und Oberförster war für immer zerschnitten. —

Der Schloßherr hatte befohlen; aber das von ihm dem Lehrer gegenüber gegebene Versprechen wurde nicht

eingelöst. Die Könige wollen fast immer gut, aber häufig scheitert ihr Wollen an dem Willen der mit dem Auftrage von ihnen Betrauten.

Der arme Lehrer erhielt weiterhin schlechtes Getreide, wurzelstodriges Holz und behielt auch das unfruchtbare Ackerland bis zu dem Tage, an welchem das traurige Deputat in natura wegfiel, und an Stelle dessen eine Ablösung in barer Münze einsetzte. Er betrachtete die ihm widerfahrene langjährige Ungerechtigkeit als ein kleines Kreuzlein, das jeder sittliche Mensch geduldig und ergeben tragen müsse.



Simeon, der Geldleiher.

Simeon Schmiedner war inzwischen ein vermögender Mann geworden und erfreute sich seines biedereren Wesens wegen der Achtung der Einwohnerschaft. Der große Umsatz in den Beleihungsgeschäften, im Heranschaffen bedeutender Summen für den Fürsten von Pna und den Baron von Mischewski hatten ihm auch ziemlich bedeutenden Einfluß und Vertrauen in der gesamten Bürgerschaft eingetragen. Der Umstand ferner, daß er der einzige Spediteur in dem durch die Industrie aufblühenden Städtchen war, ferner auch die Bewirtschaftung einer ausgedehnten Landwirtschaft, namentlich aber die Entwicklung der Kohlengruben, Zinkerzbergwerke und Eisenhütten boten ihm Gelegenheit zur starken Mehrung seines Reichthums. Er galt im allgemeinen als ein sehr kluger Mann, der stets wußte, was er bezwecken wollte.

Man konnte ihn eher finster als freundlich nennen; nur im Kreise seiner ziemlich zahlreichen Familie schien er tief herzlich. Von seinem Standpunkte aus betrachtete er sich, dem Schloßherrn gegenüber, als unentbehrlich, und der Stolz, sich im Besitz eines gefüllten Geldschrankes

zu wissen, war nur zu deutlich auf seinem Gesichte zu lesen.

Der Schloßherr befand sich wieder einmal in der Geldklemme, und dieser Zustand war der einzige, der es ihm zum Bewußtsein brachte, daß er noch auf Erden weile und, wie alle anderen Sterblichen, mehr oder minder von den Mitmenschen abhängig sei.

In solchen Stimmungen konnte er sehr launenhaft und verdrießlich, ja zuweilen auch ungerecht erscheinen, und Herr von Roschamski mußte dann als Blitzableiter für den Unmut herhalten.

Der Schloßsekretär befand sich wieder auf dem Wege zu Simeon um Geld.

Simeon versagte ein weiteres Darlehn. Herrn von Roschamski, der gegen einen neuen Schuldschein dreihundert Dukaten erheben sollte, wurde von dem Geldgeber der Vorwurf der Unwirtschaftlichkeit ins Gesicht geschleudert.

„Ich trage keine Schuld an den vom Herrn Baron bei Ihnen eingegangenen Verpflichtungen, das müssen Sie sich, Herr Schmiedner, selbst sagen können.“

„Und ich gebe keinen polnischen Groschen mehr her, solange der Herr Baron sich nicht entschließt, die neuerlichen Gesamtforderungen für mich hypothekarisch einzutragen; sagen Sie, Herr Schloßsekretär, Ihrem Herrn meine soeben gesprochenen Worte, klipp und klar, ohne Umschweife.“

Herr von Roschamski wurde erregt, er suchte sich aber zu beherrschen.

„Herr Schmiedner, Sie werden begreifen, daß mir ein Gang zu Ihnen in Darlehnsangelegenheiten doch wahrlich kein Vergnügen bereitet,“ entgegnete er peinlich berührt, „ich glaube aber doch annehmen zu können, daß der Herr Baron in seinem alten Namen und seinem Besitz genügende Bürgschaft bietet, sodaß Sie den heutigen Schuldschein ohne Bedenken honorieren können.“

Simeon ging schweigsam, aber innerlich tief erregt, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, mit langen Schritten im Zimmer auf und ab. Es vergingen einige Minuten darüber, — er fuhr sich ab und zu mit den Fingern durch den langen, dunklen Bart und summt leise ein Liedchen vor sich hin.

„Herr von Roschamski,“ er blickte ihn dabei scharf an, „wissen Sie denn ungefähr, wieviel Ihr hoher Herr Baron mir schuldet?“

„Wenig freilich wird es wohl nicht sein,“ entgegnete verlegen der Angeredete, „und ich finde es begreiflich, ja ganz in der Ordnung, wenn Sie sichere Bürgschaft verlangen.“ Er verschwieg die Kenntnis der Summe.

Simeon rief seinen Buchhalter herbei, der das Kontobuch aufschlug; dann setzte sich Simeon die Brille auf der Nase zurecht.

„So, bitte, Herr von Roschamski, überzeugen Sie sich gefälligst selbst.“

Dem Schloßsekretär lief es heiß und wieder kalt über den Nacken, als er der Aufforderung zur Einsicht in die Bücher Folge leisten sollte; doch er tat's, und wie anfliegende Geister tanzten die Zahlen vor seinen Augen.

„Annähernd siebenzig Tausend Taler Schulden“, murmelte er fast tonlos vor sich hin und schaute, wie von Brennesseln ins Gesicht gepeitscht, beschämt zu Boden.

Simeon sah ihn ernst und prüfend an.

„Herr von Roschamski, ich finde Sie ein wenig betreten. Gewiß, Sie tragen ja eigentlich keine Schuld daran, mehr ich, der ich den vieljährigen Zukunftsertrag der Ernte in den Büchern führe; ich durfte nicht so bereitwillig sein. Die zwei Prozent, die ich als Makler an dem Umsatz verdiene, machen mich nicht glücklich, wohl aber ist fast das Gegenteil davon eingetreten. Ich habe Bankkredit beanspruchen müssen, um Ihrem Herrn Baron gefällig sein zu können, denn Sie werden doch das Einsehen haben, daß ich noch nicht so reich bin, um derartige hohe, unbewegliche Geldbeträge in meinen Büchern führen zu können. Aber auch die größten Banken fordern endlich Deckung. Sie wollen dann auch nicht vergessen, daß der Herr Baron nicht der einzige ist, dem ich nichts schulde“, setzte er ironisch hinzu.

„Ich verstehe“, sagte mit begleitendem Kopfnicken tiefen Ernst der Angeredete.

„Dann will ich Ihnen auch noch offen und ehrlich eingestehen, daß der Hochmut, mit welchem ich vom Schloßherrn behandelt werde, nicht im geringsten eine Berechtigung hat. Hochmut ist immer unmoralisch und ein Zeichen geistiger, sittlicher Schwäche, und wenn man wirklich von einer Hochmutsberechtigung überhaupt sprechen dürfte, — ich lache dazu, — dann könnte in diesem Falle nur ich derjenige sein, der von diesem

zweifelhaften Rechte Gebrauch zu machen in der Lage wäre, weil ich nicht im Entferntesten Ihrem Herrn gegenüber mich zu Dank verpflichtet fühle. Ich bin glücklich, ein schönes Familienleben zu besitzen, für das ich Gott von Herzen danke; es wurde mir aber schwer genug gemacht, mich als redlicher Mensch behaupten zu können. Auch mein verstorbener Vater hatte oft Ursache gehabt, sich über das Gebahren der Ahnen des Herrn Barons zu beklagen. Als ich vor etwa zwanzig Jahren das väterliche Erbe übernahm, fand ich meinen ersten und dauernden Gegner in Ihres Herrn Barons Vater, den sein jetziger Nachfolger, sein Sohn Alexander, ablöste; doch,“ dabei machte er mit dem rechten Arme eine abwehrende Geste, — „ich wollte nicht alte Erinnerungen zu neuem Leben wecken und habe auch vergessen. Verzeihen Sie dieses unliebsame Gefühlsaufbäumen, aber es zwingen sich, trotz Absichtslosigkeit, trübe Bilder der Vergangenheit vor die immer schauende Seele.“

Nachdenklich blickte Herr von Roschamski, im Sessel zurückgelehnt sitzend, vor sich hin.

„Und wieviel schuldet Ihnen der Fürst von Pna?“

„Bedaure sehr, Ihnen die Antwort auf diese Frage nicht erteilen zu können; es würde dies gegen meine Kaufmannsehre streiten, die mich zum Schweigen verpflichtet.“

„Sie haben Recht, Herr Schmiedner, und ich bitte um Entschuldigung, daß ich diese Frage, die unüberlegt war, gestellt habe. Zudem hat ja der Baron genug mit seiner eignen Angelegenheit zu tun.“

„Das wollt ich auch meinen, Herr von Roschamski“, antwortete Simeon lachend.

Dem Schloßsekretär schnitt die Unterredung tief ins Herz. Es war das erste Mal, daß er auf entschiedenen Widerstand gestoßen war, und er durchkostete schon im Voraus die aufregende Szene beim Schloßherrn, die sich in der nächsten Stunde abspielen mußte; er erzitterte bei diesem Gedanken. Wenn nur noch dieses eine Mal Simeon dem Verlangen nachgeben wollte!

Mit lauerndem Blick über die Brillengläser hinweg betrachtete Simeon den Bedauernswerten, der grübelnd seinen Kopf in seine Arme stützte.

Endlich erhob sich der Schloßsekretär, und man sah ihm in dem bleichen Gesichte den schweren Entschluß an, den er kämpfte.

„Also Herr Schmiedner,“ brachte er mühsam hervor, „seien Sie nicht zu hart und erfüllen Sie noch diese eine Bitte meinem Herrn. Sie werden doch alles zurück-erhalten; ich werde dem Herrn Baron klaren Wein über seine Verhältnisse einschenken und ihm sagen, daß Sie auf Rückzahlung oder hypothekarische Sicherung der geliehenen Beträge drängen, und daß Sie selbst in Geldverlegenheit sich befinden.“

„Das Letzte bitte ich denn doch nicht zu erwähnen, denn es entspricht nicht ganz den Tatsachen,“ warf Schmiedner mißtrauisch ein, „ich könnte schlimmstenfalls wohl, werde es aber nicht tun, auf baldige Rückzahlung verzichten, nachdem der Herr Baron oder sein Schloßsekretär es für angezeigt hielten, mich bei der Einladung,

Sie wissen ja schon, welche ich meine, zu übergehen. Vielleicht hilft der reiche Bürgermeister, oder einer der eingeladen gewesenen reichen Bürger. — Daß ich als Jude geboren bin, gibt keinem Menschen, selbst dem Könige nicht, das Recht, mich schimpflich zu behandeln. Man hat seinen Mitmenschen nur nach Beweggründen und Taten, nicht aber mit Voreingenommenheit, zu beurteilen. Es ist nicht Hochmut, sondern Schmerz, der mich diese Worte sprechen läßt.“

„Herr Schmiedner, ich trage keine Schuld an diesem für Sie anscheinend unliebsamen Ergebnis, ebenso auch nicht der Herr Baron. Ihre Vermutungen bewegen sich auf Irrpfaden.“

„Ja, wer denn sonst?“ fragte Simeon erstaunt.

„Ich darf mich darüber nicht äußern.“

„Ein bequemer Weg zum Ausweichen, auf dem man niemandem folgen kann; doch ich wünsche den Namen des Betreffenden auch nicht zu hören. Ich kenne ihn ja recht gut, und er wird noch lange mir in meinen Büchern im Gedächtnis bleiben.“

„Ich versichere Ihnen aber auf Ehrentwort, es war nicht der Herr Baron.“

„Ich glaube Ihrem Worte auch, Herr Schloßsekretär, und erkenne immer deutlicher, daß Rücksichtnahme auf die übrigen Gäste, besonders auf einen derselben bestimmend war, und ich täusche mich auch nicht darüber, wer dieser Gast gewesen sein konnte.“

Der Schloßsekretär räusperte sich verlegen.

„Vielleicht wäre es gut — Herr Schmiedner, wenn Sie jetzt mit mir zum Schlosse fahren würden. Sie könnten dann gleich eine Aussprache mit dem Herrn Baron erreichen, und das üble Nachurteil, das Sie gegen ihn vielleicht noch haben sollten, würde sicherlich schwinden.“

„Bedaure sehr, sehr geehrter Herr Schlosssekretär, Ihrem überaus gütigen Vorschlage nicht Folge geben zu können“, entgegnete der Angeredete, dabei Herrn von Roschamski überlegen ironisch lächelnd anblickend. „Ich habe wirklich kein besonderes Verlangen danach, mich in Zwangssituationen bringen zu lassen, oder die Bekanntschaft eines der Wölfe oder einer von ohngefähr losknallenden Pistole zu machen, — Sie werden dies doch ganz begreiflich finden.“

„Diese Zumutung ist doch aber geradezu unerhört, und ich wünsche nur in Ihrem Interesse, daß der Herr Baron niemals etwas davon zu Gehör bekommt; er dürfte Sie sonst vielleicht doch, selbst hier in Ihrem Zimmer, vor die Mündung seiner Pistole stellen, wenngleich er es auch später bereuen würde.“

Simeon zitterte und erbleichte, als er diese in tiefem Ernst gesprochenen Worte hörte, und seine Augen drohten zu erstarren.

„Sie verstehen mich nicht richtig, Herr Schlosssekretär“, brachte er mühsam hervor.

„Oh, nur zu gut, Herr Schmiedner, Ihre Anspielung ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig“, erwiderte unwillig Herr von Roschamski.

„Seien Sie versichert, verehrter Herr Schlosssekretär, daß ich den Herrn Baron auch weiter stets achten werde, vergessen Sie die Erwähnung des Wolfes und der Pistole; ich bitte Sie herzlichst darum. Ich wollte in meinen nicht richtig gewählten Worten nur sagen, daß ich mich in meiner bescheidenen Wohnung sicherer als beim Herrn Baron im Schlosse fühle.“

„Nun, damit sagen Sie nichts Neues, es kommt ziemlich auf denselben Sinn heraus.“

Simeon wurde erregt, nervös.

„Herr von Roschamski, bitte sagen Sie Ihrem Herrn, daß ich ihn in meiner Wohnung mit dem größten Respekt empfangen werde; jedenfalls aber bitte ich auch, ihm freundlichst zu melden, daß ich seine Angelegenheit möglichst in der nächsten Zeit, spätestens aber in einem Monate zu beider Zufriedenheit erledigt wissen möchte.“

Der Schlosssekretär erhob sich würdevoll und steckte den Schuldschein schweigend wieder in die Briefftasche.

Das hatte Simeon nicht erwartet, und die düstere Ruhe Herrn von Roschamski's wirkte etwas beängstigend auf ihn ein.

„Ich will diesmal dem Herrn Baron noch ausnahmsweise das gewünschte Darlehen von Dreihundert Dukaten zahlen, bitte, geben Sie mir also den Schuldschein.“

Mit gemischten Gefühlen überreichte Herr von Roschamski das Schuldanerkenntnis und nahm das Geld für dasselbe zögernd in Empfang.

Simeon beobachtete ihn mit lauerndem Blicke und fand, daß der Schlosssekretär immer ernster und eifriger wurde.

„Sie scheinen, Herr von Roschamski immer noch über meine unpassenden Worte nachzudenken.“

„Aber selbstverständlich! Eine derartige Zumutung kann man allenfalls vergeben, kaum aber vergessen, und ich werde sie auch nie vergessen, darüber können Sie unbesorgt sein.“

„Sie müssen sich meine Worte nicht zu Herzen nehmen; ich hab' mal eine große Dummheit begangen, als ich der Pistole und des Wolfes Erwähnung tat.“

„Herr Schmiedner, Sie haben das befreiende Wort soeben ausgesprochen, und so will ich denn zu vergessen mich bemühen“, sprach kurz Herr von Roschamski.

Simeon atmete erleichtert auf; es war ihm, als fiele ihm ein Stein vom Herzen, er sah ein, daß er sich von der Bitterkeit, die sein Herz erfüllen mußte, hatte unbedacht hinreißen lassen.

„Trinken Sie, Herr Schlosssekretär, mit mir ein Gläschen Wein; ein kleiner Trunk wird Ihre und meine Erregung etwas beruhigen. Ich habe noch guten österlichen, reinen, etwas ganz Vorzügliches“, schmeichelte Simeon, die Fingerspitzen an die schmalzende Zunge führend.

Herr von Roschamski überlegte einen Augenblick, dann gab er der dringlich ausgesprochenen Bitte nach.

Nach knapp einem Viertelstündchen weiteren Verweilens verabschiedete sich der Schlosssekretär vornehm, aber doch in kühlerer Art, als wie dies bisher der Fall war, und fuhr mit dem Wagen zurück zum Schlosse. Er knirschte mit den Zähnen und ballte die Fäuste; solch'

bittere Wahrheiten hatte er noch nicht gehört, und doch, er hatte sie über sich ergehen lassen müssen. Die Zumutung endlich, die dem Schloßherrs geolten, drohte ihn vollends aus der Fassung zu bringen, doch er fand seine Ruhe allmählich wieder. Es soll ja auf anderen Schloßhöfen zu solchen Androhungen und Gewalttaten gekommen sein, und man sprach auch davon im Volke, sogar von Schlössern nächster Umgebung. Zwar galt der Baron als leicht aufflammend, — aber eine derartige Gesinnung konnte und durfte ihm doch niemand zutrauen, der ihn nur einigermaßen kannte.

„Unbegründete Furcht und Dummheit war es von Simeon, und ich behalte das Gesprochene für mich allein, ich will und werde es zu vergessen trachten.“ Mit diesen leise vor sich hingemurmerten Worten suchte Herr von Roschamski über die Angelegenheit hinweg zu kommen.

Simeon ging, ein Nieschen summend, vergnügt im Zimmer auf und ab. Endlich fühlte er sich frei, endlich hat er den verachtend auf ihn Blickenden, zu denen seiner irrigen Ansicht nach auch Herr von Roschamski zählte, sein Herz und zwar in deutlicher Weise ausgeküttet, nur beunruhigte ihn doch etwas die von ihm bezüglich des Wolfes und der Pistole gemachte unbedachte Äußerung.

„Er wird mir nichts tun, ich habe ja auch meine Knechte, die treu zu mir stehen und mit ihrem Leben das meinige schützen würden; auch ist ja der Baron nicht von schlechter Lebensart, und Herr von Roschamski ist ein vornehm denkender und handelnder Mann.“

Und er hatte Recht mit den sich selbst zugesprochenen Beruhigungsworten.

Der Buchhalter, der sich während Herrn von Roschamski's Anwesenheit entfernt hatte, saß wieder am Pulte und arbeitete emsig, ohne aufzuschauen.

„Wieviel schuldet der Fürst von Pna?“ blieb Simeon fragend vor dem Buchhalter stehen.

„Ich will gleich einmal nachsehen.“

Rasch war das Konto aufgeschlagen. Summe stand unter Summe, Zahl unter Zahl, in ziemlich langer Reihe. Der Buchhalter addierte.

„Über dreißigtausend Taler“, berichtete der Gefragte.

„Nun, das ist nicht allzuwenig. Mahnen Sie ihn noch heute und geben Sie ihm vierzehn Tage Frist zur Rückzahlung“, ergänzte Simeon.

„Das wird wohl nutzlos sein, Herr Schmiedner.“

„Sie werden ihn dringend mahnen, denn wenn wir dies unterlassen, zahlt er überhaupt nicht. Da ist der Baron, gegenüber dem Fürsten, ein ganz anderer, ein feinfeiner Mann, er zahlt doch immerhin, wenn es irgend geht, freiwillig.“ —

Die Dämmerung des beginnenden Sabbats war inzwischen eingetreten. Simeon befahl den Schluß des Kontordienstes, denn der sanft leuchtende Abendstern mußte mit jedem kommenden Augenblick sichtbar werden.

Im Wohnzimmer brannten schon die Wachskerzen auf dem siebenarmigen silbernen Leuchter. Das zahlreiche Gesindepersonal hatte mit der Hausarbeit aufgehört, die Familie war versammelt und wartete nur auf das Erscheinen des Hausherrn, um das gemeinsame

Mahl, dem Händewaschung und Gebet vorausgingen, einzunehmen. Der Hausherr zog seinen seidenen Raftan an und bedeckte sein Haupt mit einem blauschwarzen Samtkäppchen.

Mondlose, sternenhelle Nacht senkte sich auf die Straßen. — —

Im Zimmer des Schlossherrn schwebte eine drückende Schwüle, die erschlaffend wirkte. Das lange Ausbleiben des Schlosssekretärs hatte den Baron befremdet und beunruhigt. Nervös trommelten seine wohlgepflegten Finger auf der Tischplatte. Hastiges Wesen, gelegentliches Umwerfen von scheinbar im Wege stehender Stühle, verrieten des Barons Beklemmung.

„Ich bin reich und doch arm“, murmelte er vor sich hin. „Die Abhängigkeit ist doch ein fürchterlicher Zustand, und ich finde kein Mittel, demselben zu entinnen.“

Gedankenreihen, die identisch mit der Unterredung waren, welche der Schlosssekretär mit Simeon geführt hatte, wirbelten durch sein Hirn, aber die gesunden Schlußfolgerungen fanden im Willen des Schlossherrn heftigen Widerstand.

Der Baron hatte die begehrten dreihundert Dukaten am Abend vorher an den Fürsten von Pna verloren, und er hielt es für eine Ehrenpflicht, ohne Rücksicht darauf, daß der Fürst ihm eine über zehnfach höhere Summe schuldete, auf deren Rückzahlung er nicht bald zu hoffen wagte, diese Spielschuld noch heute zu begleichen.

Auf dem Spieltisch lagen noch die Karten, die Zeugen einer verlorenen Nacht. Der Schlossherr ergriff sie und schleuderte sie in die Ecke des Zimmers.

„Es ist doch einfach töricht, an dem Spielzeuge eines einstmaligen, halb wahnsinnigen französischen Königs ein solches Vergnügen zu finden. Tausende hängen in dem gleichen, unglücklichen Banne. — Doch da kommt ja endlich mein lieber Herr von Roschamski.“

Er sah ihn eben zur Schloßthür die Schritte lenken, und wie von einem drückenden Alp befreit, atmete er jetzt erleichtert auf.

Herr von Roschamski betrat das Zimmer. In möglichst schonender Weise berichtete der Schloßsekretär von der gehaltenen Unterredung; er war eben erst zu Anfang derselben, als der Schloßherr ihn unterbrach und ziemlich hastig nach der Summe fragte.

„Die dreihundert Dukaten habe ich erhalten, hier sind sie.“

Dem Baron bligten freudig die Augen.

„Lassen Sie, mein lieber Herr von Roschamski, sofort die schnellsten Pferde anspannen und fahren Sie gleich zum Fürsten; überbringen Sie ihm heute noch das Geld, aber bitte, nur ihm persönlich.“

Herr von Roschamski ahnte jetzt alles, und diesen schweren Gang nur wegen des Fürsten getan haben zu müssen, schmerzte ihn besonders tief.

„Verzeihung, Herr Baron, wenn ich mir eine Bemerkung erlaube. Der Fürst schuldet Ihnen nachgerade eine große Summe, und nicht zum geringsten Theil ist dieselbe ihm geliehen, damit er an Spieltischen seiner Leidenschaft fröhnen konnte. Fast sein ganzer Lebenslauf gipfelt im Spiel; ich würde deshalb für Ihr unbestreit-

bares, gutes Recht halten, wenn Sie ihm diese Summe nicht zahlen. Kavalierehre gilt nicht bloß für Sie als Gebot, sondern auch für den Fürsten“, schloß bedeutungsvoll der Schloßsekretär die Einrede.

„Lieber Herr von Roschamski,“ seufzte der Schloßherr auf, „Sie mögen ja mit Ihrer Ansicht Recht haben, die Verhältnisse liegen jedoch so, daß ich nicht anders handeln kann. Ich habe stets meine Spielverluste innerhalb vierundzwanzig Stunden beglichen und muß es anderen Kavalieren überlassen, ebenfalls so zu denken und zu handeln. Oh, die verfluchten Karten!“ Dabei griff er mit den Händen an die Stirn. „Glücklich der Mensch, den sie nicht in den Zauberbann ziehen. Es ist dies die achte Plage, — doch was soll ich weiter sagen?“ —

„Herr Baron, in der Erregung hätten Sie beinahe eine Blasphemie ausgesprochen; nicht Gott, sondern Satan hat dieses unselige Spiel in die Welt geschleudert“, entgegnete ernst Herr von Roschamski.

„Auch hierin haben Sie Recht, doch fahren Sie, fahren Sie, — es soll dies das letzte Mal gewesen sein.“

„Wenn es nur wahr bleiben wollte, Herr Baron, leider ist aber keine Leidenschaft so heftig und andauernd als wie diejenige des Spiels; sie wird immer genährt durch die Vorspiegelung der Aussicht, den Verlust wieder einzuholen, und nur wenige gibt es, die den fürchterlichen, Verzweiflung bergenden Ernst des Spiels erkennen.“

Mit verschränkten Armen stand der Schloßherr, dessen Antlitz sich tief rötete.

„Sie haben Recht, mein lieber Herr von Roschamski, und ich will über Ihre wahren Worte reiflich nachdenken, doch kann ich trotz Ihrer Strafpredigt die vollendete Tatsache nicht ungeschehen machen. Bitte also, fahren Sie und grüßen Sie bestens den Fürsten von mir.“

Schweigend nahm der Schloßsekretär die schöne, große Summe, die herrlich blinkenden dreihundert Dukaten und fuhr mit denselben zum Fürsten.

„Welch' große Wohltaten mit diesem Gelde doch geschaffen werden könnten“, sprach er nachdenklich vor sich hin, als er im Wagen davon fuhr.

Der Fürst war gerade beim Abendessen, und nur Baron Schaalen leistete ihm Gesellschaft, als ihm die Ankunft des Schloßsekretärs gemeldet wurde. Er ließ ihn ins Zimmer bitten und begrüßte ihn herzlich; wußte er ja doch im Voraus den Zweck seines Kommens, und wenn Menschen Geld bekommen sollen, sind sie im allgemeinen selten traurig gestimmt.

Ein fast mannsgroßer, sumatraischer Drang-Utan, dem die Schloßdienstleute seines rothaarigen Felles wegen den Namen Judas Ischariot gegeben hatten, kauerte in der Ecke des Zimmers auf einem Bärenfell. Beim Eintritt des Schloßsekretärs richtete er sich zähnefletschend auf den Hinterbeinen empor.

Herr von Roschamski erbleichte vor Schreck, als er die fürchterlichen Zahnwaffen dieses Riesenaffen erblickte, und der Fürst verwies mit Lachen das Ungeheuer in die Ecke.

„Das war aber doch sehr eilig von Ihrem Herrn

Baron“, sprach erfreut der Fürst, als der Schloßsekretär die glitzernden Goldmünzen aufgezehlt hatte.

„Er ist in jedem Augenblicke seines Lebens der nie sich verleugnende Edelmann“, antwortete scheinbar respektvoll der Angeredete.

„Gewiß, gewiß, und ich lasse ihn bestens grüßen.“ Dabei entnahm er der aufgezehlten Summe zehn Dukaten und händigte sie dem Überbringer ein.

Der Drang-Utan hatte sich wieder, mit den Zähnen fletschend, aufgerichtet.

„In die Ecke mit dir, Judas Ischariot“, befahl der Fürst, doch das Tier schien widerspenstig und gehorchte erst einem jetzt erhaltenen, scharfen Peitschenhiebe.

Der ungewohnte Anblick dieses Tieres hatte Herrn von Roschamski fast gelähmt, ihn erzittern gemacht; er nahm schweigend das Geld und war froh, möglichst ohne Zeitaufwand aus der Nähe dieses Riesenaffen zu kommen, dessen funkelnde Augen ihn unverwandt, feindlich anstarrten. Der Schloßsekretär machte deshalb auch keine Einwendungen zur Verweigerung der Geschenksannahme, da er für jede körperliche Bewegung des Affen fürchtete. —

Der Schloßherr erwartete die Rückkunft des Herrn von Roschamski. Endlich kam er an, und nun erzählte er in möglichst schonender Form von der Unterredung, die er mit Simeon gehabt; über die Pistolenzumutung schwieg er sich aus.

Eine starke Bornesader quoll auf der Stirn des Barons, als Herr von Roschamski die Mitteilungen be-

endet hatte, und man konnte es ihm deutlich anmerken, daß er sich mit großer Mühe zu beherrschen suchte.

„Und dieser elende Geldverleiher verlangt, daß ich in seine Wohnung kommen soll? Ich, der Baron von Mijschewski?“

„Es wird, Herr Baron, nicht zu umgehen sein, doch Sie können sich versichert halten, daß er Sie höchst respektvoll empfangen wird.“

„Nichts von alledem“, brauste er auf. „Er hat ja nicht umsonst das Dahrlehn hergegeben, und er soll auch bis auf den letzten polnischen Groschen befriedigt werden; aber, ich sage es noch einmal, ein Baron von Mijschewski geht nicht in eines Juden Wohnung, selbst wenn sie fürstlich ausgestattet wäre.“

„Herr Baron, Ihre ablehnende Haltung wird Simeon nur erbittern, und, wie ich beurteilen kann, mit einem gewissen Recht. Ich halte Ihre Ansicht über ihn, wie ich schon einmal dies erwähnte, nicht für vorurteilsfrei; wir werden wohl wahrscheinlich noch des Öfteren in die Lage kommen, seine Hilfe anrufen zu müssen, und bedenken Sie wohl, auch Fürsten haben sich nicht gescheut, zum ehrlichen Geldleiher ihre Schritte zu lenken.“ —

„Kann sein, doch ich verspüre keine Neigung, Simeon aufzusuchen.“

Dann blieb er einige Augenblicke lang in Gedanken versunken.

„Der geheime politische Fond und die endlosen Darlehen an den Fürsten drohen mich zu ruinieren.“

„So ist es leider auch, Herr Baron. Wären wir

diese bedeutenden Summen, die der geheime Fond schon verschlungen, nicht schuldig, dann hätten wir fast keine oder nur geringe Verbindlichkeiten, denn die Güter werfen genügend Einnahmen ab.“

„Gewiß, und doch, ich sehe kein Ende dieses Geldbedarfs.“

„Herr Baron, Sie müssen zuvörderst dem Fürsten gegenüber jede weitere Zahlung versagen.“

„Das kann ich leider nicht, lieber Herr von Moschamski.“

„Sodann muß der Fürst die entnommenen Darlehen, gleichviel, woher er sich die Gelder hierzu beschafft, nebst den aufgelaufenen Zinsen zurückzahlen“, warf der Schloßsekretär jetzt mutiger ein.

„Auch das geht augenblicklich nicht, ich muß ihm die Rückzahlung, ohne Zwang auszuüben, anheimstellen; es geht also wirklich nicht.“

„Dann fürchte ich, Herr Baron, daß die Güter unter der immer schwerer werdenden Last schließlich zusammenbrechen müssen.“

„Leider, leider, das befürchte ich auch“, bemerkte fast hoffnungslos der Baron.

„Nur die beiden Wege, Sperrung des Geheimfonds und Versagen weiterer Darlehen an den Fürsten können die Güter vor dem Untergange bewahren.“

In sich gekniet hörte der Schloßherr die letzten Worte seines getreuen Schloßsekretärs und atmete schwer auf. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wollte hinter deren Wand sein Geist neue Entwirrungspfade suchen.

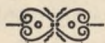
„Wir sprechen noch darüber; für heute, mein Kopf wirbelt mir, danke ich Ihnen herzlich, mein lieber, aufrichtiger Herr von Roschamski.“

Mit diesen Worten, begleitet von innigem Händedruck, entließ der Schloßherr den ihm wohlwollenden Schloßsekretär. —

Die Unterhaltung war im ganzen so laut geführt worden, daß die Gräfin in ihrem Zimmer selbst ohne jede Absicht, alles hören konnte, und vier Augen, die des Schloßherrn und die der Gräfin, waren, wenn auch in getrennten Räumen, noch viele Stunden der Nacht über wach, während alles im Schlosse schon in tiefem Schlummer lag.

Diese letzte Unterredung schien nicht ohne wohlthätige Wirkung geblieben zu sein. Mehrere Wochen waren inzwischen vergangen; der Schloßherr war aber nicht dazu zu bewegen, sich zu Simeon zu begeben, aber auch der Geldleiher schien keine ernstern Schritte zur Wahrung seiner Rechte unternehmen zu wollen.

Es blieb vorläufig alles beim alten, und die Schloßverwaltung kam mit den laufenden Mitteln, die die Landwirtschaft und die Brauerei eintrugen, ohne Anleihen aus.



Herzenkämpfe.

Im Hause des Bürgermeisters waltete still Fräulein Hedwig. Ein wunderbares, herrliches Familienleben war es, das Eltern und Kind verband. Liebe in Wort und Handlung durchdrang alle; nur ab und zu scheuchte ein Blick in die Zukunft Hedwigs den Frohsinn von Augen und Stirn der Eltern.

Es lag natürlich und nahe, daß die Eltern, die mit allen ihren Herzensempfindungen an ihrem Kinde hingen, sich nur schwer an den Gedanken gewöhnen konnten, ihr Kind, ihr Juwel, aus dem Kreise der Familie einstmals scheiden sehen zu müssen an der Hand eines Gatten, dessen Namen und Wesen sie noch nicht kannten. Obgleich die Eltern wußten, daß der Schloßherr eine tiefe Neigung zu ihrem Töchterchen gefaßt hatte, glaubten sie doch aus dem Seelenleben Hedwigs, das wie ein aufgeschlagenes Buch vor ihren Augen lag, schließen zu müssen, daß die Neigung des Schloßherrn bei ihrer Tochter nicht Erwidierung finden werde. Und dieser Umstand betrühte sie außerordentlich und beschäftigte ihre Gedanken häufig genug.

Wohl hatte der Vater in liebender Fürsorge seiner Tochter des öftern in zarten Worten eine glückliche Zu-

kunft an der Seite des, im Grunde genommenen feinfühlenden Barons geschildert und seine Schwächen in milderem Lichte erscheinen lassen; auch die Mutter war bestrebt, die Abneigung Hedwigs bei der Rede des Vatten zu beseitigen, — aber vergeblich.

Ein träumerischer Zug um die Augen, der wie abwesend dem Gespräche galt, ein bewusstloses, aber doch beharrliches Schweigen war die Signatur der Stimmung der in aller Schöne erblühenden Jungfrau.

Von seiten der Eltern fiel kein hartes Wort, aber der Kummer um das einstige Schicksal ihres Kindes bedrückte sie tief, und so waren schon Monate dahingegangen, ohne daß die Eltern klar in dieser für ihr Kind wichtigen Lebensangelegenheit blicken konnten.

Es war eines Vormittags. Fräulein Hedwig hatte sich entfernt, um der jungen Lehrerin, für die sie weiter eine innige Zuneigung bewahrte, einen kurzen Besuch abzustatten. Die annähernde Altersgleichheit hatte schon vor Monaten die Herzen zusammen geführt, und die blauen Augen des blonden, kleinen Knaben bestrahlten wie Sonnenschein die Weiden.

Nur zu natürlich war es, daß auch zarte Herzensmeinungen ausgetauscht und besprochen wurden. Fräulein Hedwig offenbarte sich rückhaltslos der Lehrerin; sie berichtete ihr von den Briefen, die sie vom Schloßherrn erhalten hatte, von den wiederholten, artigen Begegnungen mit ihm, und ihre Augen fragten um Rat. Doch die junge Lehrerin vermochte die Fragen nicht klipp und klar zu beantworten, weil ihr die große Zurückhaltung Fräulein Hedwigs gegenüber dem Schloß-

herrn im Charakter des jungen Mädchens nicht ganz verständlich erschien.

„In Herzensangelegenheiten, liebes, gutes Fräulein, ist sehr schwer und bedenklich Rat zu erteilen; man macht sich immer mitschuldig für die Zukunft, in die kein Menschenauge sicher blicken kann. Doch wollte ich meinen, daß Ihre lieben Eltern und Ihre verheiratete Frau Schwester Ihnen hierin die treuesten Führer sein werden.“

„Meine Eltern sind dem Schloßherrn nicht abgeneigt, ich fürchte ihn aber und kann kein volles Vertrauen zu ihm gewinnen. Die Slovakszene vergesse ich nie.“ Ein Schauer schien ihre Seele bei diesen Worten einzuhüllen.

„Schön freilich war der unglückliche Auftritt nicht, doch wollen Sie, liebes Fräulein, nicht vergessen, daß damals der Wein schon starke Wirkungen beim Schloßherrn gezeitigt hatte.“

„Frau Lehrer, das entkräftigt meine Abneigung gegen ihn nicht, — sagt man doch, daß gerade in diesem Zustande der aufgehobenen Hemmung sich der Charakter des Menschen am besten offenbare. Bitte, bitte, sagen Sie mir Ihre Ansicht“, flehte Fräulein Hedwig.

Die Lehrerin kämpfte und schwieg.

„Sie sprechen nicht, meine Liebe, teure Freundin“, fragte die Jungfrau und schaute ihr dabei vertrauensvoll in die Augen, als wollte sie die Bestätigung ihrer Anschauung darinnen zu finden hoffen.

„Mein gutes, herziges Fräulein, erlassen Sie mir die Antwort!“

„Ja bitte, jagen Sie mir doch aufrichtig, — würden Sie, liebe Frau Lehrer, den Schloßherrn geheiratet haben, wenn Sie bis jetzt noch nicht verheiratet gewesen wären?“

Die Lehrerfrau mußte ob dieser Frage herzlich auf-lachen, doch nur für einen Augenblick, — sie wurde tief-ernst, als sie den Worten, die soeben gesprochen worden, nachdachte, in welchen sich, wie ein dunkles Gewölk vom Blitz durchleuchtet, der gesamte Seelenzustand der Jung-frau offenbarte. Sie fing fast zu erschrecken an, und ihr Blick suchte durch die Augen des Mädchens in das Innere des Herzens zu dringen.

„Wenn solche Fragen aufzutauchen vermögen, dann ist, liebes Fräulein Hedwig, das Vertrauen für die Zu-kunft augenblicklich nicht vorhanden, denn wahre Liebe des Frauenherzens baut auf Vertrauen. Vertrauen ist der belebende Sonnenstrahl der Liebe. Wahre Liebe muß glücklich, rückhaltlos glauben können, und Zweifel kann wahre Liebe nicht aufkommen lassen. Doch das sind viel-leicht persönliche Stimmungen, die jeder mit sich selbst abmachen muß und die eintretende Verhältnisse ändern können.

Hedwigs Augen erstrahlten.

Betroffen schaute die junge Lehrerfrau; sie hatte jetzt eine ahnende Empfindung, daß Hedwig an der Seite des Schloßherrn nie glücklich werden könnte.

Die Mittagszeit nahte, als Hedwig sich herzlich von der Freundin verabschiedete. Die Lehrerfrau schaute ihr lange nach, bis das junge Mädchen, um die Straßenecke biegend, ihren Blicken entwand.

Die junge Dame war noch auf halbem Nachhause-wege, als ihr ein Bote, von den Eltern gesandt, entgegen-kam, der sie abholen sollte. Auf die Frage, was denn so Besonderes diese Eile rechtfertige, erhielt sie nur un-bestimmte Antwort; sie beeilte sich, das elterliche Heim zu erreichen. Schon auf der Vortreppe des Hauses merkte sie deutlich, daß die fast klösterliche Ruhe des Heims eine bedeutende Unterbrechung erfahren hatte. Das Rufen nach den Mägden, das eilige Gehen derselben, die Geschäftigkeit, die aus den Mienen sprach, bestärkten die Vermutung, daß etwas Außerordentliches in Erwar-tung stehe. Und sie sollte nicht lange in Ungewißheit bleiben. —

Der Baron hatte seinen Besuch angesagt, und nach damaliger Sitte war damit die Teilnahme am Mittags-mahle verknüpft. Endlich begegnete Fräulein Hedwig ihrer Mutter, die in Begleitung eines Dienstmädchens die Bodentreppe herunterkam, jede in den Händen einen Stoß sauberer Tischwäsche, die aus einer eichenen Truhe geholt worden waren.

„Gott Dank, daß du gekommen bist“, hastete die Mutter, deren Wangen vor Anstrengung hochrot glühten, „du weißt doch wohl schon, wen wir heute zu erwarten haben.“

„Ich habe es schon, liebes Mütterchen, erfahren, nur verstehe ich nicht, was dieser Besuch für einen Zweck haben soll; hat vielleicht der Baron die Absicht, trotz meines Widerwillens um meine Hand zu werben?“, fragte die Tochter in geängstigter Weise.

Die Mutter hielt in ihrer Geschäftigkeit plötzlich

inne, Tränen traten ihr in die Augen, als sie die Worte ihres Kindes hörte; sie hatte immer noch geglaubt und gehofft, daß der Tochter Sinn sich in der Länge der Zeit doch geändert haben würde, doch jetzt, so nahe am Ziele des Glückes ihres Kindes sich wähnend, traf Blick und Frage ihrer Tochter sie tief ins Herz. Ihre innigen Hoffnungen sah sie gescheitert, vernichtet.

„Die Pflicht erfordert es, liebes Kind, daß wir den Baron mit aller Zuborkommenheit und Herzlichkeit empfangen; er wird heute unser Tischgast sein, und auch du übernimmst heute die ersten gesellschaftlichen Verpflichtungen, denen du dich nicht entziehen darfst. Du mußt darin deiner älteren Schwester folgen. Prüfe, mein teures Kind, dein Herz! Deine Entschlüsse sollen unsere Billigung finden, sie mögen nun zusagend oder ablehnend fallen.“

Nach diesen Worten drückte die Mutter ihr innigst geliebtes Kind ans Herz und eilte davon, um nach dem Rechten in Küche und Keller zu schauen. Inzwischen war auch ihr Gatte von ihr benachrichtigt worden; die Ploßlichkeit des gemeldeten Besuches hatte ihn etwas verwirrt. Er kürzte seine Dienststunden ab und eilte nach Hause.

Hedwig war nicht fähig, sich zu einem ruhigen, festen Entschlusse durchzukämpfen. Die Artigkeiten, mit denen der Baron ihr stets, wenn auch selten, begegnete, waren nicht ohne Eindruck auf ihr Gemüt geblieben. Es schmeichelte ihr, von ihm, dem Manne aus altem Adel, dem stark begüterten Schloßherrschaft umworben zu sein. Sie konnte ihn fast lieb haben, und doch, ihr Gedächtnis

rief ihr immer wieder die unglückliche Stunde vor Augen, in der er sich als Mensch verloren hatte. Und diese Erinnerung löschte dann alle Sympathieen für ihn aus.

Doch der Zeiger der Uhr drehte sich unaufhaltsam weiter, und der Schloßherr konnte jeden Augenblick kommen. Hedwig flüchtete in ihr Zimmerchen, eigentlich nicht wissend, was sie rechtes beginnen sollte. Sie zitterte wie vor heranschleichender Gefahr und horchte bangend auf das Heranrollen des Wagens.

Wenige Minuten vor Mittagszeit. — Eine Kalesche polterte auf den holperigen Pflastersteinen über den Ring hinweg und hielt am Hause. Sie wagte nicht hinaus zu schauen und dem vielleicht entscheidenden Augenblicke gegenüberzutreten. Fluchtgedanken bemächtigten sich sogar ihrer Seele.

Jetzt hörte sie eine bekannte Stimme inmitten der trauten Rede ihrer Eltern. In gespannter Aufmerksamkeit, gepreßten Herzens lauschte sie den Worten des Herrn von Roschamski, der ihr aber heute wenig laut genug sprach. Sie erwartete glatte, verbindliche Worte des Schloßherrn zu hören, sie fürchtete, — sie wartete, — ihr Herz drohte ihr still zu stehen, sie hörte seine Stimme immer noch nicht, — — —

Eine Ohnmacht war über sie gekommen. — Als sie aus derselben erwachte, sah sie sich von ihren Eltern und Herrn von Roschamski umgeben, deren Blicke teilnahmsvoll auf ihr ruhten.

„Wo ist der Baron?“ fragte sie zitternd, ihre Augen gingen ängstlich, fast irre.

„Er kommt nicht, werthes Fräulein, er ist krank,“ erwiderte langsam, beruhigend Herr von Roschamski.

„Mütterchen, Väterchen!“ Mehr brachte Hedwig nicht über die Lippen, Tränen rollten ihr aus den Augen, gefühlsüberwältigt schlangen sich ihre Arme um den Hals der Mutter.

Der Schlosssekretär, der von Fräulein Hedwigs allzutiefer Abneigung gegen den Baron erst heute, vor wenigen Minuten, erfahren hatte, war bis ins Innerste gerührt, und er sowohl, als auch die Eltern des jungen Mädchens, erblickten in der Erkrankung des Schlossherrn ein Zeichen der unerforschlichen, göttlichen Vorsehung.

„Sei beruhigt, Hedwig,“ nahm der Vater jetzt das Wort, „du brauchst den Baron nicht zum Gatten zu wählen.“

Mit heißen Küssen bedeckte der Mund der Tochter die Hand der Eltern, die sich trotz innigen Mitgefühls für den Schlossherrn glücklich fühlten, über die endgültige Wendung, die diese Angelegenheit genommen hatte. Das Wohl ihres Kindes stand ihnen höher als alle Vortheile, die in gesellschaftlicher und vermögenslicher Hinsicht für ihre Tochter und deren Zukunft bereit zu liegen schienen.

Der Schlosssekretär wollte sich verabschieden und begründete seine Absicht mit der Nothwendigkeit seiner Anwesenheit auf dem Schlosse.

„O, bitte, bitte, bleiben Sie doch heute bei uns zu Tisch,“ bat eindringlich Hedwig, und ihre Worte klangen so lieblich, daß der Schlosssekretär schließlich einwilligte, nur, um dem zartfühlenden Mädchen gegen-

über nicht hart zu erscheinen. Das junge, pothende Menschenherz hatte heut das Bedürfnis, Theilnahme und Verständnis für den Gefühlssturm zu finden; es fürchtete sich, mit den Eltern allein zu sein, quälenden Gedanken zu verfallen.

„Ich freue mich überaus herzlich, mein lieber Herr von Roschamski, daß Sie allein gekommen sind.“

„Haben Sie mich denn so lieb, mein theures Fräulein?“ fragte er herzlich und mit überaus weicher Stimme, aus welcher tiefes Mitempfinden wohlthuend herausklang.

Hedwig erröthete.

„Herr von Roschamski, Sie sind so wahr in Ihrem Wesen, man kann Ihnen bedingungslos vertrauen,“ entgegnete leuchtenden Auges die Gefragte. Doch plötzlich huschte ein tiefer Ernst über die Züge des jungen Mädchens.

„Warum ist der Herr Baron nicht gekommen, er hat sich doch zum Mittagbrot ansagen lassen?“

„Mein theures Fräulein, ich sagte Ihnen ja schon, daß er erkrankt ist.“

„Ja, ja, ich entsinne mich dessen, doch woran leidet er?“

Der Schlosssekretär zögerte ein wenig mit der Antwort, und in dem weichen Mädchenherzen griff eine Unruhe Platz.

„Ist der Herr Baron bedenklich erkrankt?“ fragte sie besorgter.

„Gnädiges Fräulein, es ist ihm ein Unglück begegnet,“ erwiderte Herr von Roschamski, schmerzlich be-

rührt. „Es ist aber zu hoffen, daß er bald wieder genesen wird.“

„Ein Unglück, wann, wodurch?“ Hedwigs Augen nahmen einen feuchten Schimmer an.

„Er ist verwundet worden.“

„Verwundet? Durch wen, Herr von Roschamski? Sie spannen mit Ihrer Zögerung mich auf die Folter.“

„Nun, erschrecken Sie nicht; als er heute frühmorgens im Walde auf dem Anstand war, um einen Rehbock zu schießen.“ —

„Barmherziger Gott,“ schrie Hedwig auf, „er ist doch nicht etwa,“ —

„Nein, fürchten Sie nichts, gnädiges Fräulein, es war nur ein Streifschuß aus der Büchse eines Wilderers. Der Herr Baron dürfte in drei bis vier Wochen wieder vollkommen hergestellt sein.“

Hedwig zuckte vor Schmerz zusammen, in ihren weitgeöffneten, starr blickenden Augen schwammen Tränen. Stumm stand sie auf und begab sich in das anstoßende Zimmer.

Vater, Mutter und Gast blickten ihr traurig und teilnahmsvoll nach.

„Und sie hat ihn doch lieb,“ nahm die Mutter das Wort, „aber sie fürchtet ihn. Der unglückselige Slovake.“

„Du müßtest sie doch besser kennen als ich,“ entgegnete der Bürgermeister ernst. „Aus ihrer Teilnahme spricht doch nur das reinste, christliche Erbarmen, das selbstlose Mitleid.“

„Du kennst nicht das Herzempfinden unseres Kindes,“ meinte die Gattin.

„Doch, doch, meine Teure, ich glaube, daß ich richtig urteile,“ bekräftigte der Ehegatte seine ausgesprochene Ansicht.

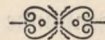
Doch auch die Mutter Hedwigs hatte recht; aber sie schwieg und schien in ein Meer von Gedanken zu versinken.

Herr von Roschamski hatte dieselben Anschauungen über Fräulein Hedwigs Wesen, nur hielt er mit seiner Meinung zurück. Er hätte am liebsten dem jungen Mädchen, ob des blickartig befundeten Edel sinnes, zu Füßen fallen mögen. So wie Hedwig dachte und empfand, denken und fühlen nur Engel oder sehr edle Menschen, — Engel auf Erden. —

In inniger Freundlichkeit, begleitet von den aufrichtigsten Genesungswünschen für den Schloßherrn, (vom gemeinsamen Mittagsmahle hatte man begreiflicherweise Abstand genommen), verabschiedete sich Herr von Roschamski von den trefflichen Ehegatten, denen er von ganzem Herzen zugetan war.

Hedwigs heiteres Wesen aber schien in den nächsten Tagen umschleiert, gebunden, bis sie Kunde erhielt, daß der Schloßherr außer aller Lebensgefahr erklärt sei. Dann war sie wieder die Fröhlichkeit selbst.

O, wunderbares, unerforschtes Menschenherz! Wer ergründet dich? Außer Gott, wohl niemand. — — —



Gefährliche Stunden.

Auf dem Schloßhofs herrschte fieberhafte Aufregung. Der Schloßherr war, wie öfters, so auch heute, des Morgens gegen zwei Uhr aufgebrochen, um sich auf den Anstand auf Hochwild zu begeben. Ab und zu begleitete ihn dabei der Oberförster. Doch gehörte es keineswegs zu den Seltenheiten, daß der Schloßherr in seinem Zimmer auf dem Schreibtisch ein grünfarbiges Rärtchen zurückließ, welches davon Kunde geben sollte, daß er dem edlen Weidwerk obliegen wollte und allein in die Wälder gegangen sei. Er hielt und empfand eine Begleitung als eine Beeinträchtigung des Jagdgenusses, und fast nur in dem Falle, wo es galt, dem immerhin nicht ungefährlichen Schwarzwilde, das damals noch in großen Rudeln kreifte, auf den Pelz zu rücken, nahm er die Begleitung des Oberförsters an. Von dem Jagdanstande kehrte er regelmäßig zwischen sechs bis sieben Uhr morgens zurück, gleichviel ob das Jagdglück ihm hold oder abhold wollte.

Doch die achte Morgenstunde war schon vorüber; es ging fast auf die neunte volle Stunde zu, und der Schloß-

herr war von dem nächtlichen Jagdausfluge noch nicht zurückgekehrt. Dieser Umstand erfüllte das Schloßpersonal mit Befremden, namentlich aber den Oberförster, der in dem langen Ausbleiben ein Unheil ahnte, und von dieser Annahme geleitet, sich mit vier starken Knechten auf die Suche nach dem Schloßherrn begab.

Die Wälder um Myslowitz herum waren sehr weit ausgedehnt; viele Meilen weit griffen sie ineinander, und man brauchte mindestens einen vollen Tag, um dieselben quer zu durchwandern. Es blieb deshalb auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der Schloßherr sich verirrt haben könnte, und diesem Umstande Rechnung tragend, wurden bestimmte Signaltöne vereinbart. Im Walde angekommen, zerstreuten sich die fünf Männer, und auf gut Glück hin begann die Suche.

Gegen halb zehn Uhr vormittags erreichte der Oberförster eine Richtung des Waldes und erblickte in ziemlich großer Entfernung etwas Weißes. Es konnte ein Stück hergewehten Papierses sein; doch von einer unbezwingbar führenden Ahnung erfüllt, lenkte er zu diesem Gegenstande seine Schritte; es war ein Taschentuch, das auf der Wiese lag. Er hob es auf. Die auf dem Taschentuch gestickte Freiherrnkrone, darunter ein M., gaben ihm die Gewißheit, daß er auf der richtigen Fährte sei. Sein Herz klopfte hörbar. Er rief, er piff, keine Antwort erfolgte, und er bedauerte, in der Eile des Aufbruchs seinen Jagdhund mitzunehmen vergessen zu haben, der die Spur richtig und rasch aufgenommen hätte. Des Oberförsters scharf geübtes Auge durchsuchte die angrenzende Schonung; vergeblich sein Mühen,

Angstschweiß trat auf seine Stirn. Er rief und rief, aber nur seine eignen Worte ertönte ein dreifaches Echo.

„Und er kann nur hier in der Nähe sein, ich muß ihn finden,“ knurrte er erregt vor sich hin. Dann, einer plötzlichen Eingebung folgend, ergriff er das Horn und gab mit Rolandskraft das Signal. Nach weiteren kaum zehn Minuten waren die vier Mann zur Stelle, und es begann ein eifriges Spähen und Suchen. Endlich, nach vielleicht einer Viertelstunde schrittweisen Suchens erscholl der Ruf, daß der Schloßherr verwundet aufgefunden worden war, weit entfernt freilich von der Stelle, an welcher das vom Winde dabongetragene Taschentuch gelegen hatte.

Zwei starke Hopfenstangen wurden durch vorsorglich mitgenommene Stricke zu einer Tragbahre verbunden, auf welche man den Schloßherrn gelegt hatte. Eine oberflächliche Besichtigung ergab, daß der Schloßherr wohl schwer, aber nicht geradezu lebensgefährlich verwundet worden war. Der Oberförster selbst trat als Träger ein und sandte einen der Knechte voraus, damit er die Ärzte möglichst rasch zusammenrufen möge.

Langsamem Schrittes, unter Stöhnen des Verletzten, langte der Trupp im Schlosse an. Die Ärzte, Doktor Gustil und von Bynski, sowie auch der Wundarzt Richter, ein sehr erfahrener Praktiker, waren bereits im Schlosse versammelt und konstatierten eine Perforation des linken Schlüsselbeines durch gehacktes Blei. Herr von Roschamski und die Gräfin waren zugegen, als der Schwerverletzte ins Bett gehoben wurde. Sie wandten sich ab und weinten.

Der Schloßherr war durch den Blutverlust sehr erschöpft, jedoch noch bei voller Besinnung. Als er seinen Schloßsekretär erblickte, winkte er ihm mit den Augen zu. Herr von Roschamski neigte sein Ohr nahe heran. „Gehen Sie zu Fräulein Hedwig, sagen Sie, daß ich nicht kommen kann.“ Leise und abgewogen klang dieser Auftrag, doch für die Gräfin vernehmlich genug, die bei diesen Worten einen Stich ins Herz geführt fühlte.

Die Ärzte blickten ernst darein und walteten fast schweigend ihres Berufes. Es gelang ihnen auch glücklich, die Bleistücke zu entfernen. Unge störte Ruhe für den Kranken wurde zu eisernem Geßez erhoben.

Das Schloßpersonal betete für seinen Herrn.

Die Bewohner des Schlosses gingen tief traurig einher, da die Gefahr für das Leben des Schloßherrn doch größer war, als wie die Ärzte es vorher eingeschätzt hatten. Am Krankenlager weilten unablässig Ruba und die Gräfin. Ein heftiges Wundfieber zerrte und erschütterte den Kranken, und die Ärzte wurden noch ernster als zuvor.

„Man wird den Priester holen müssen,“ sprach leise Doktor Gustil zur Gräfin, der sich bei diesen Worten die Augen von neuem mit Tränen füllten. Ein Schmerzensschrei entrang sich ihrer Brust. Der Schloßherr erwachte auf einige Augenblicke aus seinen Fieberträumen und sah unverwandt auf die, ihre Selbstbeherrschung wieder gewinnende Gräfin.

„Agnes, wo ist Hedwig?“ fragte er leise in großer Schwäche.

Die Gräfin zuckte zusammen, als sie sich das erstemal hier im Schlosse mit dem Vornamen angesprochen hörte.

Troß der traurigen Stimmung jubelte es in ihrem Herzen auf; ein Hoffnungsstrahl der Liebe leuchtete durch das dunkle Gewölk, das unheilvoll über dem Haupte ihres Geliebten sich zusammengezogen hatte. Es tat aber ihrem Herzen wehe, daß auch der Name Hedwigs genannt wurde. Die Liebe will nur allein besitzen.

„Herr Baron, Fräulein Hedwig ist nicht anwesend, soll ich sie rufen lassen?“ fragte die Gräfin und blickte ihn mit heißem, liebevollem Blick in die Augen.

Der Schloßherr antwortete nicht, sein Blick starrte ins Leere, seine Lippen murmelten unverständlich.

Die Gräfin war wie gebrochen. Sie fühlte die fieberheißen Hände und die glühenden Wangen des Kranken und las aus den besorgten Mienen der Ärzte keine frohe Botschaft.

„Der Schloßherr war vor acht Tagen zu den Sakramenten gegangen,“ berichtete sie jetzt den Ärzten.

„Um so leichter und besser, Frau Gräfin,“ sprach sichtlich beruhigt Doktor Gustil, „dann wird ja die heilige letzte Ölung genügen.“ Doktor von Bynski und Wundarzt Richter stimmten ein.

Der Gräfin drohte vor Schmerz das Herz zu zerspringen; sie eilte aus dem Zimmer, denn sie fürchtete die Herrschaft über sich zu verlieren. So hart am Abgrunde des Todes erblühte ihr ein Blümchen, nach welchem ihre Augen schon so lange sehnsüchtig geschaut hatten; ihr Arm reichte aber nicht hin, es zu pflücken.

Sie rang mit den Händen, wie in Verzweiflung über das ihr zu entfliehen drohende Glück, und ein heißes Gebet zur Muttergottes und dem Väter über Leben und Tod erfüllte ihre Seele.

Der Erzpriester kam; der Schloßherr empfing die heilige Ölung, und — langsam, aber stetig nahm die Heftigkeit des Fiebers ab, und die drohende Gefahr war beseitigt.

So waren unter aufopferndster Pflege fünf Wochen dahingegangen, als der Schloßherr das Krankenlager verlassen konnte. Er sah noch sehr bleich aus, und seine Kniee wankten. Doch rasch erholte er sich, die sauerstoffreiche Luft des Schloßparks durchdrang den geschwächten Körper und belebte ihn.

Herr von Roschamski hatte auf des Barons Verlangen hin ausführlich Bericht über seinen Besuch beim Bürgermeister erstatten müssen, und wider Erwarten war der Baron ruhig geblieben, als er von der ablehnenden Stimmung Hedwigs in zartester Weise Kenntnis erhalten hatte.

Es war für den Schloßsekretär das Gefühl, von einer erdrückenden schweren Last befreit zu werden, als er die Ruhe gewahrte, mit der der Schloßherr seine Mitteilungen entgegennahm. —

Mit dem Schloßherrn war während der Krankheit eine große seelische Veränderung vorgegangen. Das Gemüthsleben wurde ernster und tiefer, und unbemerkt, aber stetig, hatte eine tiefe Neigung für Gräfin Agnes sein Herz erfaßt. Die rücksichtsvolle aufopfernde Pflege, die

ihm von dieser Dame zu teil geworden war, hatte unauslöschliche Züge in sein Herz gegraben; er hatte Gelegenheit, in großen und kleinen Pflichtübungen ein edles Herz kennen zu lernen, wie es schöner und inniger sich nicht offenbaren konnte.

Die Gräfin bemerkte die Umwandlung, die in dem Seelenleben des von ihr über alles geliebten Barons vor sich gegangen war, nur zu deutlich, und in ihrem Herzen strahlte stiller, reiner Jubel. Ein neues Leben schien ihr in leuchtenden Farben zu erblühen. Ihre erste Ehe, die kurze Zeit derselben und der Umstand, daß das Gemütsleben ihres verstorbenen Gatten, gegensätzlich dem ihrigen gestimmt war, erschien ihr nur noch wie ein Traum, aus dem sie, immer wacher werdend, erwachte. Rachende Lebenssonne rief und lockte zu neuem Leben. Im Schloßherrn erblickte sie ihr Lebensideal, und das Bild der ersten Ehe verblaßte immer mehr, langsam zu einer stillen, schmerzlosen Erinnerung werdend.

Die Ärzte kamen nur noch von Zeit zu Zeit. Es vergingen mehrere Tage schon, bis einer von ihnen sich blicken ließ, und der Schloßherr sollte zur vollen Kräftigung und Wiederherstellung seiner Gesundheit sich einer sechswöchigen Kur in Bad Tepliz unterziehen, um alsdann weiter nach dem Süden zu reisen. Herbst und Winter über sollte der Genesende möglichst in Ägypten oder im südlichen Italien verbringen.

Demgemäß wurden die Vorbereitungen getroffen, zumal schon seit über zwei Wochen vorwiegend regnerisches Wetter sich eingestellt hatte, das nicht günstig die Rekoneszenz beeinflusste.

Noch zwei Tage waren vor der Abreise übrig, in denen der Baron seinem Schloßpersonal Weisungen erteilte.

Die Gräfin hatte die Hände voll zu tun, um alles in die besten Wege zu leiten, und Herr von Roschamski half ihr, soweit es nötig war. Diesmal sollte nur er den Schloßherrn begleiten.

Der Oberförster und der Kastellan hatten bereits die Anordnungen, welche während der Abwesenheit des Schloßherrn Geltung haben sollten, vernommen und sich von ihrem Gebieter verabschiedet, nur Mattusch, der Schloßvogt, wartete noch im Zimmer des Schloßherrn auf dessen Befehle.

Es war kurz vor vier Uhr morgens.

Der Schloßvogt blickte finster vor sich hin.

In meiner Abwesenheit wirst du dem Oberförster unterstellt sein," begann der Baron. „Verstanden?"

In den Augen des Schloßvogts blitzte es feindlich auf, doch er schwieg.

„Sieh mir in die Augen, Mattusch, ich habe ein ernstes Wort mit dir zu reden.“

Nur mühsam folgte der Schloßvogt der an ihn ergangenen Aufforderung; sein rotes Gesicht begann sich zu entfärben, das Blut drang ihm zum Herzen.

Die Augen des Schloßherrn funkelten.

„Als ich ein zehnjähriger Knabe war, hast du mich vom Tode des Ertrinkens gerettet. Erinnerst du dich noch des damaligen Sonntagmorgens, an dem dies geschah?"

„Ich erinnere mich dieses Augenblicks deutlich,“ entgegnete der Gefragte schau, mit zur Erde gesenktem Blick. „Es sind seither reichlich fünfundzwanzig Jahre verfloßen.“

„Richtig! Mein Vater belohnte dein Rettungswerk mit einer Hand voll Dukaten und erklärte dich frei der Fron; ich versuchte dir nach Möglichkeit zu danken, ich gab dir Besitztum, Ehre und Brot,“ sprach der Schloßherr mit gehobener Stimme.

„Ich habe aber auch, gnädiger Herr, Ihnen mit voller Treue gedient,“ erwiderte Mattusch, und blickte dabei dummdreist dem Schloßherrn in die Augen, „und ich empfinde es als eine harte, unverdiente Demütigung, daß ich dem Oberförster unterstellt werde; ich bitte in diesem Falle um gnädige Entlassung aus dem Dienst.“

„Du wirst nicht gehen und bleibst so lange, bis es mir gefallen wird, dich gehen zu lassen.“

„Herr Baron, wir leben nicht mehr in Polen; wir leben in Preußen, in einem freien Staate, in dem auch der Arme zu seinem Rechte kommt.“

„Richtig! Vorausgesetzt jedoch, daß der Arme das Recht zur Anrufung des Gesetzes nicht verwirkt hat.“ Mit diesen Worten blickte der Schloßherr dem Schloßvogt scharf in die Augen.

Dem Schloßvogt stieg eine Blutwelle ins Gesicht, als er diese drohenden Worte hörte.

„Herr Baron, fünfundzwanzig Jahre sind lang, sie schaffen ein weit zurückblickendes Gedächtnis; es kommt in einem solchen Zeitraum doch so manches vor, wovon man nicht gern spricht.“

„Was soll deine versteckte Drohung?“, und des Schloßherrn Stimme klang degenhart.

Mattusch schwieg.

„Meine Lebensrettung durch dich hat uns näher zusammengeführt, und ich habe dir vieles durchgehen lassen, was ich jedem anderen gegenüber scharf und nachsichtslos getadelst hätte.“

Der Schloßvogt tat erstaunt, als er diese Worte hörte.

„So wisse denn, kein Mensch ist frei von Fehlern, und die es am meisten zu sein glauben, sind es oft genug nicht. — Deine Drohungen fürchte ich nicht, denn es fehlt ihnen die vernichtende Spitze, sie können nur rizen, verletzen. — Es war vor sieben Wochen, als man mich, fast sterbend, ins Schloß getragen hatte. — Wo warst du an dem Tage und zu der Stunde, als das tödlich wirkende Blei den Lauf verließ?“

Der Schloßvogt erzitterte und erbleichte.

„Nun?“ —

„Warum bleibst du nicht stehen, als ich dich trotz deines geschwänzten Gesichtes beim Wildern erkannte und anrief? — Warum legtest du die Waffe auf mich an? — Was habe ich dir Böses getan, daß du mich meuchelmörderisch töten wolltest?“

„Herr Baron,“ — —

„Sprich, verteidige dich, wenn du kannst,“ drohte finster der Schloßherr.

„Herr Baron!“ — und Mattusch's Stimme versagte. Krampfhaftes Zucken flog um seine Mundwinkel, das

Weiße im Auge war blutunterlaufen. „Gnade, Gnade, Herr!“ schrie er wie in Verzweiflung, „erbarmen Sie sich meines Weibes und meiner Kinder,“ und er warf sich dem Schloßherrn zu Füßen, die er wie mit eisernen Fingern krampfhaft umklammerte.

Erschüttert blickte der Schloßherr auf den vor ihm im Staube liegenden, dessen Brust stöhnend bebte; man hörte fast sein Herz schlagen.

„Du hast mich einstmals, vor fünfundzwanzig Jahren dem Leben zurückgegeben; dieses Geschenk, dieses Leben hast du freventlich zurückgefordert. — Wir sind quitt. — Die Rechnung ist ausgeglichen,“ schloß der Baron seine Worte und verließ darnach das Zimmer.

Mattusch erhob sich wie betäubt vom Fußboden und schlug sich mit der Faust vor die Stirn. Achzend, wie ein vom Sturmwind gerüttelter Baum, schwankte er taumelnd hinaus.

Den Schloßherrn hatte diese Unterredung stark angegriffen; der dringende Verdacht, den er hatte, fand seine Bestätigung im Schuldanerkenntnis des Schloßvogts.

Ruba hatte neugierig an der Thür gelauscht und war zurückgeprallt, als der Schloßherr aus dem Zimmer trat.

„Du hast alles gehört?“ forschte der Schloßherr.

„Ja, gnädiger Herr.“

„Auch das Geständnis des Schloßvogts?“

„Auch dieses, Herr,“ entgegnete Ruba betreten.

„Dann wirst du schweigen, verstanden!“ und das Gesicht des Schloßherrn nahm einen überaus strengen Ausdruck an, vor dem Ruba erschraf.

„Ich werde schweigen, Herr, bis zum Tode.“ Mit diesen Worten entzog sich Ruba seinem, von ihm heut gefürchteten Herrn.

Noch früh war es am Morgen, als der Schloßherr schon diese Szene erlebt hatte, und er fühlte darnach das Bedürfnis, nachdenkend und allein sich im Schloßgarten zu ergehen. Er mochte wohl eine Viertelstunde lang gewandert sein, der Aufenthalt inmitten der herrlichen Bäume und Strauchgruppen tat ihm außerordentlich wohl. Das muntere Gezwitz der von goldigen Sonnenstrahlen erweckten gefiederten Bewohner drang wie ein Schöpfungsgesang zu seinem Herzen; die Bienen begannen auch schon summend von Blüte zu Blüte zu fliegen, und der Tau lag auf den Grasspitzen, auf dem die Sonnenstrahlen in den durchsichtigen Farben von Diamanten funkelten. Ein Sprühen, Verglimmen und Neuaufblühen kurzer und langer blendender Strahlen ging von Blatt zu Blatt, von Galm zu Galm.

„Wie herrlich bist Du doch, o Schöpfung des Allmächtigen! Wie groß und erhaben Du, unendliche Allmacht selbst, die alle Tage väterlich lieb, neu die Erde schmückt! O unendlicher, gütiger Gott, wer erfafst Dich mit den Sinnen, wer erkennt Dich, und doch, des Menschen Herz fühlt Deine heiligste Nähe in stürmenden Wettern, in den Strahlen der flammenden Sonne, in dem goldschimmernden Prachtgewand des kleinen Käferchens, das, Nahrung suchend, eilig über den Weg sich fortbewegt,“ sprach sinnend der Schloßherr vor sich hin, und unwillkürlich blieb er in seinen Betrachtungen stehen und faltete die Hände zum Gebet.

Vom Turme der Stadtkirche trug der Morgenwind den Ave-Gruß im Glockenschalle zum Schlosse. Der Schlossherr beugte seine Knie und betete. — „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, Ave Maria.“ —

Langsam wandelte der Baron weiter auf den äußerst sauber gehaltenen Kieswegen; eine sonntägliche Stimmung hatte ihn gefangengenommen, deren Bann er sich gern hingab. „So muß es auch am letzten Schöpfungstage ausgesehen haben, als der Allmächtige, der hier auf Erden Unerforschliche, der Allerheiligste liebend sein ganzes Werk erschaut und den Menschen zum Besitzer und Herrn dieser Welt, dieser weiten Erde, ernannte.“

Langsam, in Gedanken vertieft, schritt er des Weges weiter.

Wie ein flammender Gruß zitterte es jetzt im Osten, der Sonnenball durchbrach majestätisch die vorangeeilte Morgenröte, und ein Meer von Licht flutete über die Erde. Wie auf höheres Gebot jauchzten die hundertfältigen Stimmen der Vögel auf, es war ein Hymnus zu Gott, dem Schöpfer alles Seins. In der Menschenbrust aber erklang es wie der Ton silberner Glocken: „Kommet, laffet uns anbeten!“ —

Im Schlosse war es noch ziemlich ruhig bis auf die Gefindestube, aus der die gutmütigen Kommandoworte des Kastellans vernehmbar wurden.

Der Schlossherr, von der Wanderung etwas müde geworden, hatte sich auf eine Rohrbank unter einer Linde niedergelassen und soeben darüber nachgedacht, daß ihn schon die kühle Erde decken konnte, wenn der Allmächtige

seiner sich nicht erbarmt hätte. Wie nahe stehen doch beieinander Leben und Tod!

Er hörte jetzt leise Tritte, die näher zu kommen schienen und erblickte die Gräfin, deren Augen ihn suchten. Wie schön war sie doch, welche angstvolle Besorgnis schimmerte in ihren suchenden Blicken; so sucht nur Liebe. Er verriet seine Anwesenheit mit keinem Worte, er wollte sich gern finden lassen. Doch die Augen der Gräfin fanden ihn nicht; sie eilte weiter, und er sah nur noch die entschwindenden hellen Gewänder. Er hatte sich zu gut in den Büschen versteckt.

Die Gräfin tat ihm leid, als er sie so vergeblich suchen sah, und er verließ das Versteck, um ihr entgegenzugehen. Und immer rascher ward ihr Gang, ihr Herz klopfte stärker, sie fürchtete für die Gesundheit des Barons, doch sie wollte nicht rufen; das weibliche Zartempfinden schloß ihr den Mund.

Und sie mußten sich treffen; nur noch wenige Schritte war er von ihr entfernt, die Angst malte sich so schön in ihren Augen, und mit einem tief aus dem Herzen kommenden „Agnes“ breitete er ihr freudig die Arme entgegen.

Ein Stutzen der überraschten Gräfin, ein Aufjauchzen zweier Herzen, eine Minute eines zum Himmel aufwallenden, sprachlosen Glückes, und der Schlossherr empfing sie und küßte ihre heiße Stirn und Hände.

Die Gräfin war wie mit Purpur übergossen, sie fand keine Worte der Erwiderung, doch aus ihren Augen strahlte ein Himmel voll Seligkeit.

„Du hast mich gesucht, Agnes?“

„Und ich habe dich gefunden,“ entgegnete jauchzend und freudetrunken die Gräfin, „mein Herr und Gebieter, mein heißgeliebter Alexander.“

Eine Minute stummen Glückes folgte.

„Wußtest du denn, daß ich schon so früh, ganz gegen meine sonstige Gewohnheit, wach war?“ fragte der Schloßherr in inniger Liebe und schaute dabei in ihre strahlenden Augen.

„Ich war, mein Teuerster, schon auf, als du das Schloß verlassen hattest; ich sah dich den Parkweg beschreiten, und die Sorge um deine Gesundheit, die Furcht, daß du dich in der kühlen Morgenluft erkälten könntest, überwand meine Scheu, die mich abhalten wollte, dir zu folgen; doch nun bist du ja mein, mir hast du dich geschenkt, mir nur allein für immer,“ und ein herzlicher, flehender Blick in seine Augen begleitete die stürmisch hervorgebrachten Worte.

Zwei glückliche Menschen, Hand in Hand, lenkten, miteinander plaudernd, ihre Schritte zum Schlosse.

Aus den schimmernden, freudeleuchtenden Augen der Gräfin sprach das unsagbare, weltumspannende Glück der Liebe. Sie zitterte fast vor Seligkeit und fürchtete für deren Bestand. Ein so seltenes, so rasches und beglückendes Sichfinden; die Überraschung konnte sie nicht fassen.

Auch in dem Gemütsleben des Schloßherrn war heute eine starke Seite angeklungen; er fühlte sich am Ziele seiner Herzenswünsche, und ein Empfinden einziehenden Friedens breitete sich über ihn aus.

Herr von Roschamski war inzwischen gekommen; der Schloßherr eilte ihm raschen Schrittes entgegen, um ihm, seinem Getreuen, zuerst Kenntniss von der soeben stattgefundenen Verlobung zu geben, und man sah es Herrn von Roschamski an, daß er innigen Anteil an dem Lebensschicksale seines Herrn nahm. Der Schloßherr glaubte in seinem Glücksgefühl die Bestätigung desselben aus den Augen seines Schloßsekretärs zu lesen. Mit tiefer Ehrfurcht nahte sich jetzt Herr von Roschamski seiner zukünftigen Schloßherrin, die ihm lachend die Hände zum Gruß entgegenstreckte, und die der Schloßsekretär in ritterlicher Artigkeit küßte.

Das Frühstück wurde im Freien eingenommen; die drei gingen zur alten Linde zurück, in deren Nähe die beglückenden Worte vor flüchtigen Minuten gesprochen worden waren.

Ruba servierte den Morgentee und machte große Augen, als er die Gräfin, den Baron und Herrn von Roschamski in so fröhlicher Stimmung beisammen fand. Doch der Schloßherr ließ ihn über die vollendete Tatsache nicht lange im Zweifel, und wie ein bodenstüßiger Faun sprang Ruba zurück ins Schloß, um den übrigen Bewohnern desselben die Freudenbotschaft zu künden.

Und sie kamen alle freudig herbei und beglückwünschten aufs herzlichste das verlobte Paar.

Inzwischen hatte sich die Luft im Freien so erwärmt, daß man kein Bedürfnis zur Rückkehr ins Schloß empfand, zumal der heutige Tag der erste sonnenhelle nach vielen Regentagen war. Das Verlangen stellte sich ein, möglichst den ganzen Tag über im Freien unter den

rauschenden Baumkronen und dem Jubellaut der gefiederten Sängern zu verbringen.

Der Schloßsekretär wollte sich entfernen, um nicht zu stören, doch der Baron hielt ihn bittend zurück. „Bleiben Sie, bleiben Sie, das Glück ist so groß, daß wir zwei allein es nicht ertragen können; wir wollen alle uns nahestehenden glücklich sehen.“

Und der Schloßsekretär blieb und half Pläne bauen. Die schon für morgen angelegte Reise wurde um drei Tage verschoben; man hatte sich gegenseitig ja unendlich viel zu sagen und zu erzählen, und auch so mancherlei wichtige Fragen wurden durch die veränderten Umstände aufgerollt.

Auch die Gräfin mußte nach Lage der Verhältnisse aus Schicksalsrückichten das Schloß verlassen, und sie beabsichtigte, dies acht Tage nach Abreise des Barons zu tun. Vorher aber wollte sie das gesamte Hauswesen nur vertrauenswürdigen Händen übergeben, und so kam ihr der glückliche Gedanke, als Vertreterin eine verwitwete Frau Banie, die mit ihrem kleinen Töchterchen im Städtchen wohnte, zu wählen, und sie hoffte auf deren Zusage.

Der Schloßherr war mit dem Vorschlage sofort einverstanden.

„Ich möchte, mein lieber teurer Alexander, diese wichtige Angelegenheit möglichst bald erledigt wissen, und wäre es zu diesem Zwecke gut, wenn der Wagen sogleich bespannt werden würde, denn der Weg zu der Dame ist ziemlich weit.“

„Aber selbstverständlich, meine teuerste Agnes! Nur bleibe nicht zu lange weg, du weißt, wie sehr ich dich vermissen werde.“ — —

Die Gräfin eilte wie ein junges Reh in das Schloß, um sich rasch reisefertig zu machen. Ihr Herz bebte vor Glück und Freude. Endlich sah sie sich dem Ziele nahe, und Tränen der Freude füllten ihre Augen, als sie über ihrer Zimmertür einen Willkommensgruß, umgeben von Blumengewinden, wahrte, den die Hofmädchen rasch unter Beihilfe des Ruba angebracht hatten. O, auch die sogenannten einfachen Menschen haben ein tiefes und feines Empfinden, nur gibt man ihnen selten Gelegenheit, sich zu offenbaren! — In ihrem Glück hätte die Gräfin alle umarmen wollen, die ihr diese herzliche Aufmerksamkeit erwiesen hatten.

Der Wagen war inzwischen vorgefahren; ein Lakai stand vor dem geöffneten Schlage der Kalesche. Die Gräfin trat aus dem Schlosse heraus, der Schloßherr und Herr von Roschamski geleiteten sie zum Wagen. Sie war bildhübsch anzusehen; ein schmuckes Bockenhütchen, unter dem eine Fülle dunkelblonder Stirnlöckchen hervorlugte, umrahmte ein zartes und lebhaft interessantes Gesichtchen, aus dem ein Paar schwärmerisch-feurige Augen blickten. Zwei Reihen kleiner, milchweißer Zähne ergänzten die Schönheit des gesamten Gesichtsausdrucks.

Rasch griffen unter Peitschenknall die Pferde aus, der Wagen rollte von dannen.

Der Baron schaute dem Wagen lange nach. Dann ging er mit Herrn von Roschamski Arm in Arm im Schloßgarten spazieren. Sie unterhielten sich lebhaft.

Der Baron malte sich die Zukunft in rosigsten Farben. Plötzlich blieb er stehen und schaute sinnend still vor sich hin. „Ich habe heute etwas Bedeutendes vergessen,“ wandte er sich, rasch redend zum Schlosssekretär, „ein Erinnerungszeichen an diesen schönsten Tag. Lassen Sie uns eilen, dasselbe herbeizuholen, ehe die Frau Gräfin zurückgekehrt ist. Kommen Sie, mein lieber Herr von Roschamski, helfen Sie mir wählen.“

Und die Beiden lenkten beschleunigt ihre Schritte zum Schlosse.

In dem Museumszimmer angelangt, betrachteten beide verschiedene Juwelen, die als Geschenk für diesen Tag sich zu eignen schienen. Auch das Perlenhalsband hatte seine Ruhe aufgeben müssen; es wurde dem samtten Etui enthoben, und unwillkürlich wurde der Schlossherr bei dessen Anblick ernst. Er betrachtete es still eine geraume Weile, dann legte er es zurück. „Später vielleicht,“ waren des Schlossherrn einzigen Worte.

Ein herrliches, silbernes Diadem, mit Brillanten verziert, fand seinen Beifall.

„Die Gräfin ist die Königin meines Herzens, und ihr Haupt will ich mit dem Herrscherinnenzeichen, das schon meine Großmutter und Mutter getragen, zieren.“

Wald darauf verließen sie das Zimmer, und nicht lange währte es, daß die Gräfin zurückkam, vom Baron lebhaft freudig begrüßt.

Von weitem schon winkte die Gräfin mit dem weißen Taschentuche.

Der Wagen hielt.

„Bringst du gute Botschaft, meine liebe, teure Agnes?“

„Vorzügliche, mein lieber Alexander. Frau Banie wird schon morgen früh die Führung des Schloßhaushalts übernehmen.“

„Gi, das trifft sich ja sehr gut,“ und er half ihr galant aus dem Wagen heraus.

Ruba war im Begriff, im Schloßgarten für die Mittagsmahlzeit die Tafel zu decken.

Der Baron schloß die Gräfin innig in die Arme; dann holte er aus seiner Brusttasche ein lederneß, innen mit blauer Seide gepolstertes Kästchen hervor, welches er vor den erstaunt blickenden Augen der Gräfin langsam öffnete.

„Zur Erinnerung an die heutige bedeutungsvolle Stunde überreiche ich dir, meine teuerste Braut, hier dieses Diadem als Zeichen meiner innigen Liebe. Möge dasselbe ungezählte Jahre im Glück dein herrliches Haar und dein Haupt schmücken!“

Die Gräfin schrie jauchzend vor Freude auf und fiel dem Schlossherrn dankend umarmend um den Hals; dann steckte sie das herrliche Schmuckstück, welches in allen Farben des Regenbogens geheimnisvoll Funken sprühte, in ihr schönes volles Haar.

„Auch ich, mein teurer, herzogliebster Alexander, habe dein gedacht,“ und wie ein Wiesel rasch eilte sie dem Schlosse zu, um aus demselben etwas zu holen.

Der Schlossherr blickte ihr nach; wie ein schwebender Gedanke war sie auf und davon und wieder zurück.

„Hier, mein teurer, heißgeliebter Alexander! Nimm diesen Ring als ein Zeichen nie endender Treue und Liebe!“ Mit diesen, tief aus dem Herzen kommenden Worten überreichte die Gräfin ihrem Bräutigam ein altes Erbstück, ein kostbares mit glitzernden Edelsteinen übersätes Kleinod.

Der Schloßherr küßte ihr innig und lange die zarte, rosaschimmernde Hand und steckte sodann den Ring auf den Finger.

Herr von Roschamski war Zeuge des stillen Glücks. Die Gräfin bemerkte seine Schweigsamkeit, und es beschlich sie ein Gefühl des Mitleids, welches sie bedrückte, von welchem sie sich gern befreien wollte.

„Auch Ihnen, Herr von Roschamski, drängt es mich, eine kleine Freude zu machen. Nehmen Sie hier, bitte, diese Börse, die mein guter Vater bis zu seinem Lebensende bei sich geführt hat; möge dieselbe Ihnen immer Glück bringen.“ Und die Gräfin verstand es trefflich, mit Blick und Wort zu beglücken und Freude auch in vereinsamte Menschenherzen zu tragen. Unter freundlichem, wohlthuenden Lächeln überreichte sie Herrn von Roschamski einen grünseidenen, von zwei starken, goldenen Ringen geschlossenen Behälter, durch dessen Maschen eine stattliche Anzahl Golddukaten schimmerte. Herr von Roschamski war aufs freudigste überrascht. Es war das erstemal in seinem Leben, daß er aus fremden Frauenhänden ein Andenken erhielt; es lag eine große Weihe für ihn in diesem Augenblicke, und er vermochte kaum Worte für den Dank zu finden, den sein Herz fühlte.

In ungetrübter Freude vergingen nur allzu schnell die vielen Nachmittagstunden.

Die Nachricht von der Verlobung hatte auch bald ihren Weg bis zu den Bewohnern des Städtchens gefunden, und gegen Abend erschienen der Erzpriester und Doktor Gustil, um dem Brautpaare zu gratulieren.

Nach einigen Tagen reiste der Schloßherr, den Herr von Roschamski begleitete, ab. Der Abschied war schwer, aber es mußte sein, weil der Zustand des Rekonvaleszenten noch viel zu wünschen übrig ließ. Die Aufregung in den letzten Tagen wirkte nicht gesundheitsfördernd; der gebotenen Ruhe waren doch sehr starke Gemütsbewegungen gefolgt.

Frau Banie, eine hochgebildete, deutsche Dame, fand sich pünktlich ein und übernahm die Schlüsselgewalt auf dem Schloßhofs.

Gräfin Agnes, die, obgleich dies dem Schloßherrn unbekannt blieb, sehr stark begütert war, rüstete sich zur Abreise. Sie wollte die Zeit bis zu ihrer Vermählung mit dem Schloßherrn, welche Anfang des kommenden Jahres stattfinden sollte, auf ihrem in Mähren gelegenen Gute verleben und in dieser Zeitspanne verschiedene Vermögens- und Rechtsverhältnisse, die schon lange der Erledigung harften, ordnen.

Die Koffer standen schon bepackt; die Gräfin hatte vom Schloßpersonal vorläufigen Abschied genommen und jedem Einzelnen ein namhaftes Geldgeschenk in die Hand gedrückt. Nur Mattusch war nicht erschienen, seine Schuld bedrückte ihn. Die Gräfin hatte bis zur Stunde

nichts über den Urheber des Anschlags auf das Leben des Barons erfahren, und sie übergab für Mattusch zehn Dukaten dem Schloßkastellan. Auch der Spitalinsassen hatte sie wohlthuend gedacht; es war ihrem Herzen eine Wonne, ein Bedürfnis, vor ihrer Abreise, soweit als möglich, zu beglücken.

Der Oberförster und Kuba, und ein schönes Kammermädchen vom Schloßhofsollten sie auf der Reise begleiten.

Es nahte die Stunde der Abreise.

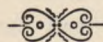
Die Gräfin war noch in ihre Zimmer gegangen, um die letzten Blicke in dasselbe zu tun. Feierliche Stille schlich sich an ihr Herz; all' die schweren, tränenreichen Stunden der Furcht und des Hoffens waren jetzt vorüber. Die bangen Zweifel wichen der siegreichen Tatsache, und ein neues Morgenrot des Lebens begann zu strahlen. Sie nahm nur ihre Kleinodien an sich, alles übrige blieb zurück, wie es lag und stand.

Sie bekreuzte sich, die Stirn mit Weihwasser nekend, ehe sie die Thür hinter sich schloß. Tränen standen ihr in den Augen, sie war tief erschüttert. Auch die Freude kann erdrücken.

Vor dem Schloßthore standen, ungeduldig stampfend, die Pferde; der Wagenschlag war geöffnet. Kuba thronte schon auf dem Kutscherbock zur Linken des Rosslenkers, und der Oberförster erwartete nur noch das Einsteigen der Gräfin und des Kammermädchens, um sodann selbst einzusteigen und hinter sich, von innen, die Wagenthür zu schließen.

Gräfin Agnes schritt aus der Schloßthür, begleitet von Frau Banie. Der Abschied war herzlich, aber kurz; die Pferde zogen scharf an, und unter lautem Glückzurufen der gesamten Dienerschaft rollte der Wagen zum Schloßthore hinaus. Noch einen letzten Blick warf die Gräfin nach dem Schlosse, ehe sie dasselbe verließ, und unter den leisen, vor sich hingebrochenen Worten: „Als Herrin dieses Schlosses kehre ich zurück!“ erreichte die Kutsche die holperige Straße.

Untermwegs erblickten ihre Augen Fräulein Hedwig; es war ein Zufall, daß sie zu dieser Zeit außerhalb des Elternhauses sich befand, aber der Gräfin bereitete diese unerhoffte Begegnung einen brennenden Schmerz.



Schloßvogt und Fronleute.

Auf den Feldern ging der Roggen, die Gerste und der Hafer der Reife entgegen, aber es war ein trauriger Anblick, den das Getreide bot. Außerst schwach entwickelte Ähren, die infolge später Fröste nach der Blütezeit nur wenig Körner ansehten, verminderten bedenklich die Hoffnungen des Landmannes. Man konnte kaum mit dem Ertrage einer Viertelernte rechnen, und ganz besonders traurige Aussichten setzten für die kleinen Ackerbürger und Fronleute ein, deren Ein und Alles die Landwirtschaft war. Und auch das wenige, welches in höheren Lagen noch in Ähren auf den Äckern stand, drohte zu verderben, weil unaufhörliche, tagelang dauernde Regengüsse das Getreide zu Boden drückten. Das auf niedrigen Stellen angebaute Getreide galt als verloren; es war unter Schlammfluten begraben worden, und aus diesem Grunde konnte es nicht einmal als Viehfutter Verwendung finden; es blieb deshalb auf dem Acker liegen, um im Herbst als Dünger unter die Scholle gebracht zu werden.

Auch die Kartoffelfelder boten wenig frohe Aussicht; man befürchtete infolge der anhaltend nassen Witterung

ein mangelhaftes Ausreifen, und in diesem Zusammenhange die Fäule der Knollen. Es war ein schweres Jahr, das sich für die armen Menschen abzuspinnen begann.

Mattusch, der Vogt, wandelte gelassen durch die Straßen des Städtchens und verkündete unter Läuten einer großen Handglocke, daß die Fronenden sich für die nächsten schönen Tage bereithalten und einfinden sollten, um ungesäumt die Kesternte von den Gutsfeldern einzuholen.

Die Fronenden erklärten sich dazu einverstanden, unter der Bedingung jedoch, daß sie, nachdem sie schon vor einigen Tagen mit der Ernte auf den Gutsfeldern begonnen hatten, einige Stunden Frist erhalten sollten, um auch das Getreide auf ihren kleinen Parzellen niederemähen zu können. Alsdann baten sie, nach Austrocknen der Ernte wieder um einige Stunden, in welchen sie die Gottesgabe, die ihnen ja geradezu zum Lebensunterhalt angewiesen war, einbringen wollten. Sie versprachen bereitwillig mit vereinten Kräften ihre Frondienste zu Ende zu verrichten und das gesamte letzte herrschaftliche Getreide in möglichst rascher Folge zu mähen und zu binden.

Doch der Vogt ließ sich in keine Unterhandlungen ein, die Bitten der Fronenden fanden bei dem herztauben Manne kein Gehör. Er drohte im Weigerungsfalle mit sofortiger Räumung der elenden Wohnungen, mit Beschlagnahme des in kleinen Wirtschaften vorhandenen Viehes und Aufkündigung der Feldflächen.

Niedergeschlagen hörten die Fronenden die donnernenden Worte des Unbarmherzigen; einige bedauerten, daß

der Schloßherr verreist sei; sie glaubten im anderen Falle zu ihrem natürlichen Rechte gekommen zu sein, so aber waren sie der Willfür des Bogts preisgegeben. Ein anderer Teil der Bedrängten hatte den Glauben an den Schloßherrn verloren.

„Was denkt ihr,“ sagte einer der Mutigsten, „daß sich der Schloßherr um uns sorgen würde, wenn er nicht verreist, sondern zu Hause wäre? Kam denn seit Jahren jemand von uns zu ihm? Der Schloßherr ist für uns der Bogt Mattusch, he, Mattusch, habe ich recht?“

„Du hast recht, Paluba,“ erwiderte der Bogt finster, aber geschmeichelt, „und du brauchst nicht zur Erntearbeit zu kommen.“

Der Angeredete lachte ihm spöttisch ins Gesicht.

„Komme ich auch nicht, und würde auch nicht mehr kommen, mein lieber Mattusch.“ Dabei nahm er eine spreitbeinige herausfordernde Stellung ein.

Der Schloßvogt knirschte mit den Zähnen.

„Sundeblut! Ich bin für dich der Schloßvogt, der Herr Mattusch, verstehst du mich, und ich nehme hiermit die Wohlthat, die ich dir erweisen wollte, zurück und befehle dir, wie den andern, zur Erntearbeit zu erscheinen; dein Weib, dein erwachsener Sohn und deine Tochter ebenfalls; und ihr alle, die ihr fronpflichtig seid.“

Seller Unmut loderte auf den Gesichtern der Fronenden.

„Wißt Ihr nicht mehr,“ schrienen mehrere durcheinander, „daß der Schloßherr in früheren Jahren in ähnlichen Fällen, die noch nicht so schlimm waren, als wie

in diesem Jahre, unseren Bitten bereitwilligst stattgegeben hat? Wäre er nur zu Hause, wir würden über Euch, Bogt, hinweg zu ihm gegangen sein; er ist ein guter Herr, der noch ein warmes Herz für die Fronenden hat.“

„Hier bin ich der Schloßherr,“ brüllte vor Erregung der Schloßvogt.

„Füttern und hegen wir nicht für den Schloßherrn unser liebes Vieh, in das er sich mühelos mit uns teilt?“ schrienen wieder andere, „haben wir denn nicht stets unsere Pflicht willig getan, daß Ihr, als sein Bogt, einmal auch auf uns Rücksicht nehmen könntet? Habt Ihr denn ein Herz von Stein? Sind nicht schon die Speicher des gnädigen Herrn fast gefüllt, während über unsere Ähren noch regenvolle Wolken fliegen? Sollen wir etwa mit unseren armen Kindern in wenigen Wochen dem Hunger ausgeliefert werden? Mattusch, Herr Bogt, denkt doch einmal darüber nach und habet Erbarmen mit uns, Gott wird es Euch einstens lohnen!“

„Erbarmt Euch unser, Bogt!“ baten jetzt einige alte Männer, „und nehmet doch um Gotteswillen Vernunft an. Es werden doch noch sicher schöne Tage kommen, in denen wir die Resterte des Gutsherrn in die Scheune bringen können; auch liegt ja die Gefahr für die Einschlämmung des Getreides auf den herrschaftlichen Feldern nicht vor, weil dieselben hoch gelegen sind. Unsere Felder aber liegen zumeist im Tal der Bolina, und wenig genug werden wir ernten.“

Doch der Schloßvogt blieb unerbittlich.

„Ihr kommt, wie ich befohlen, und wehe dem, der

fehlen sollte!" Mit diesen Worten entfernte er sich, um auch auf den anderen Straßen denselben Befehl zu geben.

Tränenden Auges schritten die Männer und Frauen ihren Haustüren zu. Ja, der mächtige Schloßvogt kannte keine Einsicht, kein Erbarmen.

Und der nächste, sonnenhelle Tag fand fast alle Fronleute auf den Gutsfeldern tätig; und die wenigen, die nicht kamen, mußten der Rache des Schloßvogts gewärtig sein.

"Wo ist Paluba?" fragte der Schloßvogt die Mäher.

"Ihr müßt ihn schon selbst fragen, Mattusch, wenn Ihr eine befriedigende Antwort erhalten wollt," antwortete einer der Fronenden.

"Ist er krank?"

Keine Antwort wurde auf diese Frage.

Die Zähne aufeinander gebissen, entfernte sich der Schloßvogt. Mit großen Schritten durchmaß er das Gelände; er konnte mit seinem beschränkten Verstande nicht fassen, daß einer der Fronenden ihm Widerstand zu bieten wagte. In Gedanken darüber vertieft, war er am Ende seiner Wanderung angelangt und blieb vor einem schon stark bejahrten Manne stehen, der ermüdet sich auf die Sense stützte.

"Ist das deine ganze Arbeit seit drei Stunden, du fauler Bettler?" donnerte er den Alten an, und in seiner Hand zitterte der Stock.

"Ich habe getan, was ich tun konnte, Vogt, meine kraftlose Hand kann nicht mehr so rasch, als eine junge Hand vermag, die Sense zu führen," entgegnete ruhigen Tones der Alte, aus dessen Augen unter buschigen Augen-

brauen ein unheimliches Feuer loderte, „und ich verlange von Euch, daß Ihr das schwere Schimpfwort von meinem weißen Haar zurücknehmt, es brennt mir wie Feuer auf dem Haupte, und merkt es Euch, ich habe Euch noch um keinen Bissen Brot angefleht.“

„Du frecher Hund,“ höhnte der Schloßvogt und drohte mit seinem Stöcke.

„Was hast du gesagt, Vogt? Nimm auch deine zweite, noch schwerere Beleidigung zurück!“ und der alte Mann nahm eine drohende Haltung an.

„Ich, der Schloßvogt, meine Worte zurücknehmen? Du willst mir drohen?“

„Wenn Ihr, Vogt, diese beiden Schimpfe nicht zurücknehmt, fahre ich Euch mit der Sense um den Hals,“ und man sah, wie sich der Alte aufwärtsstreckte und das sonst bleiche, blutleere Gesicht sich zornig rötete.

„Verfluchte, räudige Kröte,“ brüllte der Schloßvogt, und in demselben Augenblicke fauste ein wuchtiger Schlag mit dem Stöcke auf das altersweiße Haupt Waleks, des Mähers, der, wie vom Blitz getroffen, zusammenbrach.

Die übrigen, auf dem Felde zerstreut arbeitenden Fronenden, hatten den kurzen, aber laut geführten Wortwechsel gehört und gesehen, wie der Schloßvogt den fast siebenzigjährigen Alten zu Boden gestreckt hatte. Laute Schreie ertönten aus ihren Kehlen, und sie eilten herbei, um dem Alten zu helfen.

Zwei beherzte Männer aber folgten dem rasch sich entfernenden Schloßvogt, der eine scharfe, große Dogge bei sich führte.

„Bleibt stehen, Bogt, wir haben mit Euch zu sprechen,“ schrien die beiden Männer dem immer rascher Davonschreitenden nach.

Der Schloßvogt achtete anfänglich nicht der Rufe; endlich aber blieb er doch stehen, als er einjah, daß die beiden ihn sicher einholen müßten, und er erwartete finster und trozig die sich ihm Nahenden.

„Was wollt ihr, freches Pack, von mir?“ fragte er herausfordernd auf Rufweite, den Arm mit dem Stocke drohend emporgehalten.

„Dich ebenso niederschmettern, wie du meinen Vater niedergeschmettert hast,“ schrie in tiefstem Schmerz der Sohn des Alten und sprang die wenigen Schritte noch wie ein verwundeter Panther den Schloßvogt an.

„Bleibe zurück, oder es zerreißt dich der Hund in Stücke,“ brüllte jetzt angsterfüllt der Schloßvogt, den Sturm lauf des Sohnes gewahrend.

Doch dieser hörte und sah nichts mehr. Nur noch fünf Schritte war er vom Schloßvogt entfernt, als dieser die beiden Worte: „Nora bjerz“ (Nora fass'!) aussprach.

Rasend stürzte sich das reißende Tier auf Walefs Sohn, den es zu Boden warf.

Die Zähne der doppelmannstarken Bestie bohrten sich in die Armmuskeln, und man hörte ein Krachen, wie dasjenige eines brechenden Knochens. Der Gefallene schrie in namenlosem Schmerz auf, sein Freund versuchte das wütende, zerrende Tier mit aller Kraft abzuwenden — und von weitem nahen Fronende dem Hartbedrängten zur Hilfe.

Mit einem kurzen Pfiff rief der Schloßvogt die Dogge

ab und ging, als wenn nichts vorgefallen wäre, seines Weges weiter; er achtete nicht der Klageschreie der Schwerverletzten und auf die Verwünschungen der eilig nahenden Fronenden. Es war ja nur ein Kapitel mehr in seinen gewohnten Grausamkeiten. Nachdem er einige Hundert Schritt rasch davongegangen war, drehte er sich unwillkürlich um und gewahrte viele erhobene Fäuste, die ihm drohten; der Wind trug ihm eine Flut von Flüchen zu.

„Ihr ohnmächtigen Narren,“ lachte er laut auf ob des Anblicks, der sich ihm jetzt bot. „Komm, Nora,“! und er streichelte mit Behagen das grobhaarige Fell des starken Rüden, der laut kläffend an ihm freudig empor sprang. Dann trollte sich der Schloßvogt des Weges weiter. —

„Wie die Zeiten sich doch geändert haben,“ sprach er jetzt ziemlich laut vor sich hin. „Ohne den Hund wäre es mir nicht mehr möglich, zu regieren. Das Fronvolk wird von Tag zu Tag auffässiger; früher küßte es noch den Stoc, der es geschlagen; heute setzt es sich beinahe zur Wehr. Es ist nur gut, daß der Schloßherr nicht zu Hause ist; bis er zurückkommt, ist alles vergessen, und bis dahin werde ich die Starrköpfe noch firren, sie sollen und werden mich weiter fürchten. Und der Paluba, der freche Teufel! Wart', Freundchen, mit dir werde ich noch abrechnen, vielleicht schon morgen.“ — —

Die Ländereien des Schloßherrn waren sehr ausgedehnt, und man brauchte zu deren Umschreitung viele Stunden. Aus dieser Ursache heraus war es auch erklärlich, daß Mattusch zum Mittagbrote sich heute verspätete. Es war gegen drei Uhr nachmittags, als er end-

lich zu Hause anlangte, und nicht wenig war er erstaunt und überrascht, als er von seinem Weibe erfahen, daß der Bürgermeister bereits zweimal durch einen Boten nach ihm fragen ließ. Mattusch sollte sofort nach seiner Rückkehr in der Ratskanzlei erscheinen.

„Ich soll heute zum Bürgermeister kommen? Sm, sagte der Bote dir nicht, zu welchem Zwecke ich bei ihm erscheinen soll?“ fragte vorsichtig der Schloßvogt.

„Er sagte sonst nichts, aber vielleicht will der Bürgermeister auf den Malfang gehen, wie er es sonst jedes Jahr tat,“ antwortete schüchtern die Gefragte, „und du sollst ihm dabei, wie immer, behilflich sein.“

„Ja, ja, das wird's wohl sein,“ beschwichtigte sich selbst, leise vor sich hin knurrend, Mattusch, und es fiel ihm wie eine schwere Last von der Seele. Er glaubte gern, worauf er hoffte, doch schien ihm der Zusammenhang zu lose, als daß sich nicht die heutige Begegnung mit Walek und dem Befehl zum Sinkommen verbinden ließe; immerhin tat ihm die Möglichkeitsursache wohl, und er suchte sich an diesen Gedanken festzuzaugen. Doch stiegen ihm wieder starke Bedenken auf. Der Bürgermeister hatte freies Fischereirecht schon seit vielen Jahren, ebenso auch in diesem Jahre vom Schloßherrn verliehen erhalten; er hatte aber von dieser Erlaubnis in den letzten Monaten keinen Gebrauch gemacht, obgleich er von Herrn von Roschamski einigemal zum Sechstecken eingeladen worden war, einer Fangart, für die der Bürgermeister stets ein hohes Interesse bekundete. Doch vielleicht kam ihm gerade heute wieder die Lust zum Angeln. —

„Bringe mir den blauen Rock mit den großen, silber-

nen Knöpfen, ich will zum Bürgermeister gehen. Mit großen Herren darf man es sich nicht verderben, und es wäre nicht klug, sie lange warten zu lassen. Überhaupt scheint mir der Bürgermeister in letzter Zeit in seinem Wesen etwas verändert.“

„Aber du hast ja noch nicht dein Mittagessen eingenommen,“ wehrte die Frau des Schloßvogts, „ich lasse dich nicht eher fort, bis du dich gestärkt hast. Seit fast zehn Stunden bist du unterwegs; diese Viertelstunde länger wird der Bürgermeister wohl auch noch warten können.“ Und sie brachte das Mittagbrot, welches der Schloßvogt schweigend verzehrte.

Mit hohem Selbstbewußtsein verließ er seine Wohnung; er fühlte sich in dem Städtchen als ebenso mächtig, als wie dies der Bürgermeister war. Je näher er aber dem Rathause kam, um so unruhiger wurde es doch in seinem Innern; das Gaukelbild des Malfangs verblaßte zusehends, um so schärfer drang in den Vordergrund die Erinnerung an den heutigen Vormittag, an Walek, und es kostete ihm Mühe, die Unruhe, die ihn erfüllte, zu verbergen. Immer tiefer krallte sich der Haß an Paluba, den er gern in volstem Maße für seine Erregung verantwortlich machen wollte. Die höhrende Demütigung, die er von ihm erfahren, hatte die übrigen Fronenden, nach seiner Meinung wenigstens, zum Widerstande gegen ihn aufgereizt. —

Die tiefe Amtsstille und der Ernst, welche behördlichen Räumen gewöhnlich innewohnen, die schmutzlosen, einfach weiß getünchten, verstaubten und mit Spinnweben umzogenen Wandflächen, die in blutbrauner Farbe ge-

strichenen Pfosten und Türen, die an das Hochgericht leise anmahnten, der Ausblick auf Prangermöglichkeit, alle diese Eindrücke, die sich selbst Schuldlosen unangenehm zwingend aufdrängten, geschweige denn solchen, die sich einer Verfehlung bewußt sind, wirkten auf den Schloßvogt einschüchternd ein. Er, der Herr Vogt, der sonst nur mit despotischer Herablassung, meistens aber gar nicht die Grüße seiner Mitmenschen erwiderte, grüßte jetzt den Herrn Polizeidiener, der sonst als Nichts in seinen Augen galt.

Kalt und kurz erhielt er den Gegengruß. Die Möglichkeit, etwas näheres vom Polizeidiener zu erfahren, schien bei dem zugeknöpften Wesen des Beamten ausgeschlossen.

Das verdroß den Schloßvogt; er verstand es aber und begriff leicht, daß hier in diesen Räumen seine Zwingherrschafft keinen polnischen Groschen wertete. Einsam wanderte er in Bekommenheit im schmalen, ziemlich dunklen Flurgange. Es war bereits gegen vier Uhr geworden, eine Zeit, in welcher die Tagesgeschäfte des Bürgermeisters gewöhnlich ihre Erledigung gefunden hatten. Der Schloßvogt wartete schon fast eine halbe Stunde, und er wußte sich nicht zu raten und zu helfen, ob er länger bleiben oder gleich fortgehen sollte. Jede weitere Minute dehnte sich ihm schier endlos aus. Ab und zu blinzelte er, langsam vertraulicher zu werden versuchend, auf den Polizeidiener, der aber von der Anwesenheit des sonst von vielen gefürchteten Schloßvogts keine Beachtung nehmen zu wollen schien.

„Ich bin hierher bestellt worden,“ redete er freundlich,

wenn auch mit großer Überwindung den in gemessenen Schritten einherwandelnden Polizeibeamten an, „und ich bitte Euch, mir doch zu sagen, zu welchem Zwecke man mich nach hierher bestellt hat, und ob ich bald den Herrn Bürgermeister sprechen kann. Will der Herr Bürgermeister vielleicht heute nacht im Schloßteiche Male fangen? Ich habe ihm oftmals dabei geholfen, obgleich ich — selbstverständlich — hierzu nicht verpflichtet war. Wir haben jetzt recht starke Male und in großer Zahl, von zwei Pfund an und darüber. Falls Ihr, Herr Polizeidiener, einmal selbst Lust zum Angeln verspüren solltet, dann sagt es mir nur; ich führe Euch dann zu geheimen, nur mir bekannten Stellen, wo Ihr in weniger als einer halben Stunde ein leckeres Gericht zusammenangeln könnt. Das Fischangeln macht wirklich Vergnügen; aber nur dann, wenn man nicht in fischleeres Wasser den Köder wirft.“

Der Polizeidiener hörte ihn ruhig an, ohne auf das Gespräch einzugehen.

„Ihr werdet wohl noch eine halbe Stunde warten müssen,“ erwiderte nach einer Pause der Angeredete, „weil noch eine Sache zur endgültigen Erledigung ansteht.“

Betroffen und neugierig blickte der Schloßvogt auf den Sprechenden.

„Ein Gewalttätiger soll noch seine gerechte Züchtigung erhalten, damit ihm künftig die Lust zu Schlägereien vergehe,“ ergänzte der Polizeibeamte seine Mitteilung, bei welcher er mit erhobenem Arm die Geste des Prügel austeilens zeichnete.

„Recht so; recht so!“ grinste schadenfroh der Schloßvogt.

Der Polizeibeamte schaute erstaunt dem Schloßvogt ins Gesicht.

„Na, Vogt,“ sagte er ernst und mit bedeutungsvoller Betonung, „mir deucht, daß auch Ihr, trotz alles Halsangeses,“ setzte er ironisch hinzu, „keine besondere Ursache haben solltet, ein so vergnügtes Gesicht zu zeigen.“

„Wie meint Ihr das, Herr Polizist?“ fragte verlegen der Angeredete.

„Das werdet Ihr Euch selbst wohl am besten beantworten können, — die Sache von heute.“ —

Der Schloßvogt erschrak bei dieser Andeutung.

„Ihr meint doch wohl nicht den alten Walef“ und seine Stimme zitterte.

„Ja, freilich, den meine ich eben, und dessen Sohn,“ erwiderte scharf der Gefragte. „Doch was geht's mich schließlich an, Ihr werdet ja bald das Nähere selbst erfahren.“ Nach diesen Worten kehrte der Polizeibeamte dem Schloßvogt den Rücken und ließ ihn stehen.

Mattusch wurde heiß ums Herz. War es doch das erstemal in seinem Leben, daß er seiner Noheiten wegen zur Verantwortung gezogen werden sollte; bis jetzt hatte noch niemand gewagt, ihn bei der Behörde anzuklagen, und Sünderte von Gedanken, keine aber freudiger Art, beschäftigten seinen Geist unablässig und quälend.

„Herr Polizeidiener, bitte, sagen Sie mir,“ er benutzte jetzt die Anrede in der dritten Person, „bin ich wirklich nur der heutigen Sache wegen hierher berufen

worden?“, und aus seinen Worten klang die Angst, die ihm ans Herz froh.

„Aber wie könnt Ihr, Vogt, nur noch weiter fragen; selbstverständlich nur wegen Walef und seines Sohnes,“ erhielt er als knappe Antwort.

„Übrigens, man wird Eure Dogge morgen abholen lassen, vielleicht auch schon heute; der Befehl hierzu ist schon vom Stadtschreiber ausgeschrieben und vom Herrn Bürgermeister unterzeichnet.“

„Meine Dogge, meine Nora, und weshalb?“ fragte er noch bestürzter als zuvor, denn das Tier hatte ihn seinerzeit ganze zehn Taler Kaufgeld gekostet.

„Weil sie Walefs Sohn fürchterlich zerfleischt hat. Man wird auch die Dogge töten, weil Sündswuterfrankung bei ihr befürchtet wird. Mit der Tötung will man weiterem Unheil vorbeugen.“

Der Schloßvogt wurde beim Hören dieser Nachricht bleich wie eine weißgetünchte Wand.

„Das lasse ich nicht zu,“ erwiderte er mit vor Born fast erstickender Stimme, „das Tier ist scharf, aber nicht tollwütig.“

„Darüber wird man euch nicht lange, — überhaupt nicht befragen; den Maßnahmen des Gesetzes hat sich der Untertan einfach zu fügen.“

„Dann wird man mir den Wert des Hundes ersetzen müssen.“

Der Polizeibeamte zuckte stumm mit den Achseln.

Silflos und fragend irrte der Blick des Schloßvogts umher, und er blieb auf den Augen des Geseßhüters haf-

ten, der aber nicht das geringste Mitleid mit dem brutalen Menschen finden und in sich erwecken konnte. —

Hinter einer Thür, die in den Hausflur hinaus mündete, spielte sich eine ernste Szene ab. Gellende Schmerzensschreie drangen aus dem Zimmer; dem Gesetze war Genüge geschehen. Nach wenigen Minuten taumelte ein Mann heraus, der wohl für eine lange Zeit hin eine heilfame Lehre erhalten hatte. Trotz der großen, körperlichen Schmerzen — er krümmte sich noch — erfaßte ihn das Schamgefühl, als er des Schloßvogts ansichtig wurde, und er suchte möglichst unbemerkt an ihm vorbeizuschleichen.

Dem Schloßvogt schlug jetzt hörbar das Herz; es klaperten ihm vor Aufregung die Zähne aufeinander. Im Voraus durchkostete er die Schmerzen, die auch ihm möglicherweise bevorstanden.

Doch blieb ihm wenig Zeit zum Nachdenken übrig; er wurde schon hereingerufen.

Zum ersten Mal im Leben stand er nun dem Vertreter des weltlichen Gesetzes als Angeklagter gegenüber, es schlotterten ihm die Kniee. — Wohl hoffte er auf Milderung des Urteils zufolge seiner dienstbeflissenen persönlichen Beziehungen zum Bürgermeister; anscheinend aber vergeblich, denn die Amtsmiene des Gestrengen verhieß nichts Gutes.

Auf der Stirn des Schloßvogts stand der Angstschweiß in dicken Tropfen.

Das Verhör vor dem Bürgermeister war auffallend kurz. Die Beweise waren ja auch einwandfrei. Für des Schloßvogts schweres Vergehen stand nur Prügelstrafe.

In einigen Wochen, nach Beendigung des Verfahrens,

sollte nun Matusch die Schärfe des Gesetzes an sich selbst fühlen. Vergeblich waren seine kniefällig gemachten Einwendungen, daß es früher immer so gewesen sei, daß Gutsherr und Schloßvogt das Züchtigungsrecht als ein unbestrittenes und zu Recht bestehendes angesehen und ausgeübt hätten.

Der Bürgermeister hörte ihm wohl zu, sagte aber nichts.

Die Ausreden und Rechtfertigungen des Schloßvogts griffen in eine Zeit der Willkür und Leibeigenschaft zurück, in welcher so manches Unmögliche doch möglich gemacht wurde. So wurde, wie sich der Volksmund erzählte und wie dies auch vom ernstesten Chronisten bestätigt war, einem Vorfahren des jetzigen Schloßherrn zu Liebe ein Justizmord begangen. Ein Angeklagter wurde wegen eines ihn bezichtigenden, aber nicht überführten Vergehens, durch welches der einstmalige Schloßherr eine kleine Vermögensschädigung erfahren haben sollte, dreimal auf die Folter gespannt, und alsdann, trotz eidlicher Beteuerung seiner Unschuld, auf öffentlichem Markt durch das Schwert gerichtet.

Es waren eben die Zeiten des durch persönliche Macht beeinflussten Gesetzes.

Bange, stille Minuten setzten ein. Der Bürgermeister blätterte in einem vor ihm liegenden Gesetzbuche und las. Dann richtete er sich empor und sah den Angeklagten mit durchdringendem Blicke an. Die Worte quollen tief ernst und laut.

„Ihr werdet, Vogt, Euch mit der Prügelstrafe und der Zahlung von beträchtlichen Schmerzensgeldern an die

Verletzten abfinden müssen. Der Fall ist sehr schwer, weil es zwei Verletzte sind, die Ihr ohne Grund übel zugerichtet habt. Seid froh, daß die Strafe des Prangerstehens bei uns nicht mehr zu Recht besteht. Das Verfahren geht jetzt seinen Weg, in fünf bis sechs Wochen werdet Ihr zu einem neuen Termin vorgeladen werden. Was ich für Euch tun kann, will ich tun, doch habe ich wenig Hoffnung, daß Ihr milder beurteilt werden könntet. Das einzige, was für Euch günstig sprechen könnte, ist, daß Ihr gerichtlich noch nicht bestraft seid. Doch hütet Euch vor weiteren Ausschreitungen. Es könnten sich Zeugen einfinden, die auch über weit zurückliegende Begebenheiten aussagen würden, und, — so, nun könnt Ihr nach Hause gehen.“

Der Schloßvogt zitterte wie Espenlaub, wie gerüttelt vom kalten Fieber.

„Herr Bürgermeister, Erbarmen! Wenn ich nun nicht straflos ausgehen kann,“ brachte er in abgebrochenen Worten stoßweise hervor, „dann will ich gern die Schmerzensgelder zahlen, aber retten Sie mich, retten Sie mich vor der Prügelstrafe, oh, die tut weh. Ich möchte dafür gern an drei Wochenmarktstagen jedesmal drei Stunden am Pranger stehen, wie es früher üblich war.“ —

Ueber die Stirn des Bürgermeisters rollte die Bohnensader.

„Habt Ihr kein Ehrgefühl, Vogt? Der Pranger spricht eine der schwersten Sprachen des Gesetzes, — er ist fast der bürgerliche Tod.“ —

„Alles, alles will ich über mich ergehen lassen, nur

keine Prügelstrafe, Herr Bürgermeister, — erbarmen Sie sich meiner!“ und er warf sich auf die Knie nieder.

Der Bürgermeister sah mit Abscheu auf den vor ihm Stiehenden.

„Nein, Vogt! Für Noheit kann nur körperliche Züchtigung als Sühne gelten, und vollends dann, wenn Ihr nur eine körperliche Züchtigung als wirkliche Strafe empfindet; damit müßt Ihr Euch abfinden. — Wer in Absicht, und noch dazu ohne Ursache, aus Born oder tierischem Trieb geleitet, Schmerzen seinen Mitmenschen bereitet, hat sein Recht auf Menschenachtung und menschliche Rücksichtnahme verwirkt und soll aus diesem Grunde auch die Schmerzen, die durch seine Noheit entstanden sind, an eignem Leibe selbst empfinden. Er soll künftighin Leben und Gesundheit seines Nächsten, wenigstens aus Furcht vor der ihn ereilenden Strafe, achten lernen; die Prügel allein nur werden Euren Übermut dämpfen und Euch zur Besinnung bringen! So, gehet jetzt nach Haus, das Übrige wird sich finden.“ —

Als der Schloßvogt ins Freie trat, holte er tief Athem und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die Fäuste ballend, knirschte er in Wut mit den Zähnen.

Mit langen Schritten eilte er seiner Behausung entgegen, und ungezählte Verwünschungen entquollen seinen Lippen. Er schäumte vor Ohnmacht und Born.

Er näherte sich seiner Wohnung, die Dogge sprang ihm nicht mehr entgegen; man hatte sie bereits abgeholt.

Weib und Kinder des Schloßvogts, dessen Lobsucht fürchtend, waren zu den Nachbarn geflüchtet. —

Einige Tage waren vergangen. Des Schloßherrn

Ernte war gut in die Scheunen eingebracht worden, und auch den Fronenden gelang es, wenn auch mit großer Mühe, ihre geringe Habe zu bergen. Von den Tennen erschallte überall der Dreischlag oder Biereschlag der Dreschflegel.

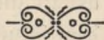
Die tiefe Erregung, welche den Schloßvogt erfasst hatte, schien überwunden, doch ging er wie traumberloren einher, und man konnte ihm finsternen Haß deutlich von den Augen ablesen. Das schroffe Wesen, welches er bis jetzt allen Bediensteten gegenüber zur Schau trug, bekam ein ausgesprochen feindseliges Gepräge. Man wich ihm geflissentlich aus, wo man ihm auch immer begegnete. Ab und zu hielt er Selbstgespräche, in denen der Name Paluba durchklang. In diesem Namen gipfelte ihm der Begriff alles über ihn gekommenen Unheils, und er sann darüber nach, wie er dem Träger dieses Namens mit Bösem vergelten könne. Er wollte, er, der mächtige Vogt, ihn aus seinem Besitztum vertreiben. Doch vermochte er es nicht mehr, nachdem er vom Kastellan erfahren, daß Paluba tags vor dem Aufruf zur Fronarbeit bei Simeon, dem Geldverwalter des Schloßherrn, aus jahrelang zusammengeparten Groschen die Fronlast in klingender Münze abgelöst hatte; dies gab ihm den Mut, dem Schloßvogt als freier Mann gegenüberzutreten und dessen Befehlen zu spotten. Durch die erfolgte Ablösung hatte der Schloßvogt kein Recht mehr, den sich Auflehrenden unter seine Botmäßigkeit zu zwingen. Er verwünschte den Augenblick, in welchem er sich in seinem Jähzorn zu schweren Tätlichkeiten hinreißen ließ; nicht aber deshalb, weil ihn das Verbrechen als solches gereute,

sondern nur der Folgen wegen, die dasselbe für ihn gezeitigt hatte.

Doch hoffte er immer noch, daß die schmerzliche Strafe, deren Vollstreckung er in wenigen Wochen entgegensah, in eine Geldbuße umgewandelt werden würde.

Es war eine natürliche Folge, daß das Urtheil, welchem er unterworfen werden sollte, eilige Füße hatte, und daß man fast in jeder Familie von demselben sprach; der Schloßvogt erriet in seinem Schuldbewußtsein ziemlich genau die Stimmung, die die Bewohner des Städtchens in dieser Angelegenheit für ihn hatten. Er gab sich keiner Täuschung hin, daß man ihm nicht wohlwollte, doch er blieb weiter ein trogender Mensch, der unter keinen Umständen den Kopf sich beugen lassen wollte. Dies jetzt erst recht nicht, als er auf so manchen Gesichtern Schadenfreude zu lesen glaubte. Und doch irrte er sich in dieser Annahme. Wohl hatte er Vielen Leid, bitteres Leid zugefügt, aber es waren doch nur Vereinzelte, die ihn mit Geißelblicken betrachteten, Wenige, die an seiner Verurteilung wirklich Freude empfanden.

Die meisten erblickten in derselben nur die gerechte Strafe des Himmels, die ihn für die zahlreichen Missethaten ereilt hatte, aber sie bedauerten ihn trotz dessen. Ja, man machte kein Geheim daraus, daß der Schloßherr der eigentliche Schuldige sei, weil er dem Schloßvogt eine zu große Gewalt übertragen hatte, die dem Letzteren infolge seiner Unbildung stark zu Kopf gestiegen war, und, — es lag viel Wahres in dieser Annahme. —



Ein politischer Flüchtling.

Herr von Roschamski war inzwischen aus Teplitz zurückgekehrt; ebenso auch der Oberförster und Ruba von ihrer Reise nach Mähren. Das Kammermädchen war zurückgeblieben und trat in die Dienste der Gräfin. Über die verhältnismäßig frühe Rückkehr der Genannten war man ein wenig überrascht.

Auf dem Schloßhofs wurde es lebendiger und fröhlicher, namentlich aber, seit man wieder das Lachen des immer munteren Hofschalks Ruba aus allen Ecken und Enden vernahm. Die bedrückende Stimmungsschwüle der letzten Wochen war gewichen, den Schloßvogt überließ man seinem Schicksale und kümmerte sich nicht mehr um ihn. — — —

Im benachbarten Polen glimmte der Funke des Aufstandes weiter, und fast verging kein Tag, an welchem die Waffen nicht ihre Opfer gefordert hätten. Der polnische Adel war, soweit er nicht mehr truppenführend sich betätigen konnte, ins Ausland geflüchtet, und ein tiefer Haß gegen den russischen Eroberer glühte in den Herzen aller Polen. Denn nicht allein um das verlorene Vaterland tönte die Klage aus dem Munde Tausender, der rück-

sichtslose Eroberer griff in das innerste Seelenleben Ungezählter, die er in sein Joch zu spannen versuchte. Er bedrängte das gesamte polnische Volk, namentlich aber dasjenige linksseits der Weichsel seines religiösen, katholischen Bekenntnisses wegen, und diese Ursache hatte selbst schwache, mangelhaft ernährte und bewehrte Männer zu Helden umgebildet.

Fast gestrig frisch war die Erinnerung an die blutigen Schlachten und Gefechte, in denen das polnische Volk nur mit Lanzen, Feuersteingewehren und kopfstehenden Senfeningen ausgerüstet, dem ungleich mächtigen Gegner entgegengetreten war. Und wenn auch nicht mehr Berge von Gefallenen sich türmten, so hatte doch der Kampf noch nicht geendet oder an Erbitterung verloren. Es blieb weiter ein höchstes Doppelringen um Vaterland und Glauben. Ein zerstreuter, vor nichts zurückschreckender Kleinkrieg von Gehöft zu Gehöft beunruhigte die Bewohner des angrenzenden Polen; nicht unähnlich dem dreißigjährigen Kriege, der einst die gesegneten deutschen Fluren durchraute. Das Leben in Schmach, Erniedrigung und Unruhe wertete dem Polenbolke nicht mehr, und die Verteidigung des die Herzen tief durchdringenden Glaubens stampfte Helden aus der Erde. Große Erinnerungen, belebt durch Hoffnungen, waren zurückgeblieben. Man bewunderte die Jünglinge von einst, die, kaum dem Knabenalter entwachsen, vom Segen der betenden Mutter begleitet, sich von der heimatlichen Scholle losgerissen hatten, um, mit ergrauten Männern vereint, in die Gefechtslinien einzurücken. Das leuchtende Beispiel der preussischen Befreiungskriege, in denen ein edles Volk die heiligste

Gabe des Lebens, das Blutopfer, begeistert auf den Altar des Vaterlandes gelegt hatte, brannte wie ein Fanal. Nur ein einziger Gedanke an den endlichen Sieg, die Sehnsucht, sich vom Joch des Moskowiters zu befreien, beherrschte die Kämpfenden. Aber mit jedem Tage, jeder Woche, wurde die Hoffnung geringer. Nur einige wenige, die von hoher Warte schauend, in Völkerbündnissen vertraut waren, fannen unverrückten Blickes dem erstrebten Ziele entgegen. Rußland ging als Sieger hervor, aber es war, wie so manches Reich vor ihm, in den verhängnisvollen Fehler verfallen, das Heiligste und Teuerste, das ein Menschenherz erfüllen kann, vernichten zu wollen, und aus dieser Ursache heraus blieb der Widerhaken des von ihm abgeschossenen Pfeiles tief schmerzend in der Brust des Kämpfenden zurück. Das gewaltthame Aufdrängen russischer Sprache und Anschauungen unter Knutenhieben war möglicherweise ein aus dem Altertum überkommenes Recht des Siegers, obgleich auch diese Forderung, weil unmittelbar und in drakonischer Härte nach der Niederlage auf den Gegner angewendet, einer ruhigen Gedankenreihe nicht voll ausklingende Rechnung tragen konnte. Die Bekämpfung des Glaubens jedoch mahnte an eine Wiederkehr der blutgetränkten ersten Jahrhunderte der Christenheit. Sie war ein Attentat gegen Millionen fühlender Menschen, und diese entsetzliche, durch nichts entschuldbare, der menschlichen Seele hohnsprechende Maßnahme vertiefte die Erbitterung und erzeugte einen unauslöschlichen Haß zwischen beiden Völkern.

Hunderte von Priestern, an denen das gläubige Volk mit allen Fasern seines Herzens hing, wurden als Rebel-

len gerichtet, — Bischöfe, die Hirten ihrer Diözesen, wanderten auf viele Jahre in dumpfe, lichtlose Gefängnisse, aus denen sie nur die Verbannung nach Sibirien erlöste, und ein tiefer Schmerz durchzitterte die Bevölkerung Polens.

Es war eine häufige Erscheinung, daß Flüchtlinge längs der Grenze auf preußisches Gebiet übertraten und erschöpft, aller Mittel entblößt, die Barmherzigkeit der Mitmenschen anflehten. So mancher, der den teuren Vater im Kampf um Vaterland und Glauben an seiner Seite fallen gesehen, dessen Mutter und Schwestern unter den Schwertstreichen einer zügellosen, halbwilden Rosatenhorde zusammengebrochen waren, und dessen Besitztum von plündernden, feindlichen Truppen den Flammen übergeben worden war, hatte in höchster Lebensgefahr das rettende, preußische Ufer erreicht; das Ufer desjenigen Landes, das die Bedrängten in Liebe aufnahm. Hier wehrten dem leidenschaftlichen Verfolger der scharfe Schnabel und die gespreizten Fänge des preußischen Adlers.

Es gehörte demgemäß auch nicht zu den Seltenheiten, daß Flüchtlinge im Schlosse des Barons Einlaß begehrten, der ihnen auch von Herzen gern seitens des Schloßherrn gewährt wurde. Schon das Mitleid mit einem unschuldig Verfolgten genügte allein, um Herz und Thür zu öffnen. Gewöhnlich waren die Hilfesuchenden einfache Leute, die alsdann einige Tage hindurch in der Gesindekuche gastfreie Aufnahme genossen und bei ihrem Weggange zu besserem Fortkommen durch den Kastellan ein Geldgeschenk ausgehändigt erhielten, welches ihnen zur

Bestreitung der Lebensbedürfnisse in den nächsten Tagen genügte.

Auch die deutschsprechenden Bewohner des Städtchens, Bürger, Beamte, Kaufleute und Gewerbetreibende fargten den Flüchtlingen gegenüber nicht mit ihren Gaben. Jeder opferte gern, obgleich die Zahl der Hilfesuchenden an manchen Tagen eine beträchtliche war. Viele von den Flüchtlingen setzten ihren Wanderstab weiter und fanden tiefer in Oberschlesien ihre Existenz. Einzelne begaben sich ins österreichische Grenzgebiet, und nur wenige blieben in dem Städtchen zurück, in welchem sie sich als Tagelöhner verdingten, oder als Gesellen Arbeit bei den Handwerkern annahmen. —

Wenige Tage nach der Rückkehr des Herrn von Roschamski traf wieder ein Flüchtling auf dem Schlosse ein. Man führte ihn, wie gewöhnlich, in die Gesindestube und bot ihm Speise, Trank und Ruhelager an. Im Gegensatz zu den übrigen Flüchtlingen, die bis jetzt Schutz auf dem Schloßhose erbat, und denen fast ausnahmslos ein Bedürfnis zum Erzählen ihrer Erlebnisse innewohnte, war der Neuangekommene ein schweigsamer Mensch, der ob dieser ungewohnten Art dem Schloßpersonal sofort auffiel. Das ganze Sichgeben des Fremden sprach zu seinen Gunsten; man merkte aus allem, daß es ein Gebildeter sein müsse, den das Schicksal hierher verschlagen hatte. Wohl versuchte Ruba in seiner etwas ungestümen Herzlichkeit den Fremden gesprächiger zu machen, doch gelang es ihm nicht. Um so mehr wuchs das Interesse der Dienerschaft an dem Fremden, dessen Stille und tiefe Bescheidenheit große Teilnahme für ihn erweckte. Die

sonst oft übermütig lauten, polternden Knechte und schwaghafte Hofemädchen mäßigten ihre Stimmen; alle fühlten, daß ein Gast in ihrem Zimmer weile, dem an der Wiege ein besseres Los vorausgesungen wurde. Selbst der zugeknöpfte Mattusch konnte sich dem Eindrucke des Fremden nicht entziehen.

„Schon viele Emigranten habe ich hier kommen und gehen sehen,“ bemerkte er zu Ruba, der sich leise mit ihm über den Fremden unterhielt und denselben mit verstohlenen Blicken musterte, „aber noch keiner war so ernst wie dieser. Den muß das Unglück besonders schwer heimgesucht haben,“ fügte der sonst rohe Mensch rührend hinzu. „Gast du auch gesehen, wie vornehm er Löffel und Gabel und Messer hielt, während er speiste, ganz so, wie dies die Herrschaft zu tun pflegt.“

„Um, ich werde dem Herrn Schloßsekretär von der Anwesenheit des Fremden, der doch nicht in der Gesindestube verweilen und auf dem Heuboden nächtigen kann, Mitteilung machen,“ entgegnete Ruba eifrig und begab sich sogleich daraufhin zu Herrn von Roschamski, der, über seine Schriftstücke gebeugt, in seinem Arbeitszimmer anwesend war. Der Schloßsekretär nahm Rubas hastig ausgesprochene Meldung mit Ruhe entgegen, dann sann er einige Minuten lang still vor sich hin.

„Sage dem Fremden, ich bitte um seinen Besuch, und geleite ihn bald hierher.“

Mit vergnügtem Gesicht verschwand Ruba aus dem Zimmer, und nicht rasch genug konnte er in die Nähe des Fremden gelangen, um diesem die frohe Botschaft zu

überbringen. Es war das reinste, selbstlose Glück, das jetzt die Seele dieses einfachen Menschen empfand.

Der Fremde saß, in Gedanken versunken, die Hände auf den Knien gefaltet, die Augen zu Boden gesenkt, auf einem hölzernen, blendend rein gescheuerten, lehnlosen Schemel, als Kuba sich ihm ergebungsvoll näherte und ihm den Wunsch des Schlosssekretärs zum Ausdruck brachte. Er hörte die Worte Kubas ruhig an. Gelassen erhob er sich.

„Bitte, führt mich zu dem Herrn!“

„Herr Baron, ich stehe zu Ihren Diensten,“ entgegnete eilfertig der Angeredete und musterte dabei flüchtig die Züge des Fremden, die sich zu Kubas Erstaunen und Leidwesen bei der Titelnennung nicht im Geringsten veränderten.

Beim Eintritt des Fremden erhob sich der Schlosssekretär beugend von seinem Sessel, und, den Gruß des Eintretenden erwidern, ging er ihm einige Schritte entgegen. Dann reichte er dem an der Thür bescheiden Stehengebliebenen, dessen Erscheinung trotz des zerklüfteten Gewandes eine würdevolle war, mit freundlicher, wohlwollender Miene die Hand und führte ihn zum Sessel, von welchem der Gast schweigend Besitz nahm.

Kuba blieb abwartend an der Thür stehen.

„Halte dich in der Nähe auf, damit ich dich rufen kann, falls ich deiner bedürfen sollte; doch zuvorst hole noch Wein aus dem Keller, und zwar von dem ältesten und besten, den wir besitzen!“

Nach war das Gewünschte herbeigeholt, und die beiden Männer waren jetzt allein.

„Sie sind wohl, mein Herr, ein politischer Flüchtling?“ nahm der Schlosssekretär in weichem, herzlichen Tone fragend, das Gespräch auf.

„Ich bestätige Ihre Vermutung, mein Herr; ich komme aus Sibirien, aus Irkutsk,“ kam es fast tonlos und müde von den Lippen des Gefragten, „und ich flehe Sie um Christi Willen um Mitleid, um Erbarmen an.“

„Das Gastrecht, mein Herr, ist jedem Menschen, gerade so wie dem Polen heilig, und Sie können auf dasselbe bauen,“ entgegnete der Schlosssekretär in außerordentlich liebedurchdringendem Tone, „doch gestatten Sie zuvorst eine Frage: Haben Sie schon zu Mittag genügend gespeist?“

„Für Ihre fürsorgliche Frage danke ich Ihnen, mein teurer Herr, verbindlichst; ich habe mich an Ihrer gastfreien Tafel zur Genüge gesättigt.“

„Und ich bedaure unendlich,“ fuhr der Schlosssekretär, an seine Frage anknüpfend, fort, „daß ich von Ihrer Anwesenheit auf dem Schlosse erst vor wenigen Augenblicken Kenntnis erhalten habe, und Sie können, mein wertgeschätzter Herr, voraussetzen, daß ich unter keinen Umständen meine Einwilligung dazu gegeben hätte, Sie auch nur die kürzeste Spanne Zeit in der Gesindestube verweilen, geschweige denn an dem einfachen, Ihrer Person unwürdigen Mittagsmahle in derselben teilnehmen zu lassen. Ich bitte Sie nun herzlichst, gleichzeitig im Namen des auf Reisen befindlichen Schlossherrn sich als unser Gast betrachten und fortan mit der Schlossverwalterin und mir gemeinsam die Mahlzeiten einnehmen zu wollen.“

„Sie sind, mein Herr, gütig und gnädig zu mir, und dies in einem so hohen Maße, daß ich mich fast bedrückt fühle und keine passenden Worte finde, um Ihnen für Ihre Liebe danken zu können, zumal Sie einen völlig Fremden vor sich haben, dessen Namen und Vergangenheit Ihnen, Herr Schloßsekretär, unbekannt ist. Ich bitte Sie herzlichst, zu gestatten, daß der namenlose Fremdling sich Ihnen vorzustellen erlaubt. Mein Name ist von Bianski.“

Der Schloßsekretär zuckte auf eine Sekunde lang zusammen, als er den Namen nennen hörte. Dem Fremden entging in seiner gedrückten Stimmung die seelische Bewegung, die Herrn von Roschamski ergriffen hatte.

„Das einzige Wort „Sibirien“,“ nahm jetzt der Schloßsekretär wieder das Wort, „klingt allein schon wie einstens die Posaune des jüngsten Gerichts; es birgt alle Schrecken dieser Welt, und hätte allein genügt, Ihnen, Herr von Bianski, auch ohne Nennung Ihres Namens, meine rückhaltlose Sympathie entgegenzubringen.“

Der Flüchtling erfaßte stumm die sich wehrenden Hände des Schloßsekretärs und bedeckte sie mit heißen Küffen. Er schluchzte. Dann rang sich ein Schmerzensschrei aus seiner Brust, der Steine hätte erweichen können, der härtige, sonnenverbrannte Mann schien wie gebrochen.

„Armer, bemitleidenswerter Mensch,“ murmelte Herr von Roschamski leise vor sich hin, und auch ihm stahl sich eine Träne ins Auge. Doch er faßte sich bald.

„Sie sind, mein lieber Herr von Bianski, von den ausgestandenen Strapazen noch so geschwächt und ergriffen, daß Ihnen sofortige Ruhe unbedingt nottut; ich werde

Ihnen ein warmes Bad bereiten und reine Wäsche und Kleider in das für Sie bestimmte Zimmer bringen lassen, und den Diener stelle ich Ihnen zur Verfügung. Halten Sie mit keinem Wunsche zurück; soweit dessen Erfüllung im Bereiche der Möglichkeit liegt, bitte ich sogar, denselben unbedingt zu äußern. Nach fünf, auch sechs Stunden kräftigen Schlags können wir dann stundenlang mit einander plaudern. Und nun gestatten Sie, daß ich auf eine ungetrübte, sonnenhelle Zukunft für Sie das Glas erhebe und leere.“

Beide Gläser erklangen aneinander wie helltönende Glocken.

Tief gerührt ob dieser herzlichen Worte umarmte Herr von Bianski den Schloßsekretär, der gleich darauf Ruba hereinrief und ihm die nötigen Befehle erteilte.

„Herr von Roschamski, ich möchte Ihr edles, polnisches Herz küssen, wenn es nicht so tief in der Brust geborgen wäre.“

„Nun, Herr von Bianski,“ erwiderte lächelnd der Schloßsekretär, „es schlägt deutsch unter einem polnischen Namen, es empfindet aber gerecht und innig. Der Hilfesuchende naht ja an Gottes Stelle dem Nächsten.“

Über das Antlitz des Herrn von Bianski flüchtete eine schwache Röte, doch gleich auch bligte es freudig leuchtend in seinen Augen auf. „Edler Herr, edler Deutscher, Gott der Allmächtige vergelte Ihnen Ihre Liebe tausendfach!“ und minutenlang hielt er in innigem Dankgefühl die Hand des Schloßsekretärs von seinen Händen umklammert.

Ruba hatte sich, von Mitgefühl für den Fremden er-

griffen, sichtlich beeilt, die ihm gewordenen Befehle auszuführen.

Der Schloßsekretär geleitete den Gast ins Zimmer.

„Auf Wiedersehen, also in sechs Stunden!“ rief Herr von Roschamski heiter dem Gast nach.

„Auf Wiedersehen, edler Menschenfreund!“ tönte es herzlich zurück. —

„Kuba, du bleibst so lange im Zimmer nebenan, bis der Herr erwacht sein wird; sei äußerst besorgt um ihn! Verstanden?“

„Zu Bääll! Herr Schloßsekretär.“

Herr von Roschamski stutzte unwillkürlich bei diesen Worten.

Von woher hast du denn diese Antwort?“ fragte er lächelnd den verschminkt Dreinschauenden.

„Von preußischer Soldat, Kanonier Josef, was zu Pfingsten auf Urlaub war,“ und dabei nahm er stramm die Fußhaken zusammen und legte die Hände an die Hofennah.

Der Schloßsekretär lächelte. — —

Als der Flüchtling allein in dem ihm angewiesenen Zimmer sich befand, fiel er auf die Kniee nieder und betete. Er betete lange, und heilige Schauer durchwehten sein Herz, als er darüber nachdachte, daß er sich wieder auf geschützter Erde befinde. Die Anstrengungen und Aufregungen, namentlich aber diejenigen der letzten Tage, kurz vor Erreichung der Grenze, waren sehr große, denn die Gefahr, noch in den letzten Stunden in die Hände russischer Grenzsoldaten fallen zu können, die in ziemlich großer Zahl sich blicken ließen, wuchs mit jedem Schritte,

mit welchem er sich dem preußischen Lande näherte. Fast noch in den letzten Minuten hätte ihn ein hartes Schicksal ereilt. Nur noch wenige Schritte von der Grenze entfernt, hatte man ihn bemerkt und ihm einige Kugeln nachgeschandt, die ihn aber glücklicherweise nicht trafen.

Es war deshalb natürlich, daß der Schlaf, trotz der großen Ermüdung, sich nicht gleich auf seine Lider senken wollte, zumal den Flüchtling jetzt auch schon die nächste Zukunft zu beschäftigen begann. Hoffnung und Furcht stritten in seinem Herzen. Acht Jahre waren dahingegangen, als er seine teure Heimat, seine Lieben verlassen hatte. Wie würde er sie wiederfinden? Er wollte unmittelbar nach Erreichung der rettenden Grenze dem noch weit entfernten Ziele zuschreiten; es gebrach ihm aber hierzu an körperlicher Kraft. Und so zählte er die Stunden, die ihn noch von den Seinen trennten. Rechnete man ihn schon zu den Toten dieser Welt, und mußte er nicht annehmen, — vielleicht? — Doch ihm graute vor diesem Gedanken, den er nicht weiter verfolgen wollte, aus Furcht, ein Schreckbild vor seinen Augen auftauchen zu sehen.

Das einsame, gleichmäßige Ticken der Wanduhr und die ihn umgebende Ruhe wirkten schließlich einschläfernd auf seinen Sinn ein. Das Geir der marternden Gedanken floh, zerfloß in einen lustigen Schleier, in dem auch liebliche Bilder sich einwebten, und der ihn in das Reich des Schlafes hinüberleitete.

Schon ziemlich spät am Nachmittag erwachte Herr von Bianski nach einem tiefen, mehrstündigen Schlummer. Er fühlte sich bedeutend gestärkt, und ehe er noch dazu

kam, sich die Ereignisse der letzten Tage und Stunden vor Augen zu führen, in der veränderten Situation sich zurechtzufinden, klopfte schon Ruba zart an die Thür des Zimmers, das er auf ein lautes Herein hin betrat.

Wie ganz anders fand er jetzt den Fremden. Die saubere, neue Kleidung hob bedeutend den Eindruck des schönen Mannes, in dem man nicht mehr den abgehefteten Flüchtling, der er noch vor wenigen Stunden war, erkannt hätte.

„Ist Herr von Roschamski im Schlosse?“ fragte mit wohlklingender Stimme der Gast.

„Der Herr Schlosssekretär ist anwesend und hat bereits nach Ihnen gefragt. Er trug mir auf, Ihnen zu melden, daß er Sie im Schloßgarten erwarte; ich solle Sie hinführen,“ antwortete Ruba zuvorkommend.

„Ei, das ist ja recht schön und lieb, unter friedlichen Bäumen einige Stunden verbringen zu können; jetzt im Sommer wirkt Zimmerluft bannend. Ich will deshalb nicht säumen, bitte, mein Lieber, gehen Sie voran!“

Ruba geleitete auf verschlungenen Wegen den Gast der Stelle näher, auf welcher der Schlosssekretär und Frau Banie sich bereits eingefunden hatten.

Aus einer mit Kletterwinde und Clematis fast undurchdringlich bekleideten Laube leuchtete von weitem schon das weiße Linnen, welches einen mittelgroßen Tisch bedeckte.

Mit herzlichster Freude wurde der Gast von den beiden, bereits Anwesenden begrüßt; man trat ihm wie einem Lieben, alten Bekannten freundlich entgegen, und so kam es denn, daß der schmerzliche Zug, der noch vor kurzer

Zeit sein Antlitz verdüsterte, allmählich wich, daß sogar eine gewisse, wenn auch gebundene Heiterkeit, wie ein Sonnenstrahl durch Schleierwolken brechend, in den Augen aufzuleuchten begann.

Ein sauber bekleideter Sakai trug das Abendessen herbei, das, ausgesuchter Art, auch hochsteigende Wünsche befriedigen konnte. Und mit jeder weiteren Minute erwachte das gesunkene Leben in der Brust des Flüchtlings, ihn in mächtigem Zauber zurückgewinnend.

Das Abendessen war bald zu Ende. Die Drei saßen jetzt beim Glase Wein und plauderten. Der Flüchtling erzählte von seinen Erlebnissen.

„Voll acht Jahre sind es her,“ begann er, „als ich das Schwert zur Befreiung des geliebten Vaterlandes ergriff; doch schon in der ersten größeren feindlichen Begegnung fiel ich als Opfer. Ich teilte das Schicksal vieler meiner Mitkämpfenden, die von der Übermacht des Feindes erdrückt, geworfen worden waren. In der Schlacht bei Ostrolenka, ruhmreichen Angedenkens für die Tapferkeit der polnischen Nation, nach mehrstündigem, verzweifeltem Kampfe, der uns siegberühmend seinem Ende zuzuneigen schien, wurde ich von einer feindlichen Kugel getroffen, im Nacken schwer verwundet.“

„Bei Ostrolenka?“ fragte erstaunt Herr von Roschamski, und auch Frau Banie blickte überrascht auf und konnte bei Erwähnung dieses Namens ein kleines Zusammenzucken nicht vermeiden.

„Ja, an diesem unglücklichen Orte, an dem die Geschichte Polens die entscheidende Wendung erhielt. Ich galt für tot, und wenn ich bedenke, welch' schwere Tage

meinem Sturze folgten, dann kann ich es kaum fassen, diese überstanden zu haben. Der Allmächtige ist doch gütig, daß er keinem Menschen die nächste Zukunft allzu deutlich offenbart. — Ein junger Waffengefährte, knapp ins Jünglingsalter getreten, Baron von Jacyński, hatte, nachdem er mich fallen gesehen, rührend von mir Abschied genommen. Ich war regungslos wie ein Verstorbener, doch muß ich mich wohl in einem starrkrampf-ähnlichen Zustande befunden haben, denn ich wahrte alles, was um mich her vorging. Mein Waffengefährte küßte mir, tief schluchzend die Hände, dann betete er für meine Seelenruhe. Ich verstand jedes Wort, das seinen Lippen entschwebte. Noch einen letzten langen Blick, den ich durch meine nicht ganz geschlossenen Augenlider wahrte, warf sein liebes Auge auf mich; dann kehrte er zu den Kämpfenden zurück. Als ich ihn davongehen sah, drohte mir der Abschied von ihm das Herz zu sprengen; ich fühlte die fürchterliche Schwere des hilflosen Verlassenseins für immer, die zu schildern menschliche Worte zu schwach und bedeutungslos sind.“ —

„Armer Freund!“ unterbrach der Schloßsekretär die Erzählung.

„In meiner verzweiflungsvollen Lage durchlebte ich alle Schrecken der Möglichkeit, lebendig begraben zu werden; die ganze Welt um mich herum schien leer, verlor ihre Bedeutung in dem einzigen Zusammenschluß der Gedanken, nur noch diesmal dem Tod zu entinnen. Ich sah im Geiste mich vor einem meilentiefen Abgrunde stehen, ohne rückwärts mich bewegen zu können. Ähnliche Gefühle mögen auch den armen Sünder erfüllen,

dessen Schritte sich zum letzten Gange aufs Hochgericht lenken.“ —

„Allgemach muß ich in eine Traumform des Todeskampfes hineingekommen sein, denn ich begann zu fühlen, wie die Spannkraft des Lebenswillens mit jedem weiteren Atemzuge schwächer wurde. Noch war mein Geist minutenlang klar, ich bereute in diesem lichten Augenblicke alles, was ich seit meiner Kindheit zu bereuen hatte, und betete. Die zeitentferntesten Bilder zeichneten sich in scharfen Konturen, und auch das ungetriebte Glück meiner Kindheit durchwebte die Gedanken, wie zerstreute Sonnenfunken. Das Bewußtsein entschwand. Doch es kehrte wieder, wenn auch erst nach mehreren Stunden, wie ich dies am Untergange des Tagesgestirnes zu erkennen glaubte. Wie aus sehr weiter Ferne erklangen mir Stimmen nahender Menschen, die sich aber in Wirklichkeit schon mit mir zu schaffen machten. Ich wähnte nichts anderes, als daß man mich abholen wollte, um mich, gleich den wirklich Gefallenen zu verscharren. Der Zustand, in dem ich mich jetzt befand, entrollte alle Schrecken der Hölle, denn das Bewußtsein des Lebensbedürfnisses war schärfer ausgeprägt, als wie je in meiner gesamten Vergangenheit. Gierige Beutehände griffen in meine Hosentaschen, aus denen sie eine Handvoll polnischer Silbermünzen herausholten. Mit dem gemachten Funde nicht zufrieden, rissen sie mir das Hemd auf der Brust auf, in der Meinung, noch besonders gehütete, größere Geldbeträge zu finden. — Die ungestüme Art, mit welcher die Plünderer mich behandelten, es mußten wohl Männer eines fremden

Stammes sein, vielleicht Tataren, weil in der Unterredung nur sehr vereinzelt russische Worte durchklangen, — das jähe Öffnen des Rocks und des Hemds, das Anströmen der frischen Abendluft auf meine bloßgelegte Brust, alles dies trug dazu bei, mein Bewußtsein noch weiter zu schärfen. Doch immer noch wollte die Kraft, auch nur einen Schrei ausstoßen zu können, nicht zurückkehren. Ich fühlte mich jetzt an Kopf und Füßen von vier Händen erfaßt und sah den letzten Augenblicken, in denen die Erdschollen mir die Brust eindrücken und mein Gesicht bedeckend mich ersticken sollten, entgegen; ich wurde wieder willenloser. So hatte man mich gegen dreißig Schritte weit fortgetragen, ich zählte die Gehererschütterungen, als mein Körper, der den beiden wohl zu schwer gewesen sein mochte, ihren Händen entglitt; ich fiel zur Erde, und dies war meine Rettung, mein Heil. Die Sprache fand ich wieder, ich schrie vor Schmerz und Angst, aber auch gleichzeitig mit voller Lebensfreude auf. So laut war mein Schrei, daß, als ich denselben hörte, fast selbst vor ihm erschrak. — Die beiden Tapferen flohen davon und ließen mich liegen. Wohl brannte wie glühendes Eisen die Wunde im Nacken, aber das Leben nahm den zerrissenen Faden energisch wieder auf, es spann neue Hoffnungen. Ich versuchte nun, mich vortwärts zu bewegen, doch kaum hatte ich mich aufzurichten gewagt, brach ich wieder zusammen und verlor die Besinnung. Als ich aus der Ohnmacht erwachte, war es sternenhelle Nacht, der Mond stand im letzten Viertel; ich lag neben anderen, auf Stroh gebettet, in einem Arbeitswagen, der von Kosaken begleitet wurde.

Wohin die Reise ging, war mir gleichgültig geworden; mich überfiel eine große Schwäche und ein entsetzliches Kältegefühl, wie ich es noch nie im Leben kennen gelernt hatte. Langsam bewegte sich der Wagen, Stunde um Stunde verrann. Gegen die Mittagszeit endlich hielten wir vor einem niedrigen Gebäude, welches in ein Hospital umgewandelt worden war. Volle vier Monate hatte ich hier darin zugebracht, um von meiner Verwundung zu genesen. Alsdann wanderte ich in verschiedene Gefängnisse, eines so elend, wie das andere. Vor ein ordentliches Gericht wurde ich nicht gestellt, ebenso wenig auch die anderen, die mit mir zugleich in Gefangenschaft geraten waren. Wir wurden, annähernd hundertfünfzig Mann, eines Tages mit Rang und Namen, soweit solche aus den uns entwendeten Papieren zu entnehmen waren, aufgerufen, zu einem Zuge gereiht, — und der weite Weg nach Sibirien begann.“ —

„Was meine Unglücksgefährten und ich auf dem Wege bis dahin gelitten, übergehe ich; es ist fattsam bekannt, als daß ich es noch zu erzählen brauchte; ich wünsche nur, daß einige Richter, die Urteile auf Verbannung nach Sibirien fällen, alljedes Jahr sich dem Verbanntentransporte anschließen würden, um aus eigener Erfahrung die Schrecknisse dieser Reise kennen zu lernen. Nicht nur die Verbannten, auch die Eskorte, mit der wir reisten, war tief zu bemitleiden, denn deren Lage unterschied sich von der unserigen im Wesentlichen nur dadurch, daß die Begleitung sich frei fühlte, und bei einbrechender Dunkelheit ein klein wenig besseres Nachtquartier beziehen konnte. Wie lange Zeit wir marschiert waren, wußte

keiner mehr genau, denn wir hatten den Begriff der Zeit mit jedem kommenden Tage immer mehr verloren; immerhin aber konnte es ein ganzes Jahr lang gewesen sein. Die klimatischen Verhältnisse taten das übrige, um uns über den Begriff des Zeitraumes zu verwirren. Als wir in Irkutsk angekommen waren, erfuhren wir das Los, das unserer wartete. Vielen wurde eine fünfjährige, achtjährige und zehnjährige Verbannung angekündigt; einigen wenigen aber die Aussicht auf einmalige Rückkehr ins Vaterland für immer genommen. Zu den Letzteren zählte auch ich. Das Urteil, das mich und meine Genossen traf, war der härteste Schlag, der Menschen treffen konnte. Tagelang waren meine Mitverbannten und ich wie betäubt. Schweigend saßen wir auf harten Schemeln und blickten in eine trostlose Zukunft.“ —

„Aber schon nach einigen Wochen hatten mich neuer Lebensmut und frische Hoffnung ergriffen, und bald fand ich auch einen mutigen Leidensgenossen, der meinen Absichten zur Flucht sich anzuschließen versprach. Am Verbannungsorte selbst wurden wir sehr scharf bewacht, obgleich ein Entweichen aus demselben als aussichtslos galt, weil die Lebensunterhaltungsbedingungen für die weite Reise fehlten. Einen Fluchtversuch, selbst wenn er gelang, mußte man als den sicheren Tod betrachten. Wohl versuchten des öfteren Verbannte die traurigen Wohnstätten zu verlassen; doch die meisten kamen nur einige hundert Werst weit; sie kehrten in die Gefangenschaft häufig genug freiwillig zurück, wenn sie nicht schon unterwegs von einem neuankommenden Verbanntenzuge aufgegriffen worden waren. Einzelnen gelang aber

dennoch die Flucht, und man staunte dann immer darüber und wartete noch monatelang auf deren Rückkehr. Es schien undenkbar, daß einzelne Flüchtlinge die vielfältigen Gefahren der Reise überstehen konnten.“

„Herr von Bianski,“ unterbrach Herr von Roschamski, „Sie haben zu trinken vergessen; der Wein in Ihrem Becher ist inzwischen warm geworden; bitte, schütten Sie ihn aus, ich werde das Glas von Neuem füllen.“

„Herzlichsten Dank, mein teuerster Freund, ich werde aber nur bei diesem einen Glase verbleiben; achtjährige Gefangenschaft vermag zu entwöhnen.“

„Kann wohl sein, aber es tut sich Ihnen ja ein neues Leben auf, also bitte, trinken Sie, und dann erzählen Sie uns weiter.“

Der Flüchtling nekte ein wenig seine Lippen.

„So vergingen sechs Jahre des Hoffens und Harrens,“ nahm Herr von Bianski den Faden wieder auf, „ehe sich uns eine günstige Gelegenheit zum Entrinnen bot; endlich schlug uns die Stunde der Befreiung. Mit einem Leidensgenossen vereint, wagten wir in einer dunklen Nacht die Flucht. Wir hatten, weil zu lebenslänglicher Verbannung verurteilt, eigentlich nichts mehr zu befürchten, höchstens nur, daß man uns bei möglicher Wiedereinbringung auf ein halbes Jahr hinaus die Fesseln an die Füße schmiedete. Gelang uns aber die Flucht, woran wir gar nicht zweifelten, dann winkte uns goldene Freiheit, und dieses Ziel war herrlich, war verlockend schön. — Bitterkalt war es, als wir schweigend unseren Verbannungsort verließen. Diese erste Nacht

war fürchterlich, wir gingen aufs Geratewohl unbekannt, nur in südlicher Richtung uns wähnend. Als der Morgen anbrach, erblickten wir einzelne, zerstreut liegende Gehöfte. Sie wurden immer vereinzelter, und Bangigkeit beschlich unsere Herzen. Wenn wir vom Wege abkamen, was dann? Ein leichter, rascher Tod durch Erfrieren, und das Trauerspiel war aus. Und doch, trotz der lauernden Sicherheit des Verderbens erfüllte uns wiederum hoher, unbeugsamer Mut, denn vor dem unendlichen Schneeeozan lag der goldene Tag der Freiheit, lag die Wirklichkeit eines kostbaren Lebensinhalts, die heimatliche Erde.“ —

„In fast allen Hütten, die wir des Abends aufsuchten mußten, um von den Strapazen der Reise auszuruhen, bot man uns unentgeltlich gern ein Obdach und trocken Schwarzbrot und Tee, und wir waren genügsam und dankten herzlich für alles. Fast überall, wo wir, Unterkunft suchend, eintrafen, wußte man, daß wir auf der Flucht uns befanden; aber man verurteilte unser Vorhaben nicht. Das russische Volk war herzlich gut und teilnahmsvoll. Keiner von Allen, die uns aufnahmen, hätte unsere Anwesenheit verraten. So waren wir schon volle zwölf Wochen unterwegs, mit jedem Tage wuchs unsere Hoffnung, frohe, siegesgewisse Stimmung erfüllte unser Gemüt. Unsere Kraft schien nicht zu erlahmen. Doch es sollte anders kommen. — Mein Freund erkrankte plötzlich heftig, und war nicht mehr imstande, weiter zu gehen; nirgends war eine menschliche Wohnung zu erblicken, wo ihm durch Wärme und Ausruhen wahrscheinlich Rettung geworden wäre. Soweit das Auge

schauen konnte, wirbelte kein Rauch aus Schornsteinen, unser Kompaß in der Schneewüste. Keine Niederlassung war zu sehen, nur eine gleichmäßige, endlos scheinende Schneefläche dehnte sich, entmutigend für den Wanderer, bis zum Horizont, der immer zu entweichen schien. Scharfer, das Blut erstarren machender starker Wind stach wie glühende Nadeln durch die gefrorenen Kleider. Mein Reisegefährte taumelte plötzlich und sank lautlos in den Schnee. Ich selbst, fast erstarrt vor Kälte, suchte ihn aufzurichten, es gelang mir jedoch nicht. Entkräftet infolge mangelnder Nahrung, durchschauert von den Unbilden der Witterung, war nicht mehr in mir die Fähigkeit vorhanden, meinem Freunde hilfreich zur Seite zu stehen. Vergeblich beschwor ich ihn, die letzten Kräfte zusammenzuraffen; ich tröstete ihn mit der nahen Aussicht auf eine wärmere Jahreszeit, mit der Hoffnung, schon in wenigen Wochen die ersten Spuren zivilisierter Gegenden, der trauten Heimat und vielleicht auch lieber Angehöriger zu finden, obgleich noch monatelanger Weg vor uns lag. Er schwieg. Sein Auge schien nur noch von meinen Lippen die Worte ablesen zu wollen; es leuchtete in angstvollem, fieberhaften Glanze, sein Mund wollte sprechen, es gebrach ihm aber das Vermögen hierzu, und über die Lippen hinweg quoll weißer Schaum. Entsetzt erfaßte mich, als ich die jähe Veränderung sah, die in wenigen Augenblicken mit meinem Leidensgefährten vorgegangen war. Ich ergriff seine Hand, rieb seine Finger und Schläfen, zählte seine Pulsschläge, sie setzten aus, kehrten schwach wieder, und — setzten wieder aus; ich rüttelte ihn, rief seinen Namen. Ein letzter, angst-

voller glasiger Blick, der schon aus dem Jenseits zu kommen schien, traf mich tief ins Herz. Weinend brach ich neben meinem verschiedenen Freunde zusammen. Ich fing an, sterbenssehnüchtig zu werden, doch der eiskalte, mir über das Rückgrat brausende Wind zwang mich zum Leben zurück.“ —

„In wenigen Minuten schon hatte der herabrieselnde Schnee dieses gehegte Menschenkind, von dem ich tief ergriffen, für immer auf dieser Welt Abschied nahm, vollständig wie in Federdaunen gehüllt. Mit schwerem, langsamen Flügelschlag und krächzendem, witternden Geschrei strichen einige Raben niedrig über mir hinweg und suchten die Stelle zu umkreisen, an der mein Reisegefährte gebettet lag. Drohend erhob ich den Stock, doch sie hockten nicht weit von mir nieder und scheuten meine Anwesenheit nicht, als wollten sie mir sagen, daß hier nur noch ihr Recht Geltung habe. Ihre stahlharten Augen spiegelten kein Erbarmen. Einsam wanderte ich weiter; ich hörte von nun an nur meine eigne Stimme im Selbstgespräch und das Knirschen des unter meinen Stiefelsohlen gedrückten Schnees. Doch Gottes Hand führte mich. Trotz vieler Gefahren habe ich das rettende Land erreicht, und ich brenne vor Sehnsuchtschmerz und zittere der Freude des Wiedersehens entgegen.“ —

Schweigend hatten Frau Banie und Herr von Roschamski der Erzählung zugehört, und tiefes Mitgefühl drückte sich in ihren Mienen aus.

„Die Sonne einer irdischen Auferstehung leuchtet Ihnen, Herr von Bianski,“ nahm Herr von Roschamski

nach einigen Augenblicken das Wort, „und eine überaus glückliche Zukunft möge Sie für die durchlebten Mühsale entlohn. Doch gestatten Sie die Frage, wo sind Sie beheimatet?“

„In Mähren steht mein Schloß, wo ich meine heißgeliebte, teure Agnes zu finden hoffe.“ —

Der Schloßsekretär zitterte, als er dies hörte; er fuhr sich hastig mit dem seidenen Taschentuche über die Stirn; sonst verriet er aber mit keinem Worte die Erregung, die ihn plötzlich ergriffen hatte.

„Nur kurze Zeit,“ nahm schwermütigen Tones der Flüchtling die Erzählung wieder auf, „wandelte ich an ihrer Seite, an einem von mir nicht verstandenen Glücke, denn unsere Lebensanschauungen widerstrebten einander. Unsere Gefühlswelt war grundverschieden. Wohl liebte ich meine Gattin mit allen Fasern meines empfindenden Herzens, leider aber spiegelte sich meine Zuneigung zu ihr nicht so lebhaft in Geste und Blick, wie sie erhoffte und verdiente und früher von mir gewöhnt war. Ein schmerzhaftes Magenleiden raubte mir die Fröhlichkeit, und ich verschwieг dessen Vorhandensein, um meine teure Gattin nicht zu beunruhigen, die meinen unglücklichen Zustand als Laune bewertete. Es ist ja nur zu natürlich, daß nur der Leidende genau weiß, wie tief der Schmerz wühlt. Auch verwandtschaftliche Störenfriede waren maulwurfsstill am Werk, und so kam es denn, daß an Stelle der Liebe, — doch was sage ich, daß wir uns entfremdeten. Konvenienz, oh, dieses furchtbare, der Hölle entsprungene, aalglatte Wort, machte ihre

Rechte geltend. Agnes, oh teure Agnes, vergib deinem Gatten, der dir unabsichtlich wehe getan!"

"Und haben Sie, Herr von Bianski, während der Zeit Ihrer Verbannung keinerlei Lebenszeichen von Ihrer Gemahlin erhalten?" fragte teilnehmend jetzt Frau Banie.

"Leider nein, gnädige Frau!", antwortete schmerzbe-
wegt der Gefragte.

"Den letzten Brief erhielt ich zwei Tage vor dem Treffen in Ostrolenka; seit dieser Zeit bekam ich keine Kunde mehr von ihr, und ich vermute, daß die Zensur meine und ihre Briefe nicht passieren ließ."

"Um, dieser Umstand hat freilich Ihre Verbannung noch trostloser gestalten müssen," warf der Schloßsekretär ein.

"Freilich wohl, und doch wiederum hatte er mich in den schwersten Stimmungen aufgerichtet, denn ich glaubte felsenfest an ihre Liebe," entgegnete begeistert der Flüchtling, dem jetzt zwei starke Tränen aus den Augen sprangen. "Es sehnte sich mein Herz nach dem Wiedersehen meiner teuren, unvergeßlichen Agnes, deren Bild während der ganzen Prüfungszeit strahlend vor meinen Augen stand, und deren Gebet sicherlich den Schutz der heiligen Gottesmutter auf mich herabflehte. Mich jagte förmlich die Sehnsucht, und ich möchte möglichst noch heute fußpilgernd eilen, um so rasch als denkbar die heimatliche Erde küssen, um meine teure Agnes in die Arme schließen zu können. — Dank Ihrer liebenden Fürsorge, Herr von Roschamski, und auch der Ihrigen, gnä-

dige Frau, fühle ich mich soweit gekräftigt, daß ich heute noch den letzten kleinen Rest meiner langen Fußreise werde antreten können, und der getreue Mond, der inzwischen aufgegangen ist, wird mich sicher geleiten."

"Der Weg, Herr Graf von Bianski, ist noch weit," wehrte Herr von Roschamski, "und dazu nicht ungefährlich, da die russische Grenzbesatzung ziemlich skrupellos, wenn auch nur des nachts, ab und zu die Grenze überschreitet. Am helllichten Tage wagt sie es allerdings nicht, aber in der Dunkelheit, wenn die Bewohner des Städtchens zur Ruhe gegangen sind, ist man vor einem flüchtigen Besuch der Kosaken doch nicht ganz sicher. Sie kommen und verschwinden so rasch wie Gespenster. Wohl können wir tiefempfindend mit Ihnen Ihre Sehnsucht verstehen, aber die Klugheit verbietet Ihre heutige Weiterreise, weil der Begleiter, den ich Ihnen, Herr Graf, mitgeben will, unser unerschrockener Oberförster, wohl kaum vor Mitternacht von seiner Reise zurückgekehrt sein könnte, und ich Sie, so nahe dem Ziele, nicht einem drohenden Verhängnis preisgeben möchte. Morgen früh, gegen sechs Uhr, kann Ihre Weiterreise, die Sie mit unseren besten Pferden in vier Tagen zurücklegen können, in Gottes Namen und Schutz beginnen; heute jedoch keinesfalls, aus den von mir genannten Gründen."

Einige Minuten lang herrschte tiefes Schweigen.

"Sie haben mir, mein teurer Freund und Wohltäter, in Ihren lieben, leztgesprochenen Worten den Grafentitel beigelegt, der mich befremdet und bestürzt."

"Und doch trifft, mein hochgeschätzter Herr," erwiderte beruhigend der Schloßsekretär, "die Anrede durchaus zu-

Aus Ihrer Erzählung muß ich schließen, daß Sie der Graf Kasimir von Bianski sind."

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust des Flüchtlings.

"Wenngleich ich auch, mein teurer Gastfreund, die Quelle nicht kenne, aus der Sie forschend geschöpft haben, so will ich doch nicht mehr mit der Rüstung des Schleiers, den ich selbst über meine Herkunft verbreitet, zurückhalten. Ja, ich bin's, den Sie in mir vermuten. Der Graf Kasimir von Bianski steht vor Ihnen."

Wie elektrifiziert sprang Herr von Koschamski von seinem Sessel auf und schloß den Grafen stürmisch ans Herz. Auch über das Antlitz der Frau Banie huschte lebhaft ein freudiger Zug.

"Doppelt und dreifach gesegnet sei die Stunde, Herr Graf, in welcher Sie zu uns Ihre Schritte lenkten," nahm Herr von Koschamski begeistert das Wort.

Der Graf stutzte und blickte betroffen in das Gesicht des Sprechenden.

"Sie reden so tief, so feierlich, mein edler Freund, daß ich am Anfang einer Enthüllung mich fühle; öffnen Sie mir Ihr Herz, damit ich darin lesen kann. Ein Unglücklicher fleht Sie um Gotteswillen an."

"Seien Sie beruhigt, Herr Graf, Sie sollen und müssen alles erfahren, doch vortweg haben wir Alle Ursache, Gott für die Wendung der Dinge zu danken. Ihre Gemahlin ist uns beiden, Frau Banie und mir persönlich bekannt."

"Sie kennen meine teure Agnes?"

"Ja, Herr Graf! Sie weilte seit einem Jahre hier auf dem Schlosse."

"Meine Gräfin, meine Gemahlin? — Hier — o welche Marterworte; sprechen Sie, ich vergehe vor Angst."

"Ihre Gemahlin befindet sich jetzt auf Ihrem Schlosse, Herr Graf."

"Dank, tausend Dank, edler Freund! Doch, was machte sie hier?"

"Und in wenigen Tagen wird," —

"Wird, —"

"Sie selbstverständlich die Ihrige sein, Herr Graf. Sie sind zu ungestüm, doch ist dies verzeihlich. So hören Sie mir nur, bitte, einige Augenblicke ruhig zu, und Sie werden Sinn in allen Andeutungen, die ich Ihnen gemacht, finden."

"Edler Freund, ich werde meine Aufregung meistern."

"So hören Sie denn! Ihre Gemahlin hat bis noch vor wenigen Wochen Sie und Ihr Schicksal beweint. Sie galten als tot, Herr Graf. Ihr einstmaliger Waffengefährte, Baron von Zachniski, kam einige Wochen nach der Niederlage bei Ostrolenka als Flüchtling in die Heimat zurück und beschwor im Angesicht des Kreuzes vor Priester und Richter und mit Verpfändung seiner einstigen, ewigen Seligkeit, Ihren Tod. Die Frau Gräfin hat mir dies selbst erzählt."

"Fürchterlich, o namenlos fürchterlich, — und doch, er tat's aus felsenfester Überzeugung. Niemand darf ihn deshalb richten," stöhnte der Graf. „Doch weiter, weiter.“

„Geduld, Herr Graf. Die Trauer Ihrer Gemahlin war eine tiefe und aufrichtige. — Einige Jahre waren ins Land gegangen; hohe Herren warben um die Hand der Gräfin. Keiner fand Gehör. Das Leben der Gräfin vereinsamte; sie mied alle fröhlichen Zusammenkünfte der Mitmenschen und führte ein fast klösterliches Dasein. Auch die Neigung, für den Rest ihres noch so jungen Lebens den Schleier zu nehmen, war in ihr erwacht; doch sie kam bei gewissenhafter Prüfung darüber hinweg. Sie fühlte nicht die Kraft in sich, ihr weiteres Leben in einer Klosterzelle zuzubringen. So blieb sie denn allein als Herrin auf dem Schlosse ihres Gemahls und widmete ihre ganze Kraft und Zeit den Armen, Kranken und Bedrängten. Doch das junge, selbstbegrabene Leben bedurfte des Ideenaustausches, der geistigen Atmosphäre, ohne die Freiheit des Willens aufgeben zu müssen, und so übernahm nun die Gräfin eine Stelle als Repräsentantin beim hiesigen Schloßherrn, der nicht allein die Dame, sondern auch die Gräfin in ihr erblickte und ihr bis zur Stunde in ausgesuchtester Höflichkeit und Ehrerbietung begegnete.“

Starr blickte der Graf vor sich hin.

„Die tägliche Begegnung zwischen der Frau Gräfin und dem Schloßherrn, der infolge einer Schußverletzung augenblicklich zu einer Nachkur in Bad Teplitz weilt, weckte gegenseitige Zuneigung, die vor wenigen Wochen zu einem stillen Verlöbniß führte.“ —

„Das Glück dieser Neuverlobten wird der Graf Rafimir von Bianski nicht stören,“ unterbrach eilig der

Graf, dem es sich wie ein Trauerschleier über die Augen legte. Er erhob sich langsam und müde.

„Herr Graf, was wollen Sie mit diesen tieftraurig tönenden Worten ausdrücken?“ fragte besorgt Herr von Roschamski.

„Ich werde den Weg nach Sibirien zum zweiten Male zurücklegen.“

Der Schloßsekretär schwieg einige Augenblicke tief schmerzlich berührt, als er diese, mit fürchterlicher Resignation gesprochenen Worte hörte, die an der Tür der Verzweiflung pochten. Der Graf war, seelisch gebrochen, in den Sessel zurückgesunken und begrub sein Antlitz in den Händen.

„Es spricht der tiefste Schmerz aus Ihren Worten, Herr Graf, der scheinbar selbstlos ist, in Wirklichkeit aber dafür nicht gelten kann. Die Verlobung entsprang einem impulsiven Dankbarkeitsgefühl des leicht entzündbaren Barons in Anbetracht der ihm von der Gräfin in wirklicher Aufopferung gewidmeten Krankenpflegerinnen-dienste. Die Aufhebung derselben wird jedoch in des Schloßherrn Gemüt keine brennende, geschweige denn tödliche Wunde zurücklassen, da sein Herz jetzt noch, trotz des Verlöbnißes, geteilt ist.“

„Herr von Roschamski! Wer Agnes sein nennt, muß glücklich werden, und der Schloßherr wird leicht die andere, wer sie auch sei, vergessen,“ brachte tonlos, zitternd der Graf über seine, jetzt blutlos scheinenden Lippen.

Frau Banie hörte tieferschüttelt zu, ohne auch nur ein Wort des Trostes finden zu können.

Herrn von Roschamski stieg es heiß in die Kehle, er suchte so rasch als möglich den natürlichen Ausweg. „Herr Graf, ich nehme Sie beim Wort. Wer Agnes sein nennt, muß glücklich werden. Sie haben diese wenigen Worte aus tiefster Ueberzeugung gesprochen. Überdies erübrigen sich ja alle weiteren Auseinandersetzungen. Ihre Resignation hatte mich nur für einige Augenblicke verwirrt, und ich begreife dies fast nicht angesichts der überaus klaren Lage der Dinge. Sie haben doch ein göttliches Recht an Ihre edle Gemahlin, und es wäre die schändeste Undankbarkeit gegen Gott, den Lenker des Alls, vielleicht beschönigt durch eine Gloriole poesievoller, romantischer Entsagung, dessenungeachtet aber von fürchterlicher Wirkung, wenn Sie Ihren Entschluß, nach Sibirien zurückzukehren, wahr machen würden. Sie befinden sich augenblicklich im Paroxysmus eines edlen Schmerzes, der Ihr reines, ruhiges Urtheil beeinflusst und trübt. — Vor Gott und Gesetz wäre ich verpflichtet, sofort Ihrer Gemahlin Kunde von Ihrem Lebensdasein zu geben. Ihrer Gemahlin und Ihnen, Herr Graf, wahrscheinlich aber auch dem Schloßherrn und mir, als Mitschuldigen, würden sich, wenn ich das drohende Verhängnis nicht abzuwenden vermögen sollte, für immer die Tore des Wahnsinns öffnen. Davor bewahre uns alle der allmächtige, barmherzige Gott! Es war kein Zufall, sondern ein Akt der unerforschlichen, göttlichen Vorsehung, der Ihre Schritte nach diesem Schlosse lenkte; ich fühle dies und bin davon überzeugt. — Entwinden Sie sich deshalb nicht in Ihrem Schmerze dieser göttlichen, väterlichen Führung! — Ihre Nerven, Herr Graf, mögen wohl stark mitgenommen wor-

den sein, weil die seelischen Martern die körperlichen überwogen. Aber Sie sind noch ein ganzer, ein überlegt sein könnender Mann, bei dem man für diese Situation ein richtiges Verständniß voraussetzen kann und darf und auch fordern muß. Nehmen Sie deshalb Vernunft an und lassen Sie sich nicht von jugendlichen Stimmungen beherrschen und irreführen! — Und nun heiße ich Sie als Gemahl der edlen Gräfin Agnes in Gottes heiligstem Namen willkommen. Ich bitte Sie, von dem Zimmer Besitz nehmen zu wollen, welches Ihre Gemahlin bis noch vor wenigen Wochen bewohnte.“ Nach diesen Worten bot Herr von Roschamski dem Grafen den Arm, und beide wandten sich dem Schlosse zu.

Frau Banie war vorausgeeilt, um den Schlüssel zu holen. —

In den von der Gräfin bewohnten Räumen war seit der Abreise der Dame noch keinerlei Veränderung vorgegangen. Die Dienerschaft hatte alles auf seinem Plaze gelassen, ganz so, wie die Gräfin dies gewöhnt war. Musterhafte, staubfreie Ordnung entzückte das Auge, und die vielen Kleinigkeiten in Nippfachen, das lieblichste Spielzeug aller Frauenherzen, die sich dem Blicke des Beschauers boten, gaben ein ziemlich zutreffendes Bild von der Gedankenwelt, in der die Gräfin lebte.

Auch ohne die Gräfin gekannt zu haben, konnte man sich ganz gut das Temperament der Dame vergegenwärtigen.

Auf dem Tische stand ein aus Elfenbein geschnitztes, kostbares Kreuz, vor dem die Gräfin täglich knieend zu beten pflegte, an welchem in schwarzgoldenem Rahmen,

ein von blauem Bergkristall umwundenes, mittelgroßes Ölgemälde, den als tot erklärten Gemahl in polnischer Nationaltracht darstellend, lehnte. Zu beiden Seiten des Bildes grüßten zwei Kristallvasen, die noch kurz vor der Abreise von der Gräfin mit roten Rosen gefüllt wurden, die aber infolge der langen Abwesenheit wohl die Köpfchen geknickt hatten. Vor dem Gemälde ruhte ein in Perlmutter schimmernder Rosenkranz, der häufig durch die zarten Finger der betenden Gräfin gegliedert war.

Schweigend betrachtete der Graf das ihn darstellende Bild. Welche Stürme hatten seinen Lebensweg während der letzten acht Jahre befahren! Wie ein Menschenalter lang kam ihm die Trennung vor. Die Erlebnisse drängten aneinander und bildeten schier eine endlose Kette trauriger Erinnerungen. Mit tiefer Andacht drückte er das goldene Kreuzchen des Rosenkranzes an seine Lippen, — dann suchte er nach einem Bilde seiner teuren Gemahlin, doch nirgends konnten seine Augen ein solches erspähen. Er sah sich die Möbel an. Viele derselben erinnerten ihn an die Vergangenheit, an seine Jugendzeit; ein stiller Gruß schien von ihnen auszufließen. Vor einem firschaumfurnierten Prunkschrank, einer Servante, in der sich hunderte herrlicher Kunstgegenstände wie absichtslos in einem kleinen Museum zusammen gefunden hatten, blieb er längere Zeit sinnend stehen. Er kannte jedes einzelne Stück davon, und jedes hatte seine Geschichte. In der Ecke stand der Polsterstuhl, in welchem der Vater des Grafen, körperlich gebrochen, die letzten Tage seines Lebens zugebracht hatte, und von wo

aus er geistig dem verzweiflungsvollen Ringen seines Volksstammes folgte. Auch einzelne neue Möbelstücke forderten zur Betrachtung auf; sie waren schön, atmeten noch Politurgeruch aus; er ging achtlos an ihnen vorüber, und die Anwesenheit derselben schien ihn fast zu stören, sie unterbrach die Harmonie der auftauchenden Stimmungen. Die alten, vom nimmermüden, unsichtbaren Holzwurm durchbohrten, wie mit kleinen Schrotkörnern durchschossenen Möbel, sie waren ihm lieber, denn sie zauberten Bilder aus langer, vergangener Zeit in geistigen, durchsichtigen Farben.

Plötzlich blieb sein Blick an einem Gegenstande wie gebannt haften.

Es war das Verlobungsgeheimnis, das er einst seiner Braut verehrt hatte; eine bergkristallene, in Goldrahmen gefaßte Truhe, zur Aufbewahrung von Schmucksachen, und lebhaft in Erinnerung trat ihm die Freude, die er damals mit dem Prunkstück im Herzen seiner geliebten Braut wachgerufen. Auch ein voller, tiefvioletter, in Gold gefaßter Amethystschmuck ruhte in der Truhe. Die Gräfin hatte Amethyste und funkelnde Granaten außerordentlich gern, und auch er liebte diese Steine, die in ihrer Farbe an das edle Veilchen erinnerten. Wohl sagte man, daß Amethyste Tränen bringen; er glaubte aber nicht daran. Nun, heute waren es Tränen der Freude. Auch Brillanten und Perlen in den Kronen der Fürsten und Könige haben häufig genug Tränen im Gefolge, und jeder Schmuck teilt das Schicksal seines Trägers; er wird zum stillen Mitwisser des Lebensinhalts.

Wie durch Zaubergewalt vor die Augen geführt, erschien ihm geistig jetzt das Bild der trauten Braut, seiner späteren Gemahlin. Seine Finger wühlten etwas nervös in dem Schmuckkasten, seine Augen suchten, — jetzt, — seine Pulse flogen, — er hatte ein Miniaturbild seiner teuren Agnes gefunden, und ein Ruf der Freude, namenlosen Glückes durchhallte das Zimmer. Voller Inbrunst führte er das Kleinod an seine Lippen und bedeckte es mit Küssen.

Herr von Roschamski war stiller Zeuge dieser ergreifenden Szene.

„Meine teure, unvergeßliche Gemahlin,“ jubelte der Graf wie ein schwärmerischer Jüngling, „und wenn ich auch nur dieses Bild behalten sollte, es würde genügen, mich glücklich zu machen.“

„Herr Graf, dieses Bild ist noch so wahr, als wenn es erst vor wenigen Stunden gemalt worden wäre.“

„Gütiger Gott, ich danke dir für diese glückliche Stunde.“ —

„Der noch unendlich viele Stunden, Tage und Wochen und viele Jahre folgen mögen,“ ergänzte der Schlosssekretär den Gefühlssturm des Grafen.

„Doch nun, Herr Graf, wollen wir für heute Abend Abschied von einander nehmen. Schlafen Sie recht wohl, damit Sie morgen, vollkommen gekräftigt, die Weiterreise antreten können.“

Beide Männer küßten sich nach polnischem Landgebrauch die Wangen und reichten sich die Hände.

„Ich werde wohl kaum schlafen können; die Stunden

wachen Lebens sind ja auch zu kostbar, als daß man sie verträumt.“

„Versuchen Sie es nur, Herr Graf, es wird schon gehen.“ Mit diesen freundlichen Worten verabschiedete sich Herr von Roschamski.

Die Luft im Freien war herrlich weich und warm. Der Mond stand in halber Scheibe am klaren Himmel, und kein Blatt bewegte sich an den Zweigen. Die Ereignisse der letzten Stunden nahmen das ganze Sinnen des Herrn von Roschamski gefangen, und so kam es, daß sich das Bedürfnis der Ruhe noch nicht eingestellt hatte. Ebenso erging es auch Frau Banie, die, nachdem sie den Schlüssel zum Zimmer der Gräfin geholt, sich zurück in die Laube begeben hatte. Jetzt, nachdem der Gast schlafen gegangen war, konnte sie sich ungestört ihren Gedanken widmen. In ihren Betrachtungen wurde sie durch das Nähen des Schlosssekretärs gestört.

„Ei, gnädige Frau, noch nicht zur Nachtruhe?“ grüßte betroffen Herr von Roschamski.

„Es hat damit noch Zeit. Mein Kopf drohte mir zu zerpringen, Herr von Roschamski, ich muß noch ein Stündchen hier draußen bleiben; es war ein außerordentlicher Tag heute gewesen, und die letztverlebten Stunden werde ich nie im Leben vergessen. In der Stube würde ich zu ersticken fürchten.“

„Gnädige Frau, auch mir ergeht es ähnlich. Ich lebe wie in einem Romane, nur mit dem Unterschiede, daß ich selbst Zeuge der Verwicklung bin. Was sagen gnädige Frau zu der ganzen Szene, die sich vor unseren Augen aufrollt?“

„Sie nimmt hoffentlich ein gutes Ende,“ entgegnete bestimmt Frau Banie.

„Ich denke ebenso. Ehrlich heraus gesagt, fand ich die Verlobung des Schloßherrs mit der Gräfin zu überstürzt, wenngleich auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß er ihr recht gut war und ist. Doch wird dem Baron, soweit ich ihn zu beurteilen in der Lage bin, die Auflösung des Verhältnisses das Herz nicht brechen.“

„Ihre Anschauung, Herr von Roschamski, teile ich vollkommen. Männer mit ausgelebtem Vorleben, wie unser Herr Baron, haben das tiefe Erzitern der menschlichen Seele in den meisten Fällen vergessen. Das ist für sie vergangener Traum, und Behaglichkeit setzt sich breit anstelle des Ideals. Immerhin hätte die Gräfin an der Seite des Barons ein schönes Leben führen können, da er weichherzig ist und er in ihr eine vorzügliche Schloßherrin heimgeführt haben würde. Doch es ist, Gott sei es gedankt, gut, daß die Vorsehung eingegriffen hat. Und der Graf hat einen schweren Läuterungsprozeß durchleben müssen.“ — „Was war das?“, fragte sie plötzlich erschrocken. „Mir ist's, als hätte ich die Schelle bei der Kastellanwohnung läuten gehört.“

„Auch mir war es so,“ entgegnete Herr von Roschamski etwas betreten, „als hätte ich den Ton einer Glocke vernommen, er kam auch aus der von Ihnen bezeichneten Richtung. Doch ich glaube, wir täuschen uns beide, unsere Nerven sind ein wenig angegriffen.“

„Und es ist doch keine Täuschung, Herr von Roschamski,“ bemerkte, ängstlich geworden, Frau Banie und erhob sich dabei vom Sessel. „Mein Gott, jetzt nach elf

Uhr nachts, was soll das nur bedeuten, es läutet ja schon wieder.“

Auch der Schloßsekretär empfand das Nahen von etwas Außergewöhnlichem.

„Gnädige Frau, es kann nur ein Bekannter sein, der die Glocke in Bewegung gesetzt hat; sollte etwa der Baron? — Doch das ist ja ganz unmöglich! Hm! Die Sache ist doch eigentümlich, — ich höre auch ein unterdrücktes Hüfteln, das vom Tore herzukommen scheint. Entschuldigen Sie, gnädige Frau, daß ich Sie auf einige Augenblicke allein lasse; ich will doch einmal nachsehen, wer zu so später Nachtzeit noch Einlaß hier begehrt.“

„Großer Gott,“ kispelte erschreckt die Schloßverwalterin, „lassen Sie mich, um Himmelswillen nicht allein, Herr von Roschamski, ich fürchte mich.“

„Ich werde gnädige Frau zubörderst ins Schloß geleiten und dann erst nach dem Rechten sehen, — bitte aber tiefste Ruhe zu bewahren!“

„Ich werde gern Ihrem Wunsche Folge leisten, nur, bitte, bringen Sie mich schleunigst in Sicherheit,“ und auf Zehenspitzen huschten beide leise ins Schloß.

Der Schloßsekretär begab sich sodann zum Tore; unterwegs begegnete ihm der Kastellan, den auch der Ton der Glocke geweckt hatte.

„Florian, sind Sie's?“

„Ja, ich bin's, Herr von Roschamski.“

„Ahnen Sie vielleicht, wer die Glocke gezogen haben mag?“

„Kein guter Mensch, Herr Schloßsekretär, denn außer Meßner und Nachtwächter wandelt um diese Stunde nie-

mand auf der Straße. Doch wir wollen uns einmal diesen Störenfried ein wenig näher ansehen; mein Knüppel in der Hand vermag vorzüglich zu tanzen.“

Das Herz klopfte beiden hörbar in der Brust; sie fühlten den Pulsschlag bis zum Hals, doch wollte keiner vor dem anderen furchtsam erscheinen, und so näherten sie sich vorsichtig dem geschlossenen Tore, vor dem eine Mannesgestalt stand.

Sie stukten und suchten die Person, die kaum noch zehn Schritt weit von ihnen entfernt war und im Schatten der Mauer sich zu verbergen trachtete, zu erraten.

„Wer mag es wohl sein?“ fragte leise der Schloßsekretär.

„Ich kann die Person nicht erkennen.“

Doch sie sollten bald aller Zweifel enthoben sein.

„Rasch, rasch, Herr von Roschamski,“ flüsterte der Einlaß begehrende.

Herrn von Roschamski fiel es wie ein Stein vom Herzen, als er die Stimme des Wartenden zu erkennen glaubte.

„Weigelt, sind Sie es?“ fragte er gedämpften Tones den Sprecher.

„Ja,“ kam es in hastigem Flüsterton zurück. „Ich bin's, aber bitte, öffnen Sie,“ klang es fast angstvoll von seinen Lippen.

Mit möglichster Beschleunigung entfernten Florian und der Schloßsekretär das sehr starke Vorhängeschloß, um Weigelt den Eintritt in den Schloßhof zu ermöglichen.

„Was gibt es denn so Wichtiges, daß Sie zu so später Stunde kommen,“ fragte leise und voller Unruhe der Schloßsekretär.

„Pst, pst, kein Wort mehr hier am Tore, kommen Sie rasch weiter, Florian aber möge sogleich das Tor schließen.“ Gleichzeitig drängte er Herrn von Roschamski in den Schatten der Wirtschaftsgebäude.

„Sie erschrecken mich fast, Weigelt.“

„Es gilt eine tieferste Sache. — Sie haben einen Flüchtling im Schlosse, auf den man anscheinend schon lange fahndet; es muß ein gesellschaftlich hoher sein, entweder ein Graf oder ein Fürst.“

„Ja, ein Graf ist bei uns, doch woher haben Sie von dessen Anwesenheit Kenntnis?“

Weigelt machte nach dieser Frage auf einige Augenblicke lang ein pfiffiges Gesicht, welches sich aber sofort in tiefe Falten legte.

„Ich bin doch nicht umsonst der Späher des Schloßherrn, doch bitte ich Sie, lassen Sie uns gleich ein Zimmer auffuchen, damit uns draußen der Schall der Stimmen nicht verrät.“

Lautlos fast huschten, sich duckend, beide über den Schloßhof hinweg; der Kastellan folgte ihnen auf dem Fuße nach.

„Florian, benachrichtigen Sie sofort, aber möglichst unauffällig, Frau Banie, die soeben auf ihr Zimmer gegangen ist; ich lasse bitten, sie möge in das Arbeitszimmer des Schloßherrn kommen, sie soll aber das Licht im Zimmer nicht löschen. Verstanden?“

„Ich verstehe, Herr von Roschamski.“

Florian eilte sofort, um den Befehl zu überbringen.

„Halten Sie denn, lieber Weigelt, Gefahr für vorhanden?“

„Die Gefahr ist groß, Herr Schlosssekretär, und wächst von Minute zu Minute.“

Schweigend erreichten die Beiden das Schloß. Im Zimmer des Grafen war noch Licht. Der Schlosssekretär pochte leise an die Thür des Zimmers und holte aus demselben den Flüchtling, der gerade erst den Rock abgelegt hatte und sich rasch wieder ankleidete.

„Kommen Sie, Herr Graf, eine wichtige Angelegenheit fordert Ihre Anwesenheit.“

Das Herz des Grafen pochte stürmisch, als diese Worte flüsternd gesprochen wurden; eine böse Ahnung bemächtigte sich seiner, er fühlte, daß er im Mittelpunkte sich vorbereitender Ereignisse stand, und er stolperte fast die in Dunkel gehüllten Treppenstufen herunter.

Die Schlossverwalterin drohte vor Schreck umzufliegen, als Florian ihr die Botschaft überbrachte. Sie zitterte am ganzen Körper.

„Nur Ruhe, Ruhe, gnädige Frau, kann uns helfen,“ beschwichtigte der Kastellan.

„Um Gottes Willen, ich sterbe fast vor Angst,“ stöhnte die Bedauernswerte.

Frau Banie schien wie gebrochen, als sie das dunkle, nur schwach vom Mondlicht beleuchtete Zimmer des Schloßherrn betrat, in welchem die anderen Vier mit großer Spannung ihrem Eintritt entgegenharrten. Er-

schöpft sank sie in den Sessel, den Florian rasch herbeigeschoben hatte.

„Frau Banie, gnädige Frau, erschrecken Sie nicht,“ sprach leise der Schlosssekretär, „das Schloß und dessen Insassen sind in Gefahr, wir werden flüchten müssen.“

Die Schlossverwalterin rang verzweifelt stumm die Hände.

„Herr Weigelt hat uns keine frohe Nachricht gebracht; ich weiß zwar immer noch nicht recht, um was es sich handelt, aber ein inneres Empfinden sagt mir, daß wir jeden Augenblick, der sich uns noch bietet, nützen müssen.“

„Leider muß ich die soeben von Herrn von Roschamski gesprochenen Worte bestätigen,“ hub Weigelt an, „man plant einen Anschlag auf den Gast, der hier geborgen ist. Da eine Überraschung am hellen Tage in Rücksicht auf die Behörde und Bewohner des Städtchens nicht möglich ist, so will man es in der Nacht, und zwar in der heutigen, versuchen, des Herrn Grafen, auf dessen Haupt ein hoher Preis gesetzt ist, habhaft zu werden.“

„Wie kommen Sie aber, Herr Weigelt, zu dieser Nachricht?“ fragte mit bebender schwacher Stimme Frau Banie.

„Ich habe Fühlung mit den Schmugglern, aber auch mit der Grenzwaache, deren Erzählung ich heute Abend, von einem Gebüsch gedeckt, zufälligerweise erlauschte. Man hat die Rückkehr des Herrn Grafen schon seit länger als zwei Monaten erwartet; jedenfalls wurde vorausgesetzt, daß er ungefähr hier in der Gegend die

Grenze überschreiten werde, da er aus Mähren stammen soll. Ein Posten meldete nun heute dem wachthabenden Offizier, daß ein Flüchtling die Grenze hier beim Städtchen überschritten habe. Der Weg des Flüchtlings wurde beobachtet, man sah ihn in dieses Schloß eintreten und bewacht jetzt das Schloß, wenn auch noch unauffällig. Wie ich nun weiter erfahren, sind ein Hetmann und fünf Kosaken zu dieser Überraschung ausersehen, glücklicherweise nicht mehr. Der Anschlag soll zwischen ein und zwei Uhr nachts, der Zeit des tiefsten Schlafes, erfolgen. Der gesamte Wachtkordon ist seit Mittag verstärkt, und man scheint darnach der politischen Bedeutung des Flüchtlings einen großen Wert beizulegen."

"Dann hätten wir ja noch mindestens zwei Stunden zur Flucht übrig," bemerkte etwas erleichtert und tröstend Herr von Roschamski. "Daß wir nur diese einzige Möglichkeit der Rettung ergreifen können, ist sonnenklar. Wir dürfen es nicht auf einen Zusammenstoß ankommen lassen, wenngleich wir vielleicht noch rechtzeitig uns Hilfe aus dem Städtchen verschaffen könnten. Denn ich fürchte, daß die Angreifer bei einem Handgemenge die Verwirrung benutzen würden, um unseren teuren Gast aus unserer Mitte herauszuholen und wegzuführen, und dies wäre fürchterlich. Aber auch ein Kampf mit waffengeübten Männern ist kein fröhlicher Spaziergang, von dem man bedingungslos unbeschädigt zurückkehrt."

"Leider kann ich Ihre Ansicht, Herr von Roschamski, bezüglich der Fluchtmöglichkeit nicht teilen," entgegnete

Weigelt mit Nachdruck. "Ich fürchte, daß das Schloß vielleicht schon umzingelt ist, und falls dies glücklicherweise noch nicht stattgefunden haben sollte, dann kann sich die Absperrung schon in der nächsten Viertelstunde vollzogen haben. Auch die Geranholung von Männern aus den nächsten Häusern ist, fürchte ich, zu spät, denn die Augen der Angreifer sehen scharf. Zudem liegt schon alles in tiefem Schläfe, und unsere biedereren Nachbarn müßten sich die Besinnung erst in die Augen reiben. Die Verwirrung wäre dann schon gegeben, und damit ein Sprungvorteil der Angreifer für die Erreichung und Festnahme des Herrn Grafen."

"Das wäre ja fürchterlich, entsetzlich," schrie Frau Banie weinend auf.

"Gnädige Frau, nur Ruhe, Ruhe," bat der Schloßsekretär, "Nachtluft trägt Geräusche sehr weit, Besonnenheit und tiefste Stille ist schon halbe, gelungene Flucht; Gott sei Dank, daß Ihr Töchterchen zurzeit bei Ihren Verwandten weilt, die Flucht wäre alsdann viel schwieriger."

"O, wie bedauere ich tief, Sie, meine Leuten, in solch gefährliche Verhältnisse gestürzt zu haben," nahm der Graf das Wort. "Ich wünschte jetzt lieber bei den Toten in Sibirien versammelt zu sein." —

"Herr Graf, wir dürfen jetzt nicht verzagen, wir müssen energisch handeln," munterte Herr von Roschamski auf. "Da es nur sechs Mann sind, die als Angreifer uns gegenüber treten sollen, dann könnten wir allenfalls den Anprall aushalten, wenn wir uns und unsere Knechte gut bewaffnen. Ich fürchte aber, daß es

Bei den sechs Mann sein Bewenden nicht behalten wird, und daß wir möglicherweise mit einer Verstärkung des Feindes zu rechnen haben könnten. Soviel mir bekannt, besteht die stationierte Grenzwahe aus annähernd fünfzehn Mann, und dann wären wir verloren. Ich bedaure tief, daß gerade heute der Oberförster verreist sein muß, der hat stets einen trefflichen und besonnenen Rat zur Hand."

"Der Oberförster ist da, Herr Schlosssekretär," warf eifrig der Kastellan ein, „er ist vor ungefähr einer Stunde zurückgekehrt."

"O, dann haben wir keinen Grund, zu bezweifeln," atmete erleichtert Herr von Roschamzki auf, „aber dann holen Sie ihn rasch herbei, denn die Verhältnisse spitzen sich gefährlich zu."

Der Oberförster kam bald heran und war nicht wenig stutzig über die Mitteilungen, die ihm gemacht worden waren. Die einzige Möglichkeit der Rettung erblickte er nur in einer sofortigen Flucht. Der Wagen sollte geräuschlos angespannt und mit Blitzesschnelle aus dem Schlosse herausgefahren werden. Ein jeder sollte aber auf alle Fälle sich genügend mit Waffen versehen, um einer möglichen Verfolgung gegenüber nicht wehrlos zu sein.

Alle stimmten begeistert dem Vorschlage zu bis auf Weigelt, der sorgsam zu überlegen schien. Doch der Oberförster war Feuer und Flamme für den Fluchtversuch, und alle hatten zu ihm Vertrauen. Auch Weigelt gab schließlich seine Bedenken auf.

"Machen Sie sich, meine Lieben, zur schleunigen Ab-

reise fertig! Vergessen Sie nicht, Geld und Wertfachen mitzunehmen, für das übrige lassen Sie mich sorgen. Ich gehe jetzt, um die Schießwaffen zu laden, und bin in kurzer Zeit wieder hier zur Stelle." Der Oberförster ging.

"Und ich werde die Schlossknechte wecken, die, mit scharfen Sensen bewaffnet, den Eindringlingen einen nicht gerade allzu lieben Empfang bereiten dürften," setzte erregt der Kastellan der Äußerung des Oberförsters hinzu.

"Gemach, gemacht, meine Herren," rief Weigelt plötzlich dazwischen, „ich fürchte," —

"Ja, was fürchten Sie denn, Weigelt?" fragte von neuem verängstigt die Schlossverwalterin.

"Daß wir auf diesem Wege das Schloß lebendig nicht verlassen werden. Es ist schon und wird noch zu spät. Kosaken sind verwogene Reiter, deren Pferde Lufttrinker sind. Diesen Reitern wird es nicht darauf ankommen, in der Nacht eine Verfolgung bis zu einer halben Meile weit über die Grenze hinaus aufzunehmen, namentlich aber dann, wenn es sich darum handelt, auf edles Wild zu jagen und dabei noch gute Beute zu machen. Ich fürchte, wir werden bestimmt eingeholt, und" —

"Aber um Himmels Willen," riefen die anderen fieberhaft erregt, „dann geben Sie uns doch einen besseren Rat. Die Zeit drängt, und wir sitzen noch hier, wie in einer Mausefalle."

"Ich bin für eine sofortige Flucht, aber nur mittelst Bootes über den Schloßteich hinweg," ergänzte Weigelt. „Sie landen am jüdischen Friedhof und können von dort aus leichter die weitere Flucht unauffällig zu Fuß be-

werkstelligen, da der Brennpunkt des Angriffs nicht weit über das Schloß hinaus zu gewärtigen sein dürfte.“

„Ihr Vorschlag, lieber Weigelt, ist vorzüglich; die Ausführung desselben möchte ich jedoch nur für die höchste Not vorbehalten, da die Flucht über den Teich, namentlich bei so schwachem Mondlicht und den großen Tiefen des Wassers, nicht leicht zu nehmende Gefahren in sich birgt.“

„Sie haben Recht, Herr von Roschamski,“ pflichtete Frau Banie eifrig bei. „Wir wollen doch zuvörderst mittelst Wagen die Flucht versuchen. O mein Gott, mein Gott, welch' angstvolle Stunden stehen uns bevor.“

„Gut, es sei denn!“ stimmte Weigelt zu.

Inzwischen war der Oberförster zurückgekommen und überreichte jedem, mit Ausnahme der Schloßverwalterin, eine Waffe.

„Die Pistolen sind zwar nicht sämtlich mit Kugeln geladen, weil ich nicht Vorrat genug gefunden hatte. Mattusch scheint eine Vorliebe für meinen Kugelbeutel zu besitzen. Aber gehacktes Blei in Stücken wie große Erbsen, ich habe es Mattusch abgelernt, dürfte auch eine vorzügliche Wirkung erreichen.“

„Und die Wagen, wo sind die?“ fragten alle wie aus einem Munde.

„Zwei Wagen stehen zum Einsteigen bereit; in fünf Minuten können wir, aber bitte sehr, möglichst still, vom Pferdestall aus abfahren.“

„Gut!“ nahm Weigelt das Wort. „Und ich will noch vorher Umschau halten, ob keine unmittelbare Gefahr für Sie vorhanden ist. Fahren Sie, bitte, nicht eher ab, be-

vor ich wieder zurückgekehrt bin. Sollte ich pfeifen, dann geben Sie die Flucht mittelst Wagen unbedingt auf, und versuchen Sie alsdann, über den Teich gut hinwegzukommen. Während ich Umschau halten werde, wollen Sie schon die Wagen besetzen, damit kein Zeitverlust entsteht, denn jede Minute ist kostbar.“

„Einen Augenblick, lieber Weigelt, bleiben Sie noch, bis ich zurückkehre.“

Raschen Schrittes entfernte sich Herr von Roschamski, um bald wieder zur Stelle zu sein.

„Hier, nehmen Sie vorläufig zehn Dukaten, mein lieber Freund, Sie haben uns einen großen Dienst erwiesen.“

„Und mein Dank, lieber Freund,“ ergänzte der Graf, „wird gleich nach meiner Ankunft von meinem Schlosse aus erfolgen. Dieser Stunde werde ich nie vergessen.“

„Ich danke Ihnen, meine Herren, doch jetzt muß ich eilen.“ —

Die Wagen standen abfahrtbereit. Das Schloßpersonal war geweckt worden, und befand sich in den Wirtschaftsräumen, im Herzen sich auf eine feindliche Begegnung freuend. Den Rosaken sollte ein Willkommen bereitet werden, derart, daß wohl mancher den Weg zurück nicht mehr finden sollte.

Der Späher Weigelt war inzwischen längs der Außenseite der stellenweise mannhohen Steinmauer, welche den Schloßgarten umfriedete, geschlichen. Der Graf und der Schloßsekretär in dem einen, Frau Banie und der Oberförster in dem anderen Wagen sitzend, war-

teten klopfenden Herzens auf Weigelts Rückkehr, und sie schöpften mit jeder weiteren Minute Hoffnung, glücklich davonzukommen. —

Da ertönte ein Pfiff, der allen das Blut im Herzen zu erstarren drohte. Von der Flußseite her hörte man heftiges Zwiegespräch und laute Hilfeschreie des Weigelt. Alle hielten vor Angst den Atem an. Auch eine dritte Stimme mischte sich in die Hilfeschreie, die immer entfernter klangen. Längs der Schloßmauer dröhnte der Hufschlag eines Pferdes, und alle fühlten sich unmittelbar vor einem Überfall. —

Weigelt befand sich auf der beginnenden Reise nach Sibirien. —

Frau Wanie schluchzte laut auf. „Ach, der Ärmste, er ist gefangen, verloren für immer, seine Familie sieht er nimmer wieder.“

„Gnädige Frau,“ tröstete der Oberförster, „auch aus Sibirien kehren Menschen zurück, wie wir ja den Beweis heute haben, und wir wollen hoffen, daß Weigelt, der schlau und findig ist, sich bald wieder frei macht. Doch jetzt heißt es an unsere eigene Rettung denken, ich will nur noch Ruba einige flüchtige Weisungen geben.“

Die Insassen der Wagen verließen schleunigst ihre Plätze und stürmten dem Abhange des Schloßgartens zu, der von den Wassern des Teiches, an dieser Stelle über zwei Mann tief, bespült wurde. Der Oberförster hatte alle bald eingeholt. In der Nähe der Stelle, an der sich die Flüchtlinge befanden, mußte das Boot zu finden sein, das sie sicher über den Teich bringen sollte. Doch vergeblich war alles Suchen nach demselben, Alle Vier liefen

mehrmals dem Abhang entlang, von einem Boote war nichts zu sehen. Das Herz schlug laut an die Rippen, kalter Schweiß trat auf die Stirn, und der Untergang nahete gespenstisch vor die Augen.

„Herr Graf, falls Sie schwimmen können, dann retten Sie wenigstens Ihr Leben,“ drängte mit ernstern Worten der Schloßsekretär. „Wir müssen zurückkehren und werden uns in Gemeinschaft mit unseren Hofleuten zu verteidigen suchen.“

„Nein, meine Leuten, das tut Graf Rasimir von Bianski nicht, der nur, er selbst, das ganze Unheil heraufbeschworen hat; und wenn es auch in die Ewigkeit gehen sollte, von Ihrer Seite weiche ich nicht. Ich verstehe noch recht gut den Reitersäbel zu führen und habe Augen wie ein Falke. Auch meine Kugeln treffen gut.“

„Pst, pst,“ rief der Oberförster allen leise zu. „Hier habe ich ein Floß entdeckt, das Mattusch zum Angelfang hinauszubringen pflegt. Es ist schließlich besser als kein Boot. Auch zwei Ruder liegen auf demselben, und es ist breit genug, es wird uns alle tragen.“

„Gott sei Dank,“ klang es leise flüsternd aus aller Munde, und schweigend bestiegen die Vier die bordlose Bretterstelle. Der Schloßsekretär und der Graf ergriffen die Ruder. Trotz größter Vorsicht hallte jedoch der Ruder Schlag, und das Licht des Mondes war hell genug, um eine Bewegung auf der Wasseroberfläche zu erkennen. Das Floß stieß ab und glitt langsam dem Abhang entlang. Vom Dammufer her hörte man Rosschuhe, und bald darauf ein Brausen und Schnaufen, wie das in die Fluten sich stürzender Pferde.

„Gnädige Frau, bitte, nehmen Sie eine liegende oder wenigstens hockende Stellung ein. Wir werden verfolgt, und ich fürchte für Ihr Leben, denn wir werden sicher mit blauen Bohnen begrüßt werden. Ihr helles Kleid wirkt dazu noch wie ein treffliches Ziel. Es sind zwei Reiter, die auf uns schwimmend zukommen, also, bitte,“ forderte energisch der Oberförster.

Frau Banie folgte fast willenlos der an sie ergangenen Aufforderung.

„Und Sie, Herr Graf, rudern Sie mehr nach links, damit wir möglichst im Schatten der überhängenden Baumäste bleiben.“

Das Floß bewegte sich mangels einer Strömung nur sehr langsam vorwärts. Die Verfolger rückten immer näher heran, die Gefahr wuchs zusehends. Schon war die Entfernung nur noch etwa hundert Schritte, das eine Pferd schwamm schon ruhiger und ragte stellenweise aus der Flut; es fing an, festen Boden zu erreichen, in wenigen Minuten konnte die Entscheidung fallen. Der zweite Reiter blieb etwas zurück, und seine Anwesenheit wurde nur durch das Schnaufen seines Rosses verraten, welches sehr tief zu schwimmen schien.

Der Oberförster stand aufrecht auf dem Floße. Er bückte sich jetzt zur Frau Banie herab.

„Erschrecken Sie nicht,“ flüsterte er ihr zu, „ich werde bald schießen müssen.“

Frau Banie kauerte still wie eine leblose Figur; sie bebte und hielt sich auf die Aufforderung hin mit beiden Händen die Ohren zu.

„Herr von Roschamski, es wird hohe Zeit, ich darf nicht mehr zögern, wir sind sonst verloren.“

„Handeln Sie! Treffen Sie gut das Roß, suchen Sie den Reiter zu schonen.“

„Das Roß ist unschuldig,“ erwiderte der Oberförster, „es folgt nur den Spuren des auf ihm sitzenden Menschen-tigers. Ich werde nicht rufen, denn der Reiter weiß genau, was er will.“

Und er kniete auf dem Floße nieder, der Hahn knackte zweimal, er legte die Doppelflinte an die Wange. Das Floß hielt unbeweglich.

Den übrigen drohte vor Aufregung das Herz zu zer-springen.

Die Entfernung betrug nur noch ungefähr vierzig Schritte. Jetzt!

Ein Schuß krachte und verhallte wie grollender Donner in zweifachem Echo von den im Vordergrunde ziemlich entfernt stehenden Eichen von Dembowagora.

Wie eine milchweiße Wolke breitete sich der Pulver-dampf auf der ruhigen Wasserfläche aus.

Ein paar Menschenarme freisten hilfesuchend in der Luft, ein gellender Aufschrei, ein Aufwiehern des Rosses folgte, und an der Mähne des den Rückweg annehmenden Tieres hing der Reiter. Man hörte noch weit sein Zammern und Stöhnen. Endlich schien das Roß dasjenige Ufer erreicht zu haben, denn die Hufe stampften den Ries. Das Mondlicht schien jetzt besonders hell, und man konnte beobachten, daß der Reiter in den Sattel zu schwingen sich bemühte, was ihm auch nach mehrmaligen

Versuchen gelang. Er verschwand, davonreitend, in dichtem, wallenden Nebel, der über Flußbett und Wiese braute.

„Doch wo ist der Zweite geblieben?“ fragte erregt der Oberförster. „Haben Sie, Herr Graf, ihn etwa aus dem Auge verloren? Das wäre nicht gut.“

„Er hält sich links unter dem Schutze der schattigen Äste; er treibt fast in gleicher Höhe mit uns und will uns wahrscheinlich das Landen unmöglich machen.“

„Wichtig, da ist er ja. Na, Brüderchen Kosak, wie denkst du denn über die Rückfahrt?“, rief der Oberförster, laut höhnisch lachend, dem Reiter zu.

Es erfolgte keine Antwort, aber das Roß kam näher.

„Donnerwetter“, pläzte fluchend der Oberförster heraus, „wenn ich nicht ganz wach wäre, müßte ich annehmen, daß ein Gespensterpuk mich narrt. Ich sehe das Pferd haargenau, aber keinen Reiter auf ihm.“

„Der hängt auf der uns entgegengesetzten Seite des Pferdes“, bemerkte leise der Graf, „das ist Kosakenart, er schüßt sich bis zum entscheidenden Augenblicke.“

„Das ist ja feig, erbärmlich, der Kerl verdient die kräftigste Abfuhr. Das Pferd schwimmt ganz breitseits, Herr Graf; hier, nehmen Sie die Flinte, machen Sie der Geschichte ein rasches Ende.“ —

Ein Blick, ein Knall, dem ein Aufrauschen und Gurgeln des Wassers folgte. Roß und Reiter waren verschwunden.

„Das war aber fein hingehalten, Herr Graf, Ihr Auge ist gut. Kugelschuß, Dämmerung, annähernd acht-

zig Schritte Distanz, das mache ich Ihnen ja beinahe nicht nach“, bemerkte respektvoll der Oberförster, „doch sehen Sie nur, — da, — der Bursche prudelt ja wie ein Hund munter zurück, nur sein Pferd fiel als Opfer; ich hätte nicht übel Lust, dem Helden noch eine kleine, blaue Bohne nachzuschicken.“

„Das werden Sie nicht tun, Herr Oberförster“, wehrte entschieden der Schlosssekretär. „Irgendwo habe ich gelesen, daß man dem fliehenden Feinde goldene Brücken bauen soll. Lassen Sie deshalb den Armen das rettende Ufer erreichen; er erfüllte ja nur seine Pflicht, daß er sich in Lebensgefahr begab. Es wird ihm schwer genug noch fallen; die stachelichten Wassernüsse und die große Menge der Schlinggewächse werden sich ihm wie brennende Schlangen um Füße und Hände winden.“

„Hol' den Feigling der Kuckuck“, brummte verdrossen der Oberförster in seinen Bart, „doch Sie haben recht, Herr von Koschamski.“ —

Langsam glitt das Floß bis an den Rand des räumlich sehr ausgedehnten Teiches und langte unweit des jüdischen Friedhofes an. Eine kleine, wasserlose, ungefähr zehn Schritte breite, schlammige Strecke mußte freilich noch durchwatet werden, für eine Dame eine nicht angenehme Sache. Doch man fand bald Rat. Der Graf und der Oberförster nahmen eines der Ruder, welches jetzt als Sitzgelegenheit dienen sollte, vor sich hin und reichten, sich verbindend, den rechten und linken Arm als Rückenlehne Frau Banie, die nunmehr, wie in einer Sänfte getragen, trockenen Fußes den tauigen Wiesenrand erreichte.

Alle atmeten erleichtert auf, als sie wieder festen Boden unter den Füßen fühlten.

„Wir konnten das leichter haben, wenn wir das Floß mit den Rudern zerlegt hätten, es wäre dadurch das Regen eines Brettersteiges über den Schlamm hinweg möglich geworden,“ bemerkte Herr von Roschamski verdrießlich.

„Sicher, aber dieser vortreffliche Rat hätte zehn Minuten früher kommen sollen, jetzt ist es zu spät,“ lachte der Oberförster. —

Still grüßten zahllose obeliskentartige Leichensteine, deren hebräische Inschriften vom Mondlicht schwach erhellt, sichtbar waren, vom Friedhof herüber die Geretteten. —

Vorsichtig, nach allen Seiten spähend, suchten die Flüchtlinge den Weg, der nach Piossek führte, zu erreichen, und sie waren nicht wenig erstaunt, einen stillhaltenden Wagen zu so später Stunde zu erblicken. Sie stuzten und horchten gespannt den Stimmen, die vom Gefährt her, gedämpften Lautes sich bemerkbar machten.

„Waren das nicht die Stimmen Florians und Weigelts?“ fragte schüchtern Frau Banie.

„Wenn nicht alles trügt, dann haben Sie, gnädige Frau, mit Ihrer Annahme recht,“ antwortete Herr von Roschamski. „Wir sind ja heute schon in ein Meer von Überraschungen getaucht worden, aber was wir jetzt hören, scheint denn doch allem die Krone aufzusetzen. Ich weiß wirklich nicht, was ich davon zu halten habe.“

„Lassen Sie mich allein vorausgehen, es scheint heute der leibhaftige Teufel sein Spiel mit uns zu treiben.“

„Gut, Herr Oberförster, gehen Sie und bringen Sie uns bald aufklärende Nachricht.“

Der Oberförster kehrte rasch zurück.

„Unser Gehör hat uns nicht getäuscht. Florian und Weigelt halten am Wagen. Wir dürfen aber keine Zeit verlieren, denn ich vermute, ebenso auch Weigelt, daß alles bisher nur ein Vorspiel war. Weigelt hat Beute gemacht; der krumme Säbel und die Nagajka, der Stolz des Kosaken, befinden sich in seinen Händen, und ich halte dies nicht für gut.“

„Wunderbar!“ kam es über die Lippen der Zuhörer.

„Wie ich von Weigelt gehört, soll er sich ja tapfer der Gefangennahme widersetzt haben; die Befreiung wäre ihm aber sicher nicht gelungen, wenn nicht Bartek, der Nachtwächter, zufällig des Weges dahergekommen wäre. Denn dieser hat dem mit dem Gefangenen ringenden Kosaken mit dem scharfen Wächterspieße ein wenig die Rippen gekitzelt und ihn sogar aus dem Sattel gehoben. Auch das Roß soll einen Lanzenstich erhalten haben, so daß es der Abdecker morgen früh wird abholen können.“

„Und der Reiter?“

„Ging entwaffnet, ächzend über die trockene Grenze.“

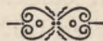
„Das klingt ja geradezu wunderbar, das nennt man Glück im letzten Augenblicke,“ sprudelte Herr von Roschamski freudig hervor. „Bartek soll unseren Dank und klingenden Lohn in reichem Maße erhalten.“

„Doch nun nicht mehr gezögert,“ drängte der Oberförster. „Wir müssen sofort abreisen; im nächsten Dorfe wecken wir unseren Kretschampächter, damit wir unsere

Kleider vom Schlamm reinigen können. Vielleicht ist er auch in der Lage, uns trockene Gewänder zu leihen; dann aber geht's ununterbrochen bis zum Schlosse des Herrn Grafen Kasimir von Bianski. Dort wollen wir einige Tage ausruhen."

"Trefflich gesprochen, Herr Oberförster," entgegnete fröhlich der Graf. "Ich heiße Sie im voraus alle hiermit auf meinem Schlosse herzlichst willkommen."

Der Wagen fuhr, vom Oberförster nunmehr gelenkt, geräuschlos ab. Man hörte keinen Schall von Rosseshufen und knarrenden Rädern; das Gefährt bewegte sich in weichem Sande fort, und bald war das Schloß den Blicken der vier Reisenden entschwunden.



Der Kosakenhetmann.

Weigelt ging auf Umwegen nach Hause. Er mied die vom Mondlicht ziemlich hell erleuchteten, menschenleeren Straßen, denn er fürchtete noch für die nächste Stunde. Der Schreck war ihm doch stark in die Glieder gefahren. Jetzt, nachdem die Gefahr vorüber war, erkannte er sie in ihrer ganzen Größe, und seine Knie schlotterten. —

Fast fieberhafte Erregung hatte das Dienstpersonal im Schlosse erfaßt. Alle hatten die beiden Schüsse fallen hören, und eine große Unruhe ergriff jeden einzelnen, zumal das Schicksal der Flüchtlinge noch unbekannt war. Mattusch tat noch das übrige, um die Spannung der Gemüther auf's Höchste zu treiben.

"Wenn der Kosak die Reisenden nicht nimmt, dann zieht sie der Wassermann in sein nasses Reich," verkündete er mit wichtiger Miene und Stimme, "denn zwischen der zwölften und ersten Stunde der Nacht ist seine Macht am größten."

"Und du, Mattusch, bist ein vollendeter Narr und hast deine Kinderhosen immer noch nicht ausgezogen," höhnte Kuba, und das Schloßpersonal tuschelte ihm flüsternd Beifall. "In so ernster Stunde erzählt man keine Mär-

hen, das kannst du an Winterabenden, beim Feder-
schleifen tun, merk' dir das!"

Der Angeredete schwieg und wandte sich brummend
ab. —

Er kehrte zurück. „Und doch gibt es Wassermänner,“
zischte er Kuba giftigen Blickes zu, „trotz deiner großen
Gelehrsamkeit; in unserm großen Schloßteiche gibt es
deren sogar zwei.“

„Kann sein,“ antwortete Kuba gleichgültig scheinend,
„gesehen habe ich noch keinen.“

„Aber ich habe einen doch gesehen, darüber werde ich
dir ein —“

Kuba wandte sich ab; er wollte den Nimbus der Bil-
dung nicht preisgeben. In Wirklichkeit glaubte er an das
Vorhandensein eines Wassermannes nicht weniger, als
Mattusch.

Durch ein verborgenes Thürchen war der Kastellan zu-
rückgekehrt. Ehe er den Schloßhof betrat, spähten seine
Augen nach allen Seiten hin. Kuba fiel es wie eine
schwere Last vom Herzen, als er ihn kommen sah, wurde
er doch die Verantwortung los, der er sich nicht gewach-
sen zu sein glaubte und die ihn bedrückte.

„Herr Florian, ich habe einige Wachen ausgestellt, die
sofort Meldung geben werden, wenn jemand dem
Schlosse sich nähern sollte.“

„Gut, Kuba, wo stehen die Posten, und wen hast du
dazu genommen?“

„Michael, der Mutigste, steht dicht am Flusse, Josef

habe ich am Teichrande postiert, und Wojciech hält sich
versteckt im Gebüsch, in der Nähe des Haupttores, auf.“

„Und Mattusch?“

„Wollte nichts von der ganzen Sache wissen. Ich
glaube, er ist nach Hause getrollt, um zu schlafen. Er
sagte, er sei müde; wir alle hätten Angst ohne jede Ur-
sache.“

„Sml darüber kann man auch anders denken. Sind
Tor und Pforten sämtlich gut verschlossen?“

„Bis auf das Thürchen, durch welches man zur Kreuz-
kirche gelangt, sind alle Türen gut verschlossen und von
innen verriegelt.“

„Und warum nicht auch das Thürchen zur Kreuz-
kirche?“ fragte erstaunt der Kastellan.

„Mattusch wehrte dagegen, er nahm den Schlüssel an
sich. Vielleicht will er, wenn es uns an den Kragen gehen
sollte, wie ein Fuchs durch dasselbe entschlüpfen. Sie
wissen doch, er ist ein Hasenfuß, trotzdem er zwei volle
Zentner wiegt und Kräfte besitzt wie ein Bär. Doch wir
haben unverhofft in Skutnik, Habel und dem Kaufmann
Kozott Hilfe bekommen.“

„Das ist recht erfreulich. Sechs kräftige Arme sind
uns heute doppelt willkommen.“ —

Sämtliche männliche Hofbedienstete waren, mit Sen-
sen ausgerüstet, in der großen Gefindestube versammelt,
aus welcher sie jedoch erst auf einen verabredeten Pfiff
des Kastellans hervorbrechen sollten. Florian wollte
möglichst Blutvergießen vermeiden; er trug sich mit der
Hoffnung, daß die Kosaken unberichteter Sache wieder

abziehen würden, falls sie überhaupt noch kommen sollten. Nur im äußersten Notfalle sollte den Überfallern ein, dann allerdings möglichst scharfer Denzettel verabreicht werden. Das schon ziemlich baufällige Haupttor machte dem Kastellan einige Sorge. Schon vor mehreren Jahren sollte dasselbe durch ein eisernes ersetzt werden, man vergaß aber immer wieder darauf.

Vom Turme der Pfarrkirche tönte die erste Stunde nach Mitternacht; der äußere Posten meldete das Nahen von Reitern. Die Bewohner des Städtchens lagen im tiefsten Schlummer. Sechs Reiter auf kleinen Pferden stiegen vorsichtig in den Fluß und schwammen dem preußischen Ufer zu. In langsamer Gangart näherten sie sich der hohen, mit starkem gußeisernen Gitter versehenen, steinernen Schloßgartenmauer und spähten, ab und zu stehenbleibend, mit durchdringendem Blick in den Schloßgarten hinein. Es lag etwas Banditenhaftes in ihrem Wesen. Der von Ruba aufgestellte Posten hielt sich im Gebüsch versteckt und stand wie gelähmt, versteinert, ob der ungewohnten Erscheinung.

Als er die bis an die Zähne bewaffneten Reiter in nächster Nähe, kaum fünf Schritt weit von sich entfernt, erblickt hatte, drohte ihm das Herz still zu stehen; vollends erst, als die Reiter, die ihn nicht sahen, gerade vor seinen Augen kurze Rast machten. Es war ihm zu Mut, als wie den Griechen beim Anblick des Medusenhauptes. Wie ein Alb wich es deshalb von seinem Herzen, als die Reiter sich weiter fortzubewegen begannen, die in noch langsamerem Schrittempo fast lautlos am Schloßthore anlangten. Ein kräftiger Seitendruck der Pferde sprengte

das Thor, der Eintritt in den Schloßhof lag frei. Ein aufgeschrecktes Waldkäuzchen durchschwirrte lautlos die Luft. Die Reiter unterhielten sich flüsternd und machten auf ihren Pferden einen kleinen Umritt an den Wirtschaftsgebäuden vorbei, aus denen kein Lichtschimmer und kein Laut hervordrang. Fünf Reiter bogen dem Schlosse zu, der sechste schwenkte zum Hofthore ab, an welchem er Wache zu halten schien. Sie hielten und spähten, ihre Blicke prüften die unverwahrten Fenster, die Pferde scharrten ungeduldig den Kies mit den Hufen.

Der Hetmann der Kosaken war vom Pferde gestiegen und pochte und rüttelte an der Haustür, die, fest verschlossen, nicht nachgeben wollte. Immer ungestümer wurde das Pochen, in welches sich Fluchworte mischten.

Ruba lag regungslos auf dem Bretterdache des Zwingers und horchte.

„Attkrojtje,“ (öffnet) tönte laut die Stimme des Pochenden.

Ein jäher Schrei gellte fast unmittelbar darauf durch die Luft. — Ruba hatte die eiserne Gittertür des Wolfzingers vom Dache aus mittelst einer starken Schnur gehoben, und mit markerschütterndem Geheul sprangen Schatten und Diabel den entsetzt überraschten Eindringlingen entgegen. Die Verwirrung war in diesem Augenblicke eine lähmende. Der Hetmann hatte nicht mehr Zeit gefunden, sein Roß zu erreichen, das herrenlos, angstvoll wiehernd im Schloßhofe galoppierte. Entsetzensschreie zitterten durch die Nacht. Die unvermutete Plötzlichkeit des Erscheinens der beiden Wölfe schien die

Besonnenheit der Reiter geraubt zu haben. Schüsse fielen, deren Kugeln aber in der Aufregung der Schützen ihr Ziel verfehlten. In dem fürchterlichen Heulen der Wölfe hörte man das Herausfliegen und Klirren der durch die Luft saufenden Säbelklingen, dann folgte ein schwerer Fall, einer der Wölfe hatte den Hetmann zu Boden gerissen. Ein Todessehrei gellte durch die Luft von dem auf dem Erdboden sich Wälzenden.

Wie von bösen Geistern verfolgt, stürmten die übrigen Reiter, denen die Wölfe nachjagten, davon, ihren Anführer seinem Schicksale überlassend. Immer entfernter tönte der Schlag der Rosshufe und das Geheul der unermüdlich verfolgenden beiden sibirischen Wölfe.

Die rasende Schnelligkeit, mit der sich dieses Ereignis abgespielt hatte, war auch von erstarrender Wirkung auf die Schloßbewohner, die zaghaft jetzt aus der Gefindestube traten.

Man sprach kein Wort, der überstandene Schrecken hielt noch weiter die Sprache aller im Banne. Einen derartigen Ausgang hatte niemand erwartet.

Voller Schen nahen jetzt die Dienstleute der Stelle, an der der Tod den Kosakenführer so jäh ereilt hatte. Mit grauenvoll geöffneten Augen und angstverzerrten Zügen lag er entseelt, der Körper begann zu erkalten. Auch Ruba und der Kastellan traten näher.

„Betet für die Seele des Unglücklichen, daß sich Gott ihrer erbarme!“ befahl Florian. Ruba zitterte, wie vom Fieber gepackt, am ganzen Körper; man hörte seine Zähne aufeinander schlagen.

„Solet einen großen Waschtrog und einige Stricke! Wir wollen den Toten zur letzten Ruhe betten und ihn gürtten, damit er nicht herausfällt.“

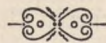
Rasch war der Aufforderung des Kastellans Folge geleistet. Die Kirchturmuhre schlug halb zwei. —

Schweigend bewegten sich aus dem Schloßtor heraus sechs Mann, vom Kastellan geführt, den Waschtrog, in dem der mit Stricken umgürtete Hetmann ruhte, auf den Schultern.

Die Träger hielten am Flusse. Sie entblöhten ihr Haupt und flüsterten ein letztes Gebet. Dann stiegen sie in das Wasser. In der Mitte des Flusses angelangt, übergaben sie ihre Last der ziemlich raschen Strömung.

Der tote Hetmann schwamm rasch davon in seinem einfachen, weißblinkenden Sarge der Weichsel zu, vielleicht auch entgegen dem offenen Meere. —

Lange schauten die Träger ihm nach, bis er ihren Blicken entschwand. — —



Verlust der Heimat.

Auf dem Gute des Grafen Kasimir Bianski ging es hoch und freudig her. Die Gräfin schwamm in Tränen der Wonne ob der glücklichen Rückkehr ihres Gemahls, und die gesamte Bevölkerung des Ortes nahm an dieser Freude innigen Anteil. Ein erhebender Gottesdienst eröffnete die Feier. Vom Turm des Kirchleins flatterten die Fahnen, erklangen fromme und heitere Lieder der Dorfmusikanten, und bis tief in die Nacht krachten Böller. Zwei volle Tage lang ruhte jede Arbeit; man feierte ja ein so seltenes Fest. In malerischen, häuerlichen Aufzügen marschierte die Bevölkerung zum Schloßhofs, um den wiedergekommenen Schloßherrs zu begrüßen. An langen Brettertafeln wurde Imbiß und Wein gereicht, man reihte sich zum Tanze, und die Wangen glühten.

Bekannte und Verwandte des Grafen und der Gräfin aus der nächsten und ferneren Umgebung waren herbeigeeilt, um an dem Glücke des gräflichen Paares teilzunehmen. Es war eine herzliche, stürmische Freude, die auf den Gesichtern aller zu lesen war. Die Mitreisenden des Grafen wurden in jeder nur erdenklichen Weise geehrt, und so kam es denn, daß man den Tag der Rückreise einigemale verschieben mußte. — Doch auch der

größten Freude folgt die Einker zum täglichen Leben. Der laute Schwarm der Geladenen war nach achttägigen Sonnenstunden zu den heimatlichen Gefilden zurückgekehrt. Auch Frau Banie, der Schloßsekretär und der Oberförster sehnten die Stunde der Abreise herbei, weil sich ihnen in den Becher der Freude immer merkbarer der bittere Tropfen der Sorge um das Schloß des Barons und die in demselben Zurückgebliebenen mischte.

Die Freude der Rückreisenden war deshalb auch eine sehr große, als sie bei ihrer Ankunft erfuhren, daß der Anschlag auf die Schloßbewohner so verhältnismäßig glücklich abgewehrt wurde. Die unterbrochene Tätigkeit wurde wieder in vollem Umfange aufgenommen, und jeder ging seinen Pflichten nach. Für den Schloßsekretär erwuchs die unabwiesbare Aufgabe, den Baron von der veränderten Sachlage zu unterrichten. Nur schwer fand er die schonendsten Worte, die ihm immer noch zu scharf klangen, obgleich Frau Banie in zartem, weiblichen Empfinden in den Entwurf des Schreibens glückliche Gedanken und Wendungen hineinzutreiben verstand.

Die Erntearbeiten waren beendet, der Wind wehte schon ziemlich scharf und anhaltend über die Stoppelfelder. Die Befürchtungen, welche man der Erdfrüchte wegen hatte, waren glücklicherweise nicht in dem Maße eingetreten, als wie man annehmen zu müssen glaubte; immerhin aber waren die Lebensmittel im Preise bedeutend gestiegen, und dies drohte die ärmere Bevölkerung um so schwerer zu treffen, als nach den Bauernregeln ein früher und strenger Winter zu erwarten war, und damit eine verminderte Möglichkeit des Erwerbs im Freien.

Für die Fronenden begann jetzt die schlimmste Zeit. Die Jagden hatten ihren Anfang genommen, und das stundenlange Durchwaten der Teiche beinahe vierzehn Tage lang hindurch, das Schlämmen der Gräben an Teichen und Wäldern, das Ausroden der Wurzelstöcke, ohne Rücksicht darauf, ob das Wetter günstig oder ungünstig sich einstellte, kostete so manchen braven Fronenden die Gesundheit. Namentlich aber war es die Teichjagd, die, weil mit hoher Lebensgefahr verbunden, allen Treibern als ein besonders gehaftes Stück Frondienst erschien, und die in ihren Folgen, ursächlich der empfindlich niedrigen Temperatur ein monatelanges Schmerzenslager einbrachte. Doch der Schloßherr fand ein besonderes Gefallen an dieser Jagdart, und jedesmal, wenn er Hilferufe eines im Schlamm Versinkenden vernahm, gewann die Jagd einen erhöhten Reiz für ihn. In den meisten Fällen gelang es zwar, dem Versinkenden oder Ertrinkenden noch im letzten Augenblicke Hilfe zu bringen; das schadenfrohe Gesicht aber und das übermütige Lachen des Schloßherrn schnitt dem Geretteten tief ins Herz und rief ihm zum Bewußtsein, mit welch' niedrigem Werte doch sein Leben seitens des Schloßherrn eingeschätzt werde.

Die Fronenden hofften diesmal, in Rücksicht auf die Abwesenheit des Schloßherrn zu dieser schweren Dienstleistung nicht herangezogen zu werden, waren jedoch bitter enttäuscht, als sie erfuhren, daß doch dessenungeachtet die Treibjagd beginnen sollte.

Der Schloßherr wollte den umwohnenden Honoratioren den Genuß dieser aufregenden Weidmannslust nicht

versagen, und die Einladungen zu der Jagd ergingen durch den Oberförster, im Auftrage des Schloßherrn.

Der Frondienst war mit jedem Jahr um so drückender empfunden worden, weil er unentgeltlich geleistet werden mußte, während durch die allmählich aufblühende Industrie schon gute Löhne, selbst für die einfachste Arbeit, gewährt wurden.

Die Fronenden wurden auch nachdenklich darüber, ob ihre Fronpflicht wirklich eine durch das Gesetz festgelegte, oder nur auf der Überlieferung beruhende sei. Man fand jedoch keine Mittel und Wege — außer der Ablösung durch einen entsprechenden Kauffchilling, sich dieser Pflicht zu entziehen, und so fügte man sich in das anscheinend Unvermeidliche, so lange man es nicht zu ändern vermochte.

Wie immer, wenn zur Verrichtung der Frondienste gerufen wurde, ertönte die Glocke auf Straßen und Gassen. Alle kannten den Ton derselben, Jung und Alt. Die Bürger hatten für diesen Zusammenruf zur Sklavenarbeit stets ein finsternes Kopfschütteln, und mehr als einmal wiesen sie laut hin auf die Rechtlosigkeit der Forderung. So manche Schmähung mußte sich Mattusch, purpurrot vor Ärger, anhören, ohne etwas dagegen tun zu können.

Dieses Mal war es ein Anecht vom Schloßhose, der im Auftrage des Oberförsters die Fronenden aufbot. Diesem einfachen Manne gegenüber machten auch die Fronenden kein Geht aus ihren Empfindungen, die das Herz bewegten, und es wälzte sich wenigstens in etwas die Last von den Gemütern aller, als sie ihrem Unmut ungestraft

freie Worte leihen konnten; vollends die schweigsame Sinnahme des Gehörten seitens des Knechtes tat allen Herzen wohl, und man gehorchte diesmal lieber als sonst, — und, — man kam.

Mit Mattusch war in den letzten Wochen eine bedeutende Veränderung vorgegangen. Es währte ganze Tage, wo er, außer kurzen Befehlen an die ihm Unterstellten, mit niemandem Worte wechselte. Ruba war noch der Einzige, den er ab und zu, freundlich scheinen wollend, anfuhrte. Das drohende Verhängnis der Prügelstrafe hatte den Schloßvogt kopfscheu gemacht, und sein ganzes Sinnen und Trachten ging jetzt dahin, so rasch als möglich den Wohnort zu wechseln, um damit der Strafe zu entinnen.

Auch mit Simeon hatte er schon gesprochen, der ihm die Erntevorräte, und diese waren nicht gering, denn sie stammten von den letzten drei Jahren her, zu bestem Preise abkaufen wollte. Wie nun Mattusch in vertraulicher Weise durch den Stadtschreiber erfahren hatte, war der Vollzug der Strafe innerhalb der nächsten acht Tage zu gewärtigen; es drängte deshalb die kurze Zeit zum Entschlusse.

Es war dem Schloßvogt wohl, daß er soeben Ruba erblickte.

„Du kommst mir wie gerufen,“ rief er dem sich Nahehenden, soweit er es vermochte, freundlich entgegen. „Gast du etwas Zeit für mich übrig?“

„Gern, Mattusch! Dich scheint etwas zu bedrücken.“

„Du kennst ja meine erteufelte Sache, die ich nur Paluba, dem niederträchtigen Menschen, zu verdanken

habe, und die sich mir wie ein Strick um den Hals gelegt hat, an dem ich zu ersticken drohe. In acht Tagen muß die Sache erledigt sein, der Stadtschreiber hat es mir im Vertrauen gesagt.“

„Ist das also wirklich so weit?“ fragte ungläubig der Angeredete.

„Leider ja,“ kam es geängstigt zurück.

„Dann würde ich dir doch raten, die Strafe zu verbüßen, du bist dann die ganze unangenehme Geschichte los.“

„Du hast gut reden, Ruba, es wäre dir aber anders ums Herz, wenn du in meiner Haut dich befinden würdest. Möchtest du für mich die Strafe ertragen wollen, he?“

„Mattusch, das geht nicht, und du weißt es selbst genau, daß nur derjenige die Suppe auslöffeln soll, der sie sich selbst eingebrockt hat.“

„Ich habe von dir eine andere Antwort erwartet. Du bist der einzige, zu dem ich Vertrauen habe, alle übrigen wünschen mir nur Böses.“

„Du irrst dich, Mattusch! Dauernd gehässig sind nur rohe Menschen, und hier auf dem Schlosse sind alle Menschen gut.“

„Aber nicht mir,“ seufzte Mattusch auf.

„Auch Mitleid ist eine Art von Liebe, und vielleicht die reinere.“

„Ruba, was du da sprichst, verstehe ich nicht. Sage mir jetzt, rate mir, was ich beginnen soll.“

„Wenn du die Strafe nicht über dich ergehen lassen willst, ja, dann mußt du flüchten, etwas anderes wüßte ich nicht.“

„Das wollte ich nur von dir hören, damit ich vollständig beruhigt bin.“

„Wo willst du hin, Mattusch,“ fragte jetzt Ruba, neugierig geworden.

„Weit weg.“ Bei diesen Worten umschrieb sein Arm einen großen Kreis in der Luft.

„Etwa nach Amerika zu den Goldgräbern?“

„Nein, Ruba, das habe ich nicht nötig,“ entgegnete selbstbewußt der Gefragte.

„Hm, hm, wenn du schon so viel Geld besitzest, um nicht neue Schätze erwerben zu müssen, dann bist du freilich glücklich zu nennen.“

„Scherz beiseite, lieber Freund,“ dabei klopfte der Schloßvogt derbfreundschaftlich auf die Schultern Rubas. „Sobiel ist es nicht, als du vielleicht vermutest, aber es wird so für einige Jahre hinreichen; ich habe gespart und auch einen kleinen Schatz gefunden, nun, und — ich will mich bessern.“

„Höre, Mattusch, das mit dem Schätze glaube dir, wer will, ich aber nicht, und die letzten vier Worte waren bis jetzt die vernünftigsten, die du je in deinem ganzen Leben gesprochen hast. Doch was ist das für eine Geschichte von dem Schatz, den du gefunden haben willst?“

„Du sagtest doch soeben, daß du nicht an den Schatz glaubst, und doch fragst du gleich danach.“

„Nun ja, man spricht so viel vom Wehen der blauen Flamme, die die Stelle verraten soll, wo goldne Schätze liegen, und von der weißen, die zu den silbernen Schätzen führen soll. Ich selbst bin so einer weißen Flamme, die ab und zu sogar blau mir erschienen, nachgegangen und denke noch mit Schrecken daran.“

„Du, — wo war denn das?“

„Auf dem Kozinieß war's, es ist ungefähr jährig. Der Vollmond schien sehr hell, und trotz dessen sah ich die Flamme im Schatten eines dichten Busches deutlich schweben. Ich hatte alles, was man zum Schatzgraben braucht, Totengebeine, eine getrocknete Fledermaus, die Reißzähne eines schwarzen Katers, einen Strick von einem Gehenkten, und selbstverständlich eine noch ungebrauchte, mit Hundefett eingeriebene Schaufel, auch Stiefel, an denen sich kein einziger Nagel befand.“

„Nun?“

„Und geriet in einen Sumpf, aus dem ich nur mühsam mich herausarbeitete. Ich fürchtete schon, immer tiefer zu versinken. Die Erlen und Weiden an dem stillen Weiher in Kozinieß sind des Abends der Sitz der Geister. Der Weiher soll so tief sein, daß man unsere Kirche hineinstellen könnte, und der Turm würde noch lange nicht sichtbar werden. Ich habe auch erzählen hören, daß immer am ersten Sonntage im Sommer, gegen zehn Uhr vormittags, Glockentöne noch stärker und tiefer als von unserer großen Urbansglocke, aus dem grünlichen Wasser klingen, und daß dann einzelne Menschen den Wassermann erblicken, der bis auf handbreit zur Ober-

fläche auftaucht. Er soll ein entsetzlich blaurotes Gesicht und ein breites, froschähnliches Maul haben.“

„Siehst du, Ruba, auf einmal glaubst du an den Wassermann.“

„Sm!“ — Ruba sah sich ertappt, er lenkte ab.

„Nun, Mattusch, wo hast du denn deinen Schatz gehoben?“

„Auch in Roziniek. Über dreihundert Dukaten waren's in Gold und Silber.“

„Du lügst und willst mich nasführen,“ sprach Ruba erregt.

„Beruhige dich, ich spreche die Wahrheit, und es tut mir nur herzlich leid —“

„Daß du nicht mehr gefunden hast — das glaube ich dir gern.“ —

„Nein, Ruba, — daß es dir nicht auch gelungen ist, einen Schatz zu heben. Andere haben mehr Glück als du. So soll Habel, zwar nicht in Roziniek, sondern im Hofe der Schule, einen Schatz, zwei Handvoll Dukaten, gefunden haben, er hat sich aber damit nicht berühmt, und ich bin überzeugt davon, daß in der Nähe unseres Städtchens noch mehr derartig vergrabene Schätze sich befinden. Es ist ja auch natürlich, daß hier und in der Umgegend Schätze sein können, da durch dieses Städtchen eine große Anzahl polnischer Adliger ihren Fluchtweg genommen hatten. In der Hast der Verfolgung und in der Hoffnung, einstmals zurückkehren zu können, hat so mancher, der heute nicht mehr am Leben ist, sein Bargeld der schweigenden Erde anvertraut. Nun sagt man, daß Ab-

geschiedene, die einstmals Schätze vergraben haben und während ihres Lebens nicht mehr Gelegenheit gefunden, sie hervorzuheben, nicht eher im Jenseits ihre Ruhe finden, bis die Schätze von Menschenhand wieder gehoben und in den Verkehr der Menschen gebracht werden. Aus diesem Grunde soll es auch am Weiher zwischen elf und ein Uhr nachts und elf und ein Uhr mittags, nicht ganz geheuer sein. Selbst bei völliger Windstille geht um diese Stunde ein ächzendes Klagen und Geflüster durch die Zweige der Bäume, die am Weiher stehen.“

Wie den Worten eines brahmanischen Weisen hatte Ruba lautlos zugehört, und seine Augen begannen im Schatzfieber zu erglänzen.

„Mattusch, was du da sagtest, kann wahr sein,“ stimmte er mit dem Haupte nachdenklich wiegend, bei, „doch wo war denn genau die Stelle, an welcher du vergraben hast? Da du diese Gegend bald für immer verlassen wirst, kannst du mir es doch verraten.“

„So höre genau zu. Drei starke Bäume stehen am Rande dieses Weihers und fast in einer geraden Linie; in der Nähe desjenigen Baumes, der vom Flußufer am weitesten entfernt ist, habe ich den Schatz gefunden, von dem ich dir erzählte. Es ist dies ungefähr vier Jahre her.“

Mit verhaltenem Atem hatte Ruba den verheißenden Worten zugehört.

„Und um welche Stunde war es?“ fragte er flüsternd und erregt, überall um sich herschauend, damit niemand Mitwisser des Geheimnisses werde.

„An einem Sonntage im Sommer war's, gegen ein

Uhr nachmittags, ich hatte auf Sechste die Angel ausgeworfen.“

„Mattusch, ich glaube jetzt deinen Worten. Ich habe Mut gewonnen. Übermorgen, am nächsten Sonntag, will ich mein Glück versuchen. Begleite mich alsdann, das Gefundene werden wir redlich teilen.“

„Das geht nicht, Ruba, denn übermorgen bin ich schon über alle Berge.“

„Du brauchst es doch mit deiner Reise nicht so sehr eilig zu haben. Auf einen Tag früher oder später kann es nicht ankommen.“

„Doch, doch, lieber Ruba, ich fürchte den nächsten Montag, deshalb will ich schon morgen, am Sonnabend, abreisen, und da wollte ich dich bitten, mich zu begleiten, weil ich die Wege nicht kenne, und das erste Mal in meinem Leben dieses Städtchen, meinen Geburtsort, verlassen werde.“

„Also morgen schon? — Schadel!“

„Ja, lieber Freund, morgen bei Einbruch der Dunkelheit. Ich rechne auf deinen Freundschaftsdienst; ich will dir dafür unterwegs noch einige Winke geben, damit du mit Erfolg nach Schätzen graben kannst.“

Ruba horchte gespannt den Worten; die Aussicht, Schätze zu finden, hatte ihn mehr als willfährig gemacht.

„Gut, ich will dich gern begleiten; doch wie lange dürfte die Reise dauern? Weiß der Herr Schlosssekretär von deinem Vorhaben?“

„Aber selbstverständlich, ich werde doch nicht wie ein Dieb das Schloß heimlich verlassen.“

„Und weiß sonst noch jemand um deine Abreise?“

„Außer Herrn von Roschamski nur noch der brave Florian, und der wird darüber nicht sprechen; ich brauche doch außer der Kalesche, in der wir fahren werden, noch einen Ernteleiterwagen, um meine wenigen Gabselfigkeiten fortzuschaffen zu können, und die Verwaltung über Pferde und Wagen wird Florian morgen gegen Abend von mir übernehmen.“

„Nun sage mir aber doch endlich, wohin denn deine Ausreise geht, und wie lange sie dauert; du sprichst so geheimnisvoll zu mir, daß ich glauben muß, es gehe weit, in andre Reiche.“

„Die Reise, lieber Freund, dauert sieben bis acht Tage, weil wir langsam fahren müssen. Wohin es geht, sage ich dir heute noch nicht; es tut ja auch wenig zur Sache. Übrigens kann ich dir zur Beruhigung mitteilen, daß Herr von Roschamski nichts dagegen hat, wenn du mich begleiten willst. Aus diesem Grunde brauchst du dich auch nicht besonders bei ihm abzumelden. Nun möchte ich noch, lieber Ruba, einige Stunden mit dir zusammen weilen. Laß uns ins Brauhaus gehen. Der Wächter schuldet mir noch einige Dukaten, die er sich vor mehreren Jahren von mir geliehen, und vielleicht ist es möglich, daß er sie mir heute erstattet. Florian habe ich auch gebeten, zu einem Abschiedstrunk zu kommen, und er versprach, mir die Bitte zu erfüllen; er wollte eine Stunde später erscheinen.“

„Gern gehe ich mit dir; ein Glas Met ist auch bei mir ein seltener Genuß, der schon mehrere Monate lang nicht mehr über meine Rippen gekommen ist. Hast du auch den Herrn Oberförster eingeladen?“

„Nein, Ruba, der ist ein zu feiner Herr, der meine Einladung als Beleidigung angesehen hätte.“

„Du irrst dich, Mattusch. Wenn er auch dienstlich höher steht, als du und ich, so hat er dir doch eigentlich nie böse gewollt, und es wird ihn vielleicht schmerzen, daß du ihn nicht aufgefordert hast.“

„Ruba, die Einladung unterblieb auch nicht ohne Absicht; der Oberförster ist ein guter Freund des Bürgermeisters, in dessen Schub wohl schon mein Urtheil liegt.“

„Ich verstehe, Mattusch,“ murmelte Ruba verständnisvoll, „doch glaube ich, daß du dem Oberförster mit diesem Verdachte, wenn auch unbeabsichtigt, wehe tust.“ —

„Kann sein,“ gab Mattusch traurig zurück.

Am nächsten Morgen ging Mattusch zu Simeon, um von demselben sein bei ihm angelegtes Geld und den Betrag für die Körnerfrucht abzuholen. Ein stattliches Stämmchen war es, das er ausgezahlt erhielt. Seine Augen glänzten freudig.

Den Tag über umwanderte der Schloßvogt das letzte mal die Äcker seines Herrn, und das Herz wurde ihm weich. Doch der Starrköpfige und Steifnackige wollte nicht weich erscheinen; er kämpfte die aufsteigende Gemüthsstimmung nieder.

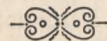
An der Stelle, wo er Walef mit dem Stocke niedergeschlagen, blieb er besonders lange sinnend stehen, und er glaubte noch in diesem Augenblicke, daß nicht Walef, — sondern ihm ein großes Unrecht widerfahren sei. Selbstsam! —

Endlich riß er sich von seinen schwermütigen Betrachtungen los; er kehrte heim. Wieder ging das Tages-

gestirn zur Ruhe. Still lag der Schloßhof da, und die Augen des Schloßvogts grüßten zum letzten Male die bekannten Gebäude und Bäume. Der Gewaltige war tief niedergeschlagen.

Mattusch bestieg die bereitstehende Kalesche, in der schon seine Angehörigen und Ruba Platz genommen hatten. Jetzt im letzten Augenblicke raunte er Ruba ins Ohr: „Ins Land und zum Schlosse der Gräfin Agnes.“

„Ah!“ war alles, was Ruba überrascht über seine Lippen brachte. Schweigsam fuhren die Reisenden aus dem Schloßhofs hinaus. Mattusch war um den ganzen Verlust seiner Kindheit und Jugend, um den Verlust seiner Heimat dem Arme des Gesetzes entronnen. — — —



Ruba, der Hoflieferant.

Recht herbstlich war es inzwischen geworden. Kalte Stürme wehten von den Karpaten her, und schwere Regenschauer durchgeißelten die Luft. Wie trübe, raunende Schleier wob es sich tränend um Busch und Strauch. Die fahlen, abgestorbenen Blätter klebten feucht und leimig an den kurzgeschorenen Rasenflächen, und wer nicht durchaus im Freien tätig zu sein brauchte, blieb zu Hause beim warmen Ofen. Die schon deutlich merkbar kurzen Tage mahnten an das Herannahen des Winters, vor dem man sich in diesem Jahre fürchtete. Wider Erwarten hatte er schon sehr früh sein Kommen angezeigt; die Wege und Furchen bedeckten sich mit dünnem, strahligen Eise, das beim Drauftreten wie Glascheiben klirrend zersprang, und am Abend des Festes Allerheiligen fiel der erste Schnee. Wohl hoffte man, daß die weiße, flaumfederweiche Hülle bald wieder verschwinden und noch einigen Tagen schönen, trockenen Herbstwetters Platz machen würde, aber ein dichtes, unbewegliches Gewölk ließ die Strahlen der Sonne nicht hindurch. Den ganzen Tag über lagerte ein entmutigendes Dämmerlicht auf dem Schloßhofe und seiner Umgebung; ein scharfer,

aus Nordosten, von den Tundren Sibiriens wehender Wind setzte ein, und der Winter war plötzlich vor der Thür. — Am tiefdunklen Nachthimmel funkelten Millionen von Welten im überirdischen Glanze, und zahlreiche Sternschnuppen flogen mit Blitzesschnelligkeit vom Zenit zum Horizont in zartem, bläulichen Licht.

Der Schloßherr war seit einigen Tagen von seiner langen Reise zurückgekehrt. Die viele Monate lang andauernde Abwesenheit und die Nachrichten, die er ins Bad gesandt erhalten hatte, schienen entfremdend auf ihn eingewirkt zu haben. Während er sonst bei der Rückkehr von einer großen Reise immer fröhlich war und tagelang im Schloßgarten herumspazierte, ab und zu die Ställe aufsuchte und seinen lieben Haustieren Koseworte zurief, war er diesmal außerordentlich ernst gestimmt. Auch seine Neigung, Späßen und anderes Kleintier zum Zielobjekt seiner Vogelflinte aufzusuchen, schien ihn verlassen zu haben. Schon aus dem knappen Erwidern des ihm von der Dienerschaft entgegengebrachten Willkommen- grußes klang nur eine erzwungene Fröhlichkeit, die allen Beteiligten auffiel. Nur gegen Frau Banie und Herrn von Koschamski fand er wärmere Worttöne, die ihm aber ersichtlich schwer ankamen. Unwillkürlich wirkte diese freudlose Stimmung des Schloßherrn auch auf die Gemüther der Schloßbewohner ein. Die Nachricht vom Weggange des Schloßvogts ließ den Schloßherrn völlig gleichgültig; er tat, als wenn er sie nicht vernommen hätte, er hielt alles, wie es gekommen, für selbstverständlich.

Nur Ruba allein, von der Reise zurückgekehrt, blieb heiter und guter Dinge.

So vergingen einige Tage. Das Unwetter hatte sich ausgetobt, große Schneemassen waren herabgekommen, und ein trockener, scharfer Frost überzog wie eine Watteruste die weite, weiße Fläche. Es war bitter kalt geworden. Trotz strahlender Mittagssonne nahm die Kälte bedenklich zu, und an den Häuserwänden und Türflinken flimmerten Frostkristalle. Aus den Schindeldächern flogen pfeifend die Nägel hoch in die Lüfte.

Aus Lappland zugeflogene Vögel, Scharen von Seidenschwänzen, die nur alle sieben bis acht Jahre sich einmal erblicken lassen und als Vorboten eines strengen und langen Winters gelten, hüpfen harmlos von Ast zu Ast. Die tiefroten, wie Weinbeeren schmeckenden gefrorenen Früchte der Ebereschen und die zusammengeschrumpften Beeren der Verberike wurden von ihnen aufgesucht; es waren prächtige Tierchen, deren Gefieder und zutrauliches Wesen jedes Menschenauge entzücken mußte, und sie weilten, überreichlich Nahrung findend, tagelang im Schloßgarten. Auch Wildgänse, seltene Gäste, flogen mit lautem Geschrei, wie Gespenster, während der Nachtzeit, und so mancher verspätete Wanderer mag angstvoll den hoch in den Lüften vorüberwallenden Geistertönen und dem Rauschen der Flügel nachgehört haben.

Für Ruba war eine Zeit der Freude angebrochen. Er hatte genügend Muße, die er dazu verwendete, um außer den prächtigen Seidenschwänzen auch noch Vögel, die aus den heimischen Wäldern Futter suchend zugeflogen kamen, unter anderen Kohlmeisen, Blaukehlchen, Gimpel und Stieglitze, mittels Noßhaarschlingen, selbstgefertigten Schlagnetzen und Reimruten zu fangen. Ein edler Be-

weggrund erfüllte dabei sein Herz. Nicht, um aus dem Fange einen Erwerb zu machen, huldigte er diesem interessanten Zeitvertreib, sondern nur deshalb, um die Tierchen vor Hunger und den Unbilden der Witterung zu schützen; er lockte sie an und suchte sie in seine Gewalt zu bringen, um ihnen alsdann im Frühjahr, wie Noa der Taube, die Freiheit wiederzugeben. Oft schien es ihm, als ob er einzelnen Gefangenen schon in früheren Jahren ein freundliches Gastrecht gewährt haben könnte, denn sie bewegten sich ruhig und friedlich in den ihnen zur Wohnung bestimmten Käfigen; sie nahmen auch bald das dargereichte Futter, während andere derselben Art nicht eher ihren Befreiungsdrang aufgaben, als bis sie erschöpft und flügelahm auf den Boden des Käfigs gesunken waren.

Tagelang widmete er sich dieser Jagd. Blaurot vor Kälte, lugte er, in einen weißgegerbten Schafpelz gehüllt, hinter den blätterlosen Büschen, um die ängstlich flatternden kleinen Schelme sofort, nachdem sie sich in den Schlingen oder Schlagnetzen verfangen hatten, zu lösen. Er hatte schon eine ziemliche Menge der kleinen, hungrigen Wintergäste in sicherer Obhut geborgen, ohne daß der Jagdeifer auch nur im mindesten nachgelassen hätte. Am liebsten hätte er über den großen Schloßgarten ein feinmaschiges Netz spannen wollen, um all' die kleinen, hungrigen Schreihälse in seinen Schutz zu bringen; doch mußte natürlicherweise dieser Wunsch unerfüllbar bleiben. Der Schloßherr sah des öfteren vom warmen Zimmer aus dem unermüdlischen Jangeifer Ruba's zu, und es belustigte ihn das Treiben dieses lebensfrohen Burfschen.

Der Nachmittag neigte sich dem Abend entgegen. Der Vogelfreund mußte, wenngleich auch schweren Herzens, bis zum nächsten Morgen das weitere Fangen aufgeben. Das Dämmerlicht mahnte ihn an seine Sakaienpflichten. Die ihrer Freiheit sich noch erfreuenden Vögel flogen den Strohschubern und Scheunen zu, um vielleicht schon morgen mit ihren gefangenen Geschwistern und Freunden in den geräumigen Käfigen vereint zu werden.

Mit halberstarrten Fingern machte sich Ruba nun an die Füllung der blitzblanken, messingnen Tischlampe, die er anzündete und ins Zimmer des Schloßherrn eintrug.

Der Schloßherr war vom Nichtstun etwas ermüdet und abgelenkt im Polstersofa flüchtig eingenickt. Er erwachte plötzlich, als Ruba mit der hellen Lampe ins Zimmer trat. Verdrießlich rieb er sich die Augen, das Licht blendete ihn, tat seinen Augen weh. Launenhaftes Seufzen entrang sich seinen Lippen, als er, seine Taschenuhr ziehend, gewahrte, daß erst die fünfte Stunde nahte. Die tiefe, fast geisterhafte Stille im Schlosse, der frühe Abend, die überwarmer Zimmerluft, die mit einem fast betäubend wirkenden Parfüm durchsättigt war, wirkten erschlassend auf ihn ein und nahmen ihm vollends die Kraft, an ernste Arbeit zu denken. Zudem haßte er jede Tätigkeit, außer der im leichten Vergnügen liegenden, und er konnte es nicht verstehen, daß seine Mitmenschen nach vollbrachtem, angestrengtem Tagewerk noch fröhlich und guter Dinge sein konnten.

„Ist Herr von Roschamski noch anwesend?“ fragte er, wie aus Träumen erwachend.

„Zu Befehl, Herr Baron! Herr von Roschamski befindet sich noch in der Kanzlei; ich habe ihn husten hören, als ich die Lampe hier ins Zimmer getragen.“

„Geh' zu ihm und sage ihm, ich lasse ihn bitten, zu mir zu kommen.“

Ruba räumte das feine PorzellanGeschirr, aus welcher der Schloßherr zur Vesperzeit Schokolade getrunken, vom Tische und verließ das Zimmer. Im Vorbeigehen entledigte er sich des ihm gegebenen Auftrages.

Wenige Augenblicke später trat der Schloßsekretär, die mächtige Hornbrille, die er abzunehmen vergessen, auf der Nase, wie befohlen, ins Zimmer.

„Hören Sie, mein lieber Herr von Roschamski, ich verberge vor Langeweile. Ich weiß nicht, wie es gekommen, aber ich fühle mich diesmal nach meiner Rückkehr von der Reise so unbehaglich hier, wie dies noch nie der Fall gewesen ist.“

„Herr Baron, ich habe herausgemerkt, ebenso auch Frau Vanie, daß Sie unter einem starken Gemütsdrucke stehen dürften. Sie leiden seelisch. Es bleibt aber doch schließlich nichts anderes übrig, als wie sich mit dem Unabänderlichen abzufinden.“

„Ich verstehe, worauf Sie anspielen. Sie meinen damit die zerstückelte Verbindung mit der Frau Gräfin.“

„Gewiß, Herr Baron waren ihr doch innig gut.“

„Nun ja,“ entgegnete etwas gezwungen lächelnd der Schloßherr, „aber dieser Fall hat mir das Herz nicht gebrochen. Die Frau Gräfin war hübsch, vor allem interessant, und sie verleugnete in ihrem ganzen Wesen nicht die französische Abkunft. Es war eine zierliche,

temperamentvolle Anmut, die sie umgab; sie war fast das Gegentheil unserer jetzigen Schloßdame, der Frau Banie."

"Herr Baron haben eine scharfe Beobachtungsgabe. Nichtsdestoweniger sind die Menschen in ihren Stimmungen zum großen Theil von den sie umgebenden Lebensbedingungen abhängig. Frau Banie ist ebenfalls eine hochinteressante, geistvolle Dame, nur wühlt noch der Schmerz um ihren verstorbenen Gatten zu tief in ihrem Herzen. Die Innigkeit eines verlorenen, glücklichen Familienlebens vergift sich nicht leicht, und Herr Banie, ich kannte ihn persönlich, war von vornehmem, edlen Charakter."

"Glaube ich gern! Und ich wollte unserer Schloßdame nicht im geringsten wehe thun. Doch Sie stehen noch, Herr von Roschamski, entschuldigen Sie, daß ich Ihnen einen Sessel anzubieten vergessen habe," damit lud der Schloßherr zum Sitzen ein.

Herr von Roschamski nahm Platz, und der Baron lenkte seine Schritte zu einem Mahagonischränkchen, dem er eine Flasche Chartreuse entnahm, aus der er zwei Gläschen füllte.

"Sehen Sie, lieber Herr von Roschamski, das ist Lethe," sprach er lächelnd, aber wie unter Tränen, „es ist ein köstlicher Trank, der Gehirn und Herz belebt," und beide leerten die Gläschen.

"Um noch auf das Gespräch über die Frau Gräfin zurückzukommen, muß ich Ihnen doch eingestehen, daß ich mit dieser Lösung vollständig ausgeföhnt und eigentlich recht froh darüber bin, daß die Verhältnisse noch zu rechter Zeit eingegriffen haben. Es bleibt doch immer

eine schwierige und mißliche Aufgabe, einer Witwe den ersten Gatten seelisch ganz zu ersetzen. Nicht jeder Mensch hat dieselben Tugenden und Vorzüge, und die Erinnerung schafft unter Umständen dauernde Empfindungen und Verdrießlichkeiten. Es kommen Stunden, in denen der Verstand Vergleiche zieht, wenn eine Seelendissonanz zu nahen droht, oder gar schon Platz gegriffen hat. Der überlebende Theil aus erster Ehe fühlt sich alsdann vereinsamt, unglücklich und verehrt ein verklärtes Bild der Vergangenheit, das lebend in den Rahmen der Wirklichkeit vielleicht gar nicht hineingepaßt hätte."

"Herr Baron, auch ich habe ähnliche Gedankengänge, dennoch glaube ich sagen zu können, daß der Charakter der Frau Gräfin vorzüglich zu dem Ihrigen gepaßt hätte. Doch darüber sind ja die Akten geschlossen; verzeihen Sie, Herr Baron, die getane Erwähnung!"

"Ja, lieber Herr von Roschamski, verlassen wir diesen Gesprächsstoff, — zumal der Schloßherr von Mischewski noch unter den Töchtern des Landes wählen kann," setzte er schwermütig hinzu.

"Und auch wird, Herr Baron," fügte aufmunternd der Schloßsekretär bei.

"Wird? Das ist eine offene Frage. Meine Bekanntschaft mit Damen, auf deren Hand ich gewissermaßen eine Anwartschaft hätte, ist nicht gering, und doch, wenn es zum entscheidenden Bewerbungswort hätte kommen sollen, dann wäre ich wahrscheinlich zurückgetreten. Zartes Frauengemüt strahlt immer hell, wie ein Demant; es verträgt keine dauernde, gewaltsame Trübung, gerade so wie das menschliche Auge, das durch Tränen sich zum

strahlenden Glanze durchringt. Die einzige, die meinem Herzen wirklich nahe stand, und die ich hätte dauernd lieben und verehren können, war Fräulein Hedwig. Je mehr ich aber über dieses Verhältnis nachdenke, um so stärker prägt sich bei mir die Empfindung heraus, daß eine mit dieser, von mir noch heute hochgeachteten Dame geschlossene Ehe für beide Teile vielleicht verhängnisvoll geworden wäre. Ich bin nun einmal ausgesprochener Sanguiniker und werde wahrscheinlich zeitlebens von diesem Temperament beherrscht bleiben. Fräulein Hedwig aber hat fast melancholische Anwandlungen, und es hätte sich eine Liebe herausgebildet, — na wie? — wie die eines Habichts zu einer Taube. — Es ist doch eigentümlich, daß sich dieses Bild immer wieder vor meine Seele drängt. — Es wäre nur zu Verstimmungen, zu Gegenständen gekommen, die schließlich zur Entfremdung hätten führen können."

"Herr Baron! Wo wahre Liebe den Grundton für eine seelische Verbindung gegeben hätte, würde auch bei tiefer Entfremdung Liebe, vereint mit Erbarmen, um Vergebung gefleht haben. Wahre Liebe bleibt glücklich selbst im Unglück. Der Schimmer der Heiligkeit wahrer Liebe bleibt immer bestehen. Überdies ändern sich auch Temperamente bei eintretender Einsicht, der guter, redlicher Wille freilich vorangehen muß; selbst Zähzorn, einer der schlimmsten sittlichen Mängel, kann sich in Dammesgeduld wandeln. — Nur Mangel an Menschenwürde, an seelischem Empfinden, kann dem Menschen den Weg zur Noheit freihalten, und in ihm den rücksichtslosen Egoisten, das Tier, zur Herrschaft gelangen lassen, und keine dieser

traurigen Eigenschaften treffen bei Ihnen zu. Sie hätten, Herr Baron, mit Fräulein Hedwig glücklich werden müssen."

Der Schloßherr hatte die Augen zu Boden gesenkt und ruhig den Worten des Schloßsekretärs zugehört. Er bewunderte im stillen den Freimut der Rede und fühlte sich nicht ungetroffen.

"In Ihnen, Herr von Roschamski, hat die Menschheit einen Anwalt, einen Verteidiger der Tugend verloren," dabei drückte er seinem Schloßsekretär innig die Hand

"Herr Baron, in ihren Worten klang für mich ein sehr hohes, aber unverdientes Lob."

"Gut, gut," wehrte der Schloßherr sanft ab, „es ist ein Kennzeichen edler Naturen, daß sie selbst verdiente Anerkennung als peinlich empfinden. Doch, da wir gerade von Fräulein Hedwig sprechen, so interessiert es mich, zu erfahren, wie es ihr geht. Ich denke oft an sie."

"Fräulein Hedwig geht es gut, Herr Baron. Sie ist weiter das inniggeliebte, jetzt einzige Kind ihrer Eltern und hat sich dem heiligsten Werke des Lebens gewidmet. Sie waltet als ein stiller Engel der Barmherzigkeit in den Hütten der Armen und Kranken, und verrichtet Samariterdienste. Die Bedrängten erblicken in ihr ein fast überirdisches Wesen; sie wandelt in den Bahnen großer Heiliger. Sie weilt furchtlos sogar bei Blattern- und Nervenfieberkranken."

"Ganz so edel wie ihre verheiratete Schwester. Und gedenkt Fräulein Hedwig noch meiner?"

"Fräulein Hedwig wohl, aber nur wie ein Seraph liebend sich des Seraphs erinnert."

Dem Schloßherrn sprang eine heiße Träne aus seinen Augen, er seufzte schmerzlich auf.

„Ein einziger Augenblick hat sie mir geraubt, aber nicht für immer. Hedwig! Wenn einstens die Ewigkeit uns beiden sich wird erschlossen haben, dann werde ich dich, frei von den Banden der Erde, des Unvollkommenen, geläutert durch eine heilige Sehnsucht, aus der liebenden Hand des Schöpfers erlösen!“

Wie ein Hymnus erklangen in Begeisterung diese Worte, und ein herrliches Feuer erstrahlte aus den Augen des Sprechers.

Herrn von Roschamski wurde es bei dem Gehörten warm ums Herz. Eine solche tiefe und reine Zuneigung hatte er bei dem Schloßherrn doch nicht erwartet.

„Herr Baron, wir leben noch, und Tag und Jahr bringen neue Stunden, hoffentlich auch die glücklichste, einer Vereinigung noch hier auf Erden. Fräulein Hedwig, jetzt noch blutjung, wird einst das Bedürfnis nach einer Stütze, einer selbstlosen Freundschaft im Leben empfinden, und an eine solche, bei Ihnen zu finden, sich erinnern. Auch verblaffen mit der Zeit selbst unangenehme Eindrücke, wenn das Verzeihen sich ihrer erbarmt und neue Gedankenwege rosigen Ausblick eröffnen. Bei der Tiefe ihrer Zuneigung, die mich wahrhaftig überrascht hat, wird Fräulein Hedwigs Bild noch auf Jahre hinaus auf dem Grunde Ihres Herzens erstrahlen. Überlassen Sie mithin alles Gott, dem Unerforschlichen und Allmächtigen, und der strömenden Zeit. — Doch nunmehr zurück zur augenblicklichen Wirklichkeit des Lebens. Sie

sind, Herr Baron, heute seelisch stark ergriffen, wir müssen eine Ablenkung eintreten lassen.“

Der Schloßherr starrte in Gedanken vor sich hin.

„Herr Baron, ich schlage Ihnen eine Schlittenfahrt vor. Wie wäre es, wenn wir den Herrn Erzpriester oder den Fürsten von Pna besuchen würden? Beide sind zu Hause. Wenn man allein ist, kommen leicht trübe Gedanken, deren man nur schwer Herr wird. Überdies sind Sie, Herr Baron, fast vierzehn Tage schon zu Hause, ohne eine Begegnung mit einem dieser Herren gehabt zu haben, und Geselligkeit ist Ihnen ja Lebensbedürfnis. Ich zweifle auch nicht, daß diese Herren sich sehr über Ihren Besuch freuen würden.“

Der Schloßherr erhob sich aus dem Sessel und schritt, die Hände über dem Rücken gekreuzt, schweigend im Zimmer auf und ab.

Auch der Schloßsekretär hatte sich erhoben.

„Herr Baron,“ erinnerte Herr von Roschamski, das Schweigen unterbrechend.

Der Schloßherr hielt inne in seinem Gehen.

„Bislang habe ich Sie nur als einen Feind des Fürsten kennen gelernt, und die Gründe für Ihre Abneigung schienen mir wohlertwogen. Um so mehr nimmt es mich Wunder, daß Sie selbst es sind, der mir zu einem Besuch des Fürsten ratet.“

„Herr Baron, ich tat es nur Thretwegen, weil ich für Ihre Gesundheit besorgt bin, und augenblicklich keinen anderen Ausweg finde. Meine Gegnerschaft, Feindschaft wäre nicht das richtige Wort, ist auch weiter berechtigt, denn sie entspringt dem Bedürfnis eigener Lebenserhal-

tung. Aber wir können ja auch zum Herrn Erzpriester fahren."

"Gut, Herr von Roschamski. Wir fahren zum Fürsten. Bitte, rufen Sie Ruba herein."

Ruba trat halbberstört ins Zimmer, er hatte die ganze Unterredung durch die Tür hindurch gehört.

"Den besten Schlitten, die besten Pferde und das beste Geläut," befahl kurz der Schloßherr. "Ein Korb Schaumwein von der neuen Sendung ist mitzunehmen, wir wollen nicht wie Bettler mit leeren Händen hinkommen. Bringe mir auch meinen Pelzrock und den Mantel mit dem Bärenfellragen. Für Herrn von Roschamski schaffe den Fischotterpelz herbei, aber rasch. In zehn Minuten hat der Schlitten vor dem Schloßportal zu stehen. Verstanden?"

"Zu Befehl, gnädiger Herr," und Ruba flog fast davon, um den Auftrag auszuführen.

"Was sagte da der Bursche? Zu Befehl?" fragte erstaunt der Schloßherr.

"Das ist so Ruba's Art, Herr Baron," erwiderte lachend der Gefragte, ohne auf eine nähere Antwort einzugehen.

Der Schloßherr dachte über die beiden Worte Ruba's nicht weiter nach.

"Sie haben mir, mein lieber Herr von Roschamski, mit Ihren tröstenden Worten und dem Vorschlage einer Schlittenfahrt eine große Erleichterung geschaffen; ich fühle mich wieder lebensmutig und habe die Hoffnung wiedergefunden. Ich danke Ihnen hierfür von Herzen."

Und man sah es dem Schloßherrn an, daß er wahr

gesprochen; die Lebenslust leuchtete ihm wieder aus den Augen, und seine Bewegungen wurden rascherer, elastischer Art.

"Doch Sie rauchen ja nicht. Ach, entschuldigen Sie, daß ich so vergeßlich war, daran nicht gedacht zu haben; das ist Ihnen gewiß schmerzlich angekommen."

"So schlimm war es nun nicht, Herr Baron, obgleich ich ganz gern eine gute Zigarre rauche."

"Nun also rasch das Versäumte nachholen," dabei reichte er eine bereits geöffnete Kiste. "Greifen Sie nur herzhaft hinein, immer bitte, nehmen Sie, mein lieber Herr von Roschamski, und versehen Sie sich gleich mit Zigarren genügend für den Weg. Wo haben Sie Ihr Etui, bitte, reichen Sie es mir, damit ich dasselbe füllen kann; es sind vortreffliche Havannazigarren, die ich in Nizza gekauft, die besten, die vorrätig waren."

"Das glaube ich gern, Herr Baron, diese Zigarren werden sicherlich besser sein, als diejenigen, die unser Ruba fabriziert," entgegnete lachend Herr von Roschamski und zündete sich dabei das edle Kraut an, dem ein herrliches Aroma in lichten, blauen Wölkchen entströmte.

"Ruba fabriziert Zigarren? Das ist ja etwas Neues," fragte erstaunt der Schloßherr.

"Schon seit einem Jahre; ich habe ihm am Abhange des Schloßgartens eine kleine Fläche zum Anbau von Tabak eingeräumt, und er ist drauf und dran, sich zu einem Zigarrenfabrikanten auszubilden."

Der Schloßherr lachte hell auf, als er dies hörte. —

„Kuba hat auch schon eine feste und ziemlich ausgebreitete Kundschaft, und aus dem Erlös für seine Fabrikate hat er sich ein für ihn stattlich zu nennendes Sümmechen erspart.“

„In diesem Burschen steckt doch ein gutes Stück Intelligenz; nur schade, daß sie nicht früh genug erkannt und gehoben worden ist. Haben Sie auch schon von seinem Fabrikate geraucht?“ fragte scherzend der Schloßherr.

„Freilich wohl, aber ich denke daran mit ein wenig Grausen. Im übrigen geben die Zigarren, die Kuba fabriziert, im Aussehen denjenigen, die man bei unseren Kaufleuten im Städtchen erhält, gar nichts nach, nur der Verschluß der Zigarren will Kuba nicht recht gelingen. Er hat schon alle möglichen Klebemittel versucht; Mehlkleister, Stärke, Leim, es wollte aber die Enddecke nicht halten. Jetzt nimmt er Honig dazu, und er glaubt, darin endlich das Richtige gefunden zu haben. Wenn es Herrn Baron interessiert, will ich einige von seinen Zigarren herbeiholen, ich habe auch welche in meiner Kanzlei.“

„Aber selbstverständlich, Sie haben meine Neugierde erregt.“

Der Schloßherr geriet inzwischen in recht frohe Laune.

Herr von Roschamski brachte das Kästchen, dessen Inhalt der Schloßherr aufmerksam betrachtete. Die Zigarren hatten ein schönes Äußeres.

„Donnerwetter! Das hätte ich aber doch nicht erwartet. Lassen Sie mich eine rauchen; ich will doch selbst einmal eine richtige Kuba-Cuba-Zigarre kosten.“

Der Schloßsekretär verbiß sich mühsam das Lachen und reichte dem Schloßherrn Messer und Licht.

„Sie haben Recht,“ sprach lächelnd der Schloßherr, als er die Zigarre zwischen die Lippen genommen; der Kerl klebt tatsächlich die Deckblattspitze mit Honig zu, es kann aber auch Sirup sein, denn es schmeckt mir ganz danach, und beinahe so sauer süß, wie eine echte Habanna.“

Die Zigarre brannte ganz gut und hinterließ eine schöne, weiße Asche; doch schien der Tabak keiner Cubarnte zu entstammen, denn nach annähernd zehn Zügen feuerte der Schloßherr den Rauchstengel wütend in die Ecke.

„Das ist doch ein verfluchtes Kraut, aus dem das Ding gedreht ist; dazu gehört ein schon entsetzlich verdorbener Geschmack, um eine solche Zigarre bis zu Ende zu rauchen.“

Der Schloßsekretär lachte, daß ihm die hellen Tränen über die Wangen liefen.

„Es ist eben Fabrikat Kuba.“

„Donnerwetter ja, aber keine Cuba. — Was kostet denn so eine Zigarre?“

„Im einzelnen das Stück einen Dreier.“

„Zuviel ist es eigentlich nicht, immerhin aber Geld genug; hoffentlich versteht der Bursche zu seinem Vorteil zu rechnen. Doch entschuldigen Sie, lieber Herr von Roschamski, ich glaube, mir wird übel.“

„Es wird sich schon geben! Herr Baron müssen sich erst an das edle Kraut gewöhnen.“

Herr von Roschamski zitterte vor Lachen.

„Und den verdammtten Sirupgeschmack werde ich nicht los. Füllen Sie, bitte, inzwischen die Gläschen, ich will,“ —

Der Schloßherr ging ins anstoßende Zimmer. Er kehrte leichenblaß zurück.

„Sagen Sie mir, um Himmelswillen, wer raucht denn von diesen Zigarren?“

„Es sind kleine Ackerbürger und Arbeiter, die Ruba als seine Abnehmer zählt, und für die Insassen des Hospitals bedeutet es immer einen Feiertag, wenn unser Zigarrenfabrikant unter ihnen erscheint und freigebig, wie er immer ist, seine vollen Taschen leert.“

„Wir möchten doch einmal diese Zigarren auf ihren Inhalt prüfen, es wäre interessant, zu erfahren, was er als Einlage für dieselben verwendet.“

Herr von Roschamski beeilte sich, dem Wunsche des Schloßherrn nachzukommen. Der Inhalt war überraschend genug, und die Wirkung dementsprechend durchaus erklärlich.

Ruba trat ins Zimmer; er brachte die gewünschten Kleidungsstücke, und meldete gleichzeitig, daß der Champagner unter dem Kutschersitz geborgen sei und der Schlitten bald vorfahren werde. Er half dem Schloßherrn beim Umhängen des Pelzmantels, wobei er einen listigen Blick auf die Zigarren warf, deren Fabrikant er war. Die zerlegte Zigarre schien ihm jedoch nicht sonderlich Freude zu bereiten, er fühlte sich in seiner Fabrikantenehre verletzt.

Der Schloßherr sah ihn mit gemischten Gefühlen an, Ruba bemerkte dies und fürchtete den Ausbruch eines Ungewitters.

„Höre mal, Ruba, wie mir Herr von Roschamski mit-

geteilt hat, beschäftigst du dich in deinen freien Stunden mit der Herstellung von Zigarren.“

„Herr Baron, ja,“ kam es zögernd als Antwort.

„Hast du noch einen kleinen Vorrat von dieser Sorte?“

„Nur noch eine einzige volle Kiste, gnädiger Herr.“

„Dann bringe sie gleich mal her.“

„Dem gnädigen Herrn werden, ich fürchte, diese Zigarren zu stark sein, sie sind aus scharfem Preßtabak.“

„Hm! Laß dies meine Sorge sein, bringe nur das Kistchen, das übrige wird sich finden.“

Ruba stieg das Blut stürmisch in die Wangen. Zögernd wandte er sich zur Tür, um das Verlangte zu holen, welches er, zurück gekommen, zitternd dem jetzt ernst dreinschauenden Gebieter überreichte.

Der Baron war erstaunt, als er Rubas Fabrikat in einer Kiste liegend erblickte, in welcher früher echte Sannabanna-Zigarren aufbewahrt waren.

„Na, alter Freund, was du hier gebracht, sieht ja leidlich gut aus, aber von der Sorte ist das Fabrikat nicht, von welchem das Kistchen kömmt.“

Gelbes Lachen folgte, Ruba schwieg verlegen.

„Hier hast du einen Dukaten, die Zigarren werde ich behalten. Ich hoffe, du bist zufrieden.“

Ruba verzog seinen Mund zu breitem Grinsen, seine Augen leuchteten, als der Baron ihm das Goldstück überreichte.

„Tausend Dank, gnädiger Herr, tausend Dank!“

Dann verließ er strahlend vor Freude das Zimmer. Der Dukaten war ganz warm im Handteller geworden.

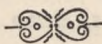
„Wissen Sie auch, Herr von Roschamski, was ich mit diesen Zigarren beginnen will?“

„Ich kann es mir ungefähr denken. Herr Baron wollen sie sicher heute mitnehmen.“

„Prompt erraten!“ pläzte vergnügt der Schloßherr mit der Antwort heraus. „Der Fürst ist ein leidenschaftlicher Raucher, er soll heute daran glauben, und wir werden nun sehen, ob er wirklich ein Feinschmecker ist, wie er es zu sein immer behauptet.“

„Na, Herr Baron, auf diese Szene bin ich wirklich neugierig.“

Der Schlitten fuhr ab. Rubas Brust durchwehte ein stolzes Gefühl. Er war Hoflieferant des Schloßherrn geworden. Von jetzt an wollte er aber auch nachdrücklich verlangen, daß man ihm mit mehr Achtung begegnen sollte und ihn nur noch mit „Herr Ruba“ anreden dürfe.



Neue Zeiten.

Bereits vier Uhr morgens war es, als der Schloßherr und Herr von Roschamski sich vom Fürsten von Pna empfahlen, zur Heimreise rüsteten und dem Schloßhose zurück entgegen fuhren. Aus den kleinen Fenstern in den niedrigen Häuschen der Fronleute leuchteten schon die brennenden Kienspäne, das Vieh meldete sich in den Ställen, und aus den Backstuben der Bäcker duftete der liebliche, erquickende Geruch frisch gebackenen Roggenbrotes. Die Straßen waren menschenleer, und die Wohnungen der Bürger, Kaufleute und Handwerker mit wenigen Ausnahmen in Schlafdunkel gehüllt. Quietschender Frost stach wie Nadeln auf Augenlider und Wangen, und die beiden Reisenden durchzitterte, trotz der Pelze, schneidende Kälte. Sie hörten gegenseitig ihre Zähne klappern. Die Bärte waren trotz der verhältnismäßig kurzen Fahrt zu Eisklumpen verwachsen und schauerten klirrend am hartgefrorenen Luche der Pelze. Im Schloßhose walteten Florian und dessen emsige Ehefrau schon in ihrer gewohnten Tätigkeit. Das Dienstpersonal war im Aufstehen begriffen, einzelne Tritte waren schon hörbar, und beim Öffnen der Stalltüren, die mit geflochtenen

Strohbündern gut verwahrt waren, wallte die über Nacht aufgespeicherte Wärme wie eine Dampfwolke ins Freie. Frau Banie war auch schon aufgestanden und nicht wenig erstaunt, als die Schlittenschellen erklangen; sie wählte den Baron bestimmt lange schon zu Hause und schlafend.

„Sie brauchen heute nicht zu kommen; schlafen Sie recht gut aus, denn morgen haben wir, wenn das Wetter scharf bleibt, große Treibjagd. Zonsek mag Sie nach Hause fahren. Gute Nacht, Herr von Roschamski.“

„Gute Nacht, Herr Baron!“ — — —

Gegen vier Uhr nachmittags erwachte der Schloßherr. In der Nacht angekommen, hatte er den ganzen Tag über, fast volle zwölf Stunden geschlafen, die Dämmerung für die nächste Nacht heimelte schon stark heran. Der Schloßherr war vollkommen ausgeruht. Niemand hatte ihn zu stören gewagt, und Ruba konnte ohne Unterbrechung seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Vogelfang, nachgehen. Frau Banie hatte als sorgende, gewissenhafte Schloßverwalterin die Hände vollauf zu tun. Plötzlich schrillte im Schlosse laut die Glocke.

Ruba spitzte die Ohren. Es schrillte zum zweiten Male. Er lief herbei und trat in das Zimmer des Schloßherrn, der, schon völlig angekleidet, auf und ab ging.

„Hier, diese Briefe trage zum Herrn Erzpriester und Herrn Doktor Gustil. Warte an beiden Stellen auf Antwort! Halte noch!“ Er setzte sich rasch an den Schreibtisch, und auf zartgetöntem Büttenpapier glitt pfeifend der Gänsekiel. „Diesen Brief gib dem Herrn Lehrer, na, — der zur Fasching auch hier war. Sage ihm, er möge

seine Violine, und soweit er Noten besitzt, auch diese dir mitgeben, damit er sie nicht zu tragen brauche. Ich lasse mich ihm bestens empfehlen.“

„Zu Bäfä!“

Der Schloßherr warf Ruba einen zornigen Blick zu, aber der Unmut berrauschte so rasch, als er gekommen. Er schwieg.

Er war allein. Vom Hausflur her ertönte die weiche Stimme der Frau Banie, die einem Dienstboten einen Auftrag erteilte. Der Schloßherr öffnete die Thür und erblickte sie.

„Frau Banie, wenn ich bitten darf, nur auf einen Augenblick.“

„Gern, Herr Baron.“

„Ich habe Ruba mit Einladungen fortgeschickt; ich erwarte den Herrn Erzpriester, sodann auch Doktor Gustil und den deutschen Lehrer. Wir wollen heute Abend etwas musizieren. Kann ich für diese liebe Gesellschaft auf ein gutes Abendessen bei Ihnen rechnen?“

„Gewiß, Herr Baron! Küche und Keller sind gut bestellt.“

„Vielleicht mein Lieblingsgericht, Zur mit gekochtem Schinken?“ setzte er fragend, schmeichelnd hinzu.

„Das wird, Herr Baron, leider nicht möglich sein, weil die Zeit zur Zubereitung zu kurz ist. Ich werde aber eine gutgemästete Gans schlachten lassen; es ist die Zeit, in der sie am besten mundet, und eine feinsäuerliche Gänse-suppe kann auch den Beifall eines Königs finden.“

„Gut, aber was noch dazu?“

„Florian kann einige Karpfen aus dem Behälter, der ja infolge der warmen Quelle nie einfriert, holen. Hierzu eine polnische Pfefferkuchensauce, und als Eingang eine Tasse kräftiger Rindsbrühe mit Champignons. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß die Herren zufrieden sein werden. Wir haben auch noch Wildschwein vorrätig. Der Oberförster hat vorgestern einen starken Reiler zur Strecke gebracht.“

„Dann hätten wir ja alles. Nur noch einen kräftigen Glühwein, der ordentlich einheizt und Stimmung schafft.“

„Wird alles bestens besorgt werden, Herr Baron. Doch, wann sollen die Speisen aufgetragen werden?“

„Die Herren habe ich für sechs Uhr hierhergebeten, also vielleicht eine Stunde später, zwischen sechs und sieben Uhr.“

„Schön, kurz nach sechs Uhr kann mit dem Auftragen begonnen werden.“

„Gnädige Frau! Ich danke Ihnen herzlichst.“ —

Frau Banie empfahl sich still und traf sofort die nötigen Vorbereitungen.

Ruba kehrte bald zurück. Alle drei Geladenen hatten ihr Erscheinen zugesagt, und die Freude des Schloßherrn wurde eine noch größere, als er erfahrene, daß der Erzpriester noch einen fremden geistlichen Herrn mitbringen wollte, der zufälligerweise auf der Pfarrei zu Besuch weilte.

„Es ist aber sehr kalt draußen,“ bemerkte Ruba und rieb sich mit den Händen die fast erfrorenen Ohren.

„Dann Sorge auch, daß die Zimmer sämtlich genügend

warm sind. Es muß in den Räumen so angenehm sein, daß man in Hemdsärmeln sitzen könnte, ohne zu frieren.“

„Werde ich besorgen, gnädiger Herr.“

„Sole mir noch vorher den Herrn Oberförster her.“

„Der ist nicht zu Haus, er ist auf den Anstand gegangen. Ein starker Hirsch hat in unser Revier gewechselt, und der Herr Oberförster hofft, ihn heute zur Strecke zu bringen.“

„Dann hole du gleich sechs Flaschen vom ältesten Ungarwein herauf; hier nimm die Schlüssel vom Keller.“

Der Schloßherr war sehr geselliger, gastfreier Natur, es war daher natürlich, daß er sich auf den Besuch freute; er konnte fast nicht die Zeit erwarten, wann er die Herren begrüßen durfte.

Alle Augenblicke schaute er auf die Uhr, deren Zeiger ihm heute nur sehr langsam vorzurücken schienen.

Wenige Minuten nach sechs waren die Herren vollzählig anwesend. Der Schloßherr bewillkommnete sie aufs herzlichste, und bald war ein munteres Gespräch im Gange. Der treffliche Wein mundete, es war die beste Sorte, die der reichgefüllte Keller hergegeben hatte. Die Herren spielten schließlich Schach und Domino, um die Zeit bis zum Abendbrot zu kürzen. —

Das Mahl wurde gebracht; es war vorzüglich, obgleich es nicht mehr Monsieur Dehot, der bereits vor einigen Monaten in die Heimat zurückgekehrt war, bereitet hatte. Der Schloßverwalterin, die auch an der Tafel Platz genommen, wurde herzlichste Anerkennung ausgesprochen.

Der Schloßherr schwamm förmlich in fröhlicher Laune, die sich bald von Anfang an auf alle Gäste übertragen hatte. —

Die Tafel war aufgehoben, der Lehrer stimmte die Streichinstrumente. Es gab ein schönes Quartett. Der Gastgeber spielte leidenschaftlich gern Violine, und er beherrschte das Instrument fast meisterhaft. Doktor Gustil spielte die zweite Violine, der Lehrer die Viola und der fremde Geistliche Cello. Erzpriester und Schloßverwalterin, denen sich später noch Herr von Roschamski zugesellt hatte, bildeten die Zuhörerschaft. Das Quartett hätte sich gut öffentlich hören lassen können, zumal nur gewählte Tonstücke zu Gehör gebracht wurden. Trotz der grimmigsten Kälte lauschte draußen unter den Fenstern die Dienerschaft. So verging eine volle Stunde.

„Ich habe vor einigen Tagen ein kleines Nocturno komponiert,“ gab der Schloßherr den Anwesenden bekannt, als eine größere Pause eingetreten war.

„Ei, dann könnten wir es ja gleich einmal durchspielen,“ tönte es von den übrigen.

„Leider habe ich nur die Noten für die erste Violine geschrieben; ich verstehe mich nicht auf die Instrumentation.“

„Dem kann bald abgeholfen werden,“ bemerkte erfreut Doktor Gustil. „Unser Herr Lehrer ist ja ein vortrefflicher Musiker, und ihm wird das Festlegen der übrigen Stimmen keine sonderlichen Schwierigkeiten bereiten.“

Der Schloßherr sah fragend auf den Lehrer, als wenn

er dessen Bereitwilligkeit aus eigenem Munde hören wollte.

„Wenn es nicht zu schwer ist, dann könnte ich es ja versuchen, Herr Baron.“

Rasch hatte der Schloßherr sein neuestes Werk herbeige Holt, ebenso auch selbstliniertes Notenpapier, Tinte und Gänsekiel und übergab alles dem Lehrer, der die Komposition flüchtig überschaute.

„Es wird ein bißchen schwierig werden, in B-dur spielt man nicht alle Tage, ich werde aber den Versuch machen; sollte er nicht besonders gelingen, dann würde ich das Thema transponieren. Es ist der Ausarbeitung wert.“

Der Schloßherr blickte angenehm betroffen auf, dann geleitete er den Lehrer in freundschaftlicher Weise zum Schreibtische.

„Pst! Wir wollen uns ein wenig stiller unterhalten,“ mahnte der Schloßherr, „damit wir den Herrn Lehrer nicht stören.“

„Regen Sie sich, bitte, meine Herren, meinetwegen keine Beschränkung auf,“ bat bescheiden der Lehrer die Anwesenden.

Nach einer halben Stunde war das Nocturno für die übrigen Stimmen festgelegt, außerdem noch nach B-dur übertragen.

Die Quartettisten waren höchlichst erstaunt über die Schnelligkeit, mit welcher sich der Lehrer seiner Aufgabe entledigt hatte, und sie flogen förmlich zu ihren Instrumenten, um das neueste Stück zum Erklängen zu bringen.

Es wirkte schön, aber auch die Übertragung nach B-dur tönte gut, nach Ansicht des Schloßherrn sogar vorzüglich.

Dem Komponisten wurde freudiges Lob, das Motiv war auch wirklich stimmungsvoll; aber auch der Lehrer erntete volle Anerkennung. Damit war der musikalische Höhepunkt des Abends überschritten; es folgten noch einige Stücke, dann ruhten die Instrumente.

Ruba brachte auf silbernem Tablett heißen, duftenden Glühwein herbei, und legte frische, dicke Holzscheite in den Kamin, die, von der kleinen Flamme gierig erfaßt, bald hell aufloderten.

Man saß wieder am Spieltisch; doch hatten für den Schloßherrn die kleinen Geldeinsätze keinen Reiz, und er war im stillen froh darüber, daß der Erzpriester bald den Schluß des Spieles empfahl und zu allgemeinem Gespräch Neigung vorhanden war.

Ruba reichte vorzügliche Zigarren, und Doktor Gustil erinnerte an das Fiasko, welches gestern der Fürst mit den Ruba-Cuba-Zigarren erlitten. Die Heiterkeit löste sich in einer brausenden Nachsalbe aus. — —

Während der mehrmonatlichen Abwesenheit des Schloßherrn waren wichtige Ereignisse in flüchtigen Schuhen einhergeschritten. Schon das Erbauen dreier steinerter Häuser, von denen eines dem reichen Simeon gehörte, bot Betrachtungsstoff zur Genüge, da das Städtchen viele Jahrzehnte lang wie in einem Dornröschen-Schlaf gelegen hatte, und der Bau auch nur eines, selbst hölzernen Hauses schon Aufsehen unter der Einwohnerschaft erregte. Auch war der Zuzug von Fremden, namentlich von Beamten, gegen früher, beträchtlicher, und

Gerüchte gingen von Mund zu Mund, die, wenn sie sich bewahrheiten sollten, tiefgehende Veränderungen für das Städtchen im Gefolge haben mußten. So waren unter anderm durch mehrere Monate hindurch, bis kurz vor der Rückkehr des Schloßherrn, einige Feldmesser mit ihren Gehilfen im Gasthaus „Zum schwarzen Adler“ eingemietet, die täglich mit ihren Instrumenten im Freien weilten und Aufnahmen machten. Es wurden Mitteilungen laut, nach denen in den nächsten Jahren mit dem Schütten von Dämmen und Legen von Geleisen für die Eisenbahn begonnen werden sollte. Die älteren Bürger des Städtchens fühlten sich durch diese Nachrichten, die immer bestimmtere Formen annahmen, aus ihrer Ruhe geschreckt, und zu wiederholten Malen besuchten einige von ihnen den Erzpriester, der ihre Bedenken zu zerstreuen sich bemühte. Auch der neue Lehrer war für eine gesunde Fortentwicklung des Städtchens, lag sie doch im Interesse der Allgemeinheit, und man legte auf sein Urteil, zumal sich dasselbe vollständig mit demjenigen des Erzpriesters und des Bürgermeisters deckte, viel Wert.

Anders der Schloßherr. Ihm wurden von den bevorstehenden Umwälzungen durch Herrn von Roschamski schriftliche Mitteilungen gemacht, die er zuvörderst unbeachtet beiseite schob, um sie aber doch später schließlich zu lesen, wenngleich er dies auch nicht gern tat. Tiefes Unbehagen erfaßte ihn jedesmal, wenn seine Gedanken sich mit dieser Angelegenheit beschäftigten, das Blut strömte ihm dann heiß in Stirn und Wangen; er fürchtete, seine Gewalt und das, seiner Meinung nach unbe-

strittene Ansehen zu verlieren. Wohl hatte er nur noch eine lose Fühlung mit den Bewohnern des Städtchens, von denen er nur Wenige näher kannte; es schmeichelte aber seinem Ehrgeiz, wenn er in jagender Fahrt an den Häusern vorbeilenkte und die Mützen von den Köpfen flogen, um den reichen und mächtigen Schloßherrn in ihm ehrfürchtig zu grüßen. Sein Innenleben viertelte sich für Italien, Paris, Krakau und Schloßhof, auf dem er aber möglichst die kürzeste Zeit verbrachte. Er fühlte sich nur berufen, Renten zu verzehren und Ehrerbietung, gleichviel von wem, von Allen zu fordern.

Nun gab es im Städtchen auch schon eine stattliche Anzahl Bürger, die vermögend und unabhängig waren und die die Mühe nicht so tief zogen, als andere dies gewöhnlich zu tun sich beileigten. Sie waren zum Teil von auswärts zugewandert, hatten das Bürgerrecht in voller Form erworben, anderer Provinzen menschenwürdiger Anschauungen mitgebracht und erfreuten sich ebenfalls großer Hochachtung seitens der übrigen Mitbewohner des Städtchens. Ja, sie genossen ein hohes Vertrauen, welches sie in den Magistrat und in andere Körperschaften brachte. Es waren Männer, die das Leben und die Erfahrung gereift hatte, Personen, mit berechtigtem Bürgerstolz, die eine hausbackene, nichtsdestoweniger aber gesunde Urteilkraft besaßen. So waren der reiche Franz Vorg, der bedächtige Robert Krömer, der feingeistige Doktor Friedrich, der sich mit Vorliebe philosophischen Studien widmete, einige von denen, die ihrer Kraft sich bewußt fühlten, und nur dann den zweiten Gruß gaben, wenn der erste ihnen höflich zurück-

geboden wurde. Wenn der Schloßherr schon von weitem die blendendweiße Schürze erblickte, in der Bürger Vorg, vor seinem Fleischerstande stehend, sichtbar war, dann wurde er unruhig; es war ihm, als wenn er einen Dorn sich in den Fuß getreten hätte, oder als wenn ihn jemand freundschaftlich mit Brennesseln lieblosen wollte. Dem freundlichen, blauen Auge Vorgs, dem selbst Kinderherzen zuflogen, flammte des Schloßherrn Auge feindlich entgegen, und der wuchtige Knotenstock Krömers, des Besitzers des Gasthofes „Zum schwarzen Adler“, paßte genau zu der Verbheit und Gradheit seines Trägers. Vollends aus der Fassung schien ihn der Blick aus Doktor Friedrichs Augen zu bringen, und der seine spöttische Zug um die Mundwinkel, in dem eine Welt von Gedanken spielte, machte Doktor Friedrich zu einem der schwersten Gegner des Schloßherrn. Es lag eine Unüberbrückbarkeit zwischen diesen beiden, die zu gegebener Zeit in flammende Gegnerschaft auslodern konnte. Die neu zugezogenen Beamten, zumeist waren es solche aus reindeutschen Gegenden, hatten für den Schloßherrn keine Sympathien. Sie kannten ihn nur dem Namen nach und fanden für dessen Person keinen Wertmesser. Auch lag ihnen an der Kenntnis der Vorgeschichte des Städtchens blutwenig, als daß sie sich mit der Person des Gewaltigen oder wenigstens noch Gewaltigscheinenwollen beschäftigten hätten. Nun hatte der Baron ein besonders fein ausgeprägtes Empfinden; er sah nicht diejenigen, die ihn aus früheren Beziehungen her grüßten und deren Gruß er gar nicht oder nur sehr von oben herab erwiderte, wohl aber diejenigen, die ihm aus

Gründen oder Nichtgründen, oftmals absichtslos, den Gruß verjagten. So kam es dann natürlich, daß er durch jedes fremde Gesicht, das ihm begegnete und keine Beachtung zollte, sich beengt fühlte. Er wählte sich langsam, aber stetig aus dem Mittelpunkte des Interesses verdrängt. Diese Annahme verletzte seinen Stolz derart, daß seine Sympathieen, die ohnehin für das Städtchen und dessen Bewohner nicht bedeutend waren, auf Nullwert zu sinken drohten.

Aus diesen Ursachen heraus war es auch verständlich, daß, als die Herren, seine lieben Gäste, das Gespräch auf die Eisenbahn-Angelegenheit brachten, der Schloßherr ein wenig zusammenzuckte. Andererseits wieder fand er sich mit der Erörterung des Gesprächsstoffes ab. — Er suchte seine selbstjüchtigen Empfindungen zu verschleiern, und so war es schließlich, wenn auch nur dem gesellschaftlichen Zwange folgend, ihm nicht ganz unerwünscht, klaren Wein über den Stand der Dinge zu erhalten, um gegebenen Falles die ihm erforderlich scheinenden Maßnahmen rechtzeitig treffen zu können.

Der Schloßherr hatte ziemlich lange dem mitunter erregt geführten Gespräch zugehört, ohne sich in dasselbe zu mischen. Die Meinungen klärten sich allmählich, behagten ihm aber nicht.

„Der Eisenbahnbau, meine Herren, von dem Sie so eben sprachen, erweckt selbstverständlich mein lebhaftes Interesse; ich kann jedoch Ihre Begeisterung, namentlich die des Herrn Doktor Gustil, nicht teilen. Sie sehen nur die Lichtseiten, ohne den Schatten zu beachten. Es geht heute schon ein genügend freierlicher Hauch durch

unsere Bevölkerung. Das von den Gebrüdern Swift in Nivka erbaute und jetzt schon stark in Betrieb gesetzte Hochofenwerk hat Menschen aus aller Herren Länder herbeigeloct, die häufig genug uns ganz fremd anmutende Sitten und Gewohnheiten haben. Auch die Sophienhütte, das Walzwerk an meinem Teiche, ist ein immer bohrender Stachel in meinem Fleische; ich würde gern den zehnten Teil meines Besitztums preisgeben, könnte ich den Verkauf des Grundstückes an Herrn Alwin rückgängig machen. Das Dröhnen der Hämmer raubt mir oft den Schlaf, und sehe ich in der Nacht die glühenden Eisenschlangen, die sich wie feurige Drachen winden, dann möchte ich am liebsten auf und davon. Der Verkauf dieses Streifens Acker, auf dem das Teufelswerk erstanden ist, hat mir schon sehr viele schmerzende Stunden bereitet. Und nun noch gar die Eisenbahn. Ich könnte, bei diesem Gedanken verweilend, gelinde gesagt, verrückt werden. Mit der Ruhe dieses Städtchens ist es dann für alle Zeit vorbei, die Zufriedenheit unserer Bürger, Handwerker und Bauersleute dürfte für immer schwinden. Als Verkehrsmittel betrachtet, kann es ja nichts Schöneres geben, als die Eisenbahn, und das ist auch das Einzige, das meine Sympathieen weckt, aber der Nachteile sind so viele dabei, daß es besser wäre, wenn wir von dieser Reiseeinrichtung verschont bleiben würden.“

„Herr Baron, Sie scheinen ein wenig zu düster in dieser Sache zu blicken,“ bemerkte fein lächelnd der Arzt, der den eigentlichen Grund zur Abneigung schon von früher her aus anderen Sachen erkannt hatte.

„Auch ich finde, Herr Baron,“ ergänzte der Erzpriester, „daß Ihre Bedenken doch nicht in so vollem Umfange in Erfüllung zu gehen brauchen, als wie Sie sich dieselben ausmalen. Daß die Weltabgeschiedenheit des Städtchens, wenn es wirklich zum Bahnbau kommen sollte, ein Ende nehmen wird und muß, kann uns, im Grunde genommen, doch nur erfreuen, zumal damit unserem armen, arbeitsfreudigen Volke endlich Gelegenheit zu stetigem und gutem Verdienen und damit auch zum Genuß mancher harmlosen Freude, die das einförmige Dasein verschönen kann, geboten wird. O, wie tut mir doch unser braves Volk häufig leid; es möchte so gern etwas verdienen, um sich das kurze Leben etwas freudiger zu gestalten. Leider hat es hierzu nur geringe Möglichkeit, denn die Industrie in der Umgegend ist mit Menschenkräften aus den jeweiligen Ortschaften vollauf versehen. Namentlich den älteren Leuten, deren Lebensjahre nicht mehr allzu viele sind, wäre ein lohnender Verdienst doppelt zu gönnen. Die Jungen gehen trotz des törichten Auswanderungsverbotes auf und davon, aber die Älteren fühlen sich durch Gewohnheit und Heimatfrieden an die Scholle der Väter gebunden. Auch für unsere Bürgerschaft, für den Kaufmann und Gewerbetreibenden würde ein erhöhter Menschenverkehr eine neu sich erschließende Quelle zunehmenden Wohlstandes bedeuten, und, — fatte Menschen sind zufriedene Menschen.“ —

Der Schloßherr schien diese beweglich ausgesprochenen Worte nicht gern zu hören, er räusperte sich verlegen.

„Herr Erzpriester, wir haben uns heute auf ein Ge-

biet begeben, auf dem es verschiedene Wegweiser gibt, und ich dürfte nach dem Gehörten wohl kaum lange an Ihrer Seite wandern können. Unsere Arbeiterbevölkerung leidet noch nicht Hunger; für die Ärmsten sorgt mein Hospital, und Genüsse, die der Mensch nicht kennt, vermißt er auch nicht.“

„Herr Baron, Ihre Voraussetzungen sind doch nicht ganz zutreffend; auch der Blödeste vermag zwischen dem trockenen, harten Brote und dem auf der Zunge schmelzenden, süßen Kuchen einen bedeutenden Unterschied zu finden, obgleich der Ursprung beider Speisen derselbe ist. Darüber hilft auch das Zureden nicht hinweg, daß Brot, wie es nun glücklicherweise auch tatsächlich wahr ist, gesünder als Kuchen ist. Er spricht es freilich nicht aus, aber er denkt sich im stillen das Seinige, ungefähr so: „Dann ist es doch eigentümlich, daß du als Wissender doch den Genuß des Kuchens demjenigen des trockenen Brotes vorziehst.“ Dies ist nur ein Beispiel von vielen. Wahr ist es glücklicherweise, daß die einfache Nahrung die gesündeste ist. Zu dieser Überzeugung ringen sich aber die wenigsten Menschen durch; andererseits ist es aber auch wahr, daß ein wenig Abwechslung der Gesundheit und dem Wohlbefinden der Menschen zum Vorteil gereicht. — Die sonnige Stimmung an hohen Festen haut sich nur in den Seelen himmlisch rein Empfindender, in dem Gemüte des Priesters und des Hochwissenden, auf rein idealer Grundlage auf; in der breiten Masse des Volkes sind die religiösen Empfindungen oft in wunderbarer, herrlichster Reinheit, in seraphischem Glanze strahlend vorhanden. Sie gewinnen aber auch

bei unendlich Vielen an Tiefe, an Erinnerungskraft durch das Sonntagsgewand, durch ein besseres Mahl, durch Freigabe vom Fronen der Arbeit, durch das Gefühl der persönlichen Freiheit, des Sichselbstangehörens. Es geht alsdann ein mystischer Zug in Palast und Hütte durch die Herzen der Menschen, das Gefühl der Brüderlichkeit, die Neigung zum Vergeben, das Bedürfnis der Entföhnung. Die Glocken klingen am Sonntage und Festtage geradeso harmonisch, als am Werktage, und doch, wie vielseitig erhebende Gefühle durchzittern das Gemüt, schon vom frühen Sonntagmorgen an beginnend, wenn der Schall der ehernen Zungen zum Himmel steigt. Ja, es erscheint sogar, als wenn der Klang ein bedeutend stärkerer wäre; er greift unwillkürlich ans Herz und ruft stürmisch mahnend, selbst den Verneinenden, liebend, werbend zum Beten, zu der von Gott gepredigten Liebe, zur Erinnerung an die Endbestimmung, an die einstige Ewigkeit, der kein Mensch entinnen kann. — Es ist deshalb eine, durch Eitelkeit hervorgerufene, in Herz und Gesicht brennende Selbstlüge, wenn Einzelne, von Hochmut Geblähte, behaupten wollen, daß sie den Klang der Glocken nur als eine physikalische Wirkung bewerten können, ohne sonst etwas dabei zu fühlen. Doch, ich schweife ab; ich wollte nur sagen, daß es ebenso Selbsttäuschung, und zwar eine dem tierischen Egoismus ähnelnde, einem unlauteren Zwecke sich opfernde ist, wenn man das eigene Gefühlsleben höher bewertet, als das Gefühlsleben Hunderttausender, die im Staube des Lebens ihre Straße wandern. Gar mancher Mund aus diesen Hunderttausenden, der starken Persönlichkeit, die

sich mühsam mit vollendeter Energie aus den Fesseln der Geburt, der hilflosen Armut befreite, hat goldene, ewige und heilige Wahrheit verkündet, und Unzählige würden sie weiter künden, wenn sie die Kraft zur Sprengung ihrer Fesseln finden würden. Darum ist es auch eine sittliche Pflicht, daß wir, je nach unserem, nur von Gottes Güte gegebenen Können, selbst bei gemachten Enttäuschungen und manchmal bitteren Erfahrungen, unseren Mitbrüdern und Mitschwestern das Dasein verschönern und erleichtern, und es gehört häufig wenig des Opfers, um zu beglücken; es gehört nur dazu, die vom Heiland gepredigte, — aber wohlverstandene, selbstlose Liebe.“

Eine feierliche, ernste Stimmung ergriff alle. Es war eine Stille, daß man ein Blatt zur Erde hätte fallen hören können.

„Ja,“ seufzte der Schloßherr auf, „wenn nur alle Menschen so denken wollten,“ und er verbarg für einige Augenblicke lang sein Gesicht in den Händen.

„Es mache nur jeder den Anfang in kleinem Rahmen,“ erwiderte herzlich mild der Erzpriester. „Vor allem aber übe sich jeder in der Demut, der himmlischen Frucht der Erkenntnis, die doch eigentlich so menschen-eigen, so selbstverständlich ist, wenn man dem Zweck und der Wahrheit des Daseins nur ein wenig, allerdings ernstlich, nachspürt und nachsinnt.“

„Herr Erzpriester, ich verstehe nicht recht, wohin Sie mit Ihren Worten deuten wollen.“

„Nun, ich meine, leidlich verständlich gesprochen zu haben. Eines der Opfer, dessen ich erwähnte, ist die be-

schauliche Ruhe, die wir aus Liebe zu unserem armen, braven Volke preisgeben sollten. An guter Entwicklung selbst mitzuhelfen, ist göttlicher Wille. Überdies vermögen wir die kommenden Ereignisse nicht abzuwehren, wenn wir dies auch wollten, da Allgemeininteressen schwerer in die Wagschale fallen, als das Wohl des Einzelnen. Ich für meinen Theil, sehne mich nach dem Augenblicke, in welchem das Dampfroß unsere stillen Fluren durchbrausen wird."

"Von mir kann ich dies gerade nicht sagen," entgegnete verstimmt der Schloßherr.

"Herr Baron, Sie werden sich mit der vollendeten Tatsache sicher freudigen Herzens abfinden," besänftigte, freundlich zurendend, der Arzt.

"Nie, meine Herren, nie, — so lange ich lebe," und des Schloßherrn Stimme begann zu vibrieren.

"Wir wollen von diesem Gesprächsstoff uns abwenden," vermittelte der Erzpriester ernst, aber leidenschaftslos. —

Die würdevolle Ruhe des Erzpriesters empfand der Schloßherr als eine Niederlage, und sie reizte ihn zum Widerspruch. Sein Blick flackerte und suchte in den Augen der übrigen Hilfe.

"Wie denken Sie, Hochwürdiger Herr, über diese Angelegenheit, in der ich mich im Gegensatz zum Herrn Erzpriester befinde."

Der fremde Priester wiegte nachdenklich sein Haupt.

"Herr Baron wollen entschuldigen, daß ich mit meinem Urtheile in dieser Sache zurückhalte, weil die örtlichen

Verhältnisse, die ich nicht kenne, möglicherweise von Bedeutung sind."

Dem Schloßherrn schien diese Antwort nicht genehm, obgleich sie durchaus einwandsfrei war; schon wollte er sich auch noch an den Lehrer wenden, um dessen Ansicht zu hören. Er hielt sich aber noch im letzten Augenblicke zurück, wohl in der Annahme, daß mit dem Urtheil des Letzteren die Zahl seiner Gegner wachsen dürfte.

Dem Lehrer war es sehr lieb, in dieser Frage nicht gehört zu werden.

Fast unvermittelt wandte man sich anderen Gesprächen zu.

Die am nächsten Morgen stattfindende Treibjagd wurde Gegenstand lebhafter Unterhaltung, und allgemein wurde bedauert, daß der Bürgermeister, ein eifriger Nimrod, krankheits halber an derselben nicht teilnehmen könne. Die morgige Jagd versprach besonders reizvoll zu werden, weil Wolfsspuren vor wenigen Stunden entdeckt worden waren. Man sprach über die Aussichten des Jagdglücks, und das vorige, heiße Thema ward absichtlich vergessen.

Der Baron war wieder der frühere, liebenswürdige Gastgeber; er versuchte nach Möglichkeit, die Spuren seiner vorangegangenen Leidenschaftlichkeit zu verwischen.

Es schmeichelte seiner Eitelkeit, als er jetzt zuhören konnte, wie der Arzt dem fremden Priester gegenüber der Kostbarkeiten erwähnte, die in dem kleinen Hausmuseum sich befanden. Mit einem Hochgefühl in der

Brust lauschte er den Schilderungen des Erzählers, die das lebhafteste Interesse des Priesters weckten.

„Was mir hier der Herr Doktor erzählt hat, Herr Baron, hat meine Wißbegierde außerordentlich erregt, und es ist zu bedauern, daß nur so wenige sich rühmen können, diese Seltenheiten gesehen zu haben.“

„Hochwürdiger Herr, es sind zum meisten Teil Gegenstände, für welche die breite Masse der Bevölkerung kein Verständnis besitzt. Dies ist auch der Grund, weshalb ich noch nie eine öffentliche Schaustellung der Gegenstände zuließ. Aber Sie bringen mich dabei auf etwas, woran ich bis jetzt noch nicht gedacht hatte. Hören Sie, Herr Lehrer,“ wandte er sich an diesen, „was meinen Sie dazu, wenn ich in nächster Zeit eine kleine, naturgeschichtliche Ausstellung in der Schule veranstalten würde?“

„Herr Baron würden sich den tiefen und freudigen Dank der Schuljugend verdienen, und, wenn ich an Ihre Frage eine Bitte knüpfen dürfte, so bestände sie darin, auch den Eltern der Kinder den Anblick dieser Schönheiten zu gönnen.“

Der Schloßherr sann einige Augenblicke nach.

„Gut, Herr Lehrer, ich werde Ihrem Wunsche gern Folge geben; ich verreise bald nach Neujahr und will in den ersten Wochen meiner Abwesenheit der hiesigen Bevölkerung Gelegenheit geben, im Beisein des Herrn von Roschamski das sogenannte Museum hier in Augenschein zu nehmen. Von einem Hiniüberschaffen der Gegenstände in die Schulräume möchte ich aber doch auf alle Fälle

Abstand nehmen, weil die Gefahr der Beschädigung sich unterwegs bemerkbar machen könnte.“

Der Lehrer verneigte sich, hoch erfreut über diese Mitteilung.

Lebhaften Tones lud der Schloßherr den fremden Priester zum Besuch des Museums ein, und auch die übrigen folgten nur zu gern der auch an sie ergangenen Einladung, zumal von jeder Reise neue Gegenstände mitgebracht worden waren, die des Anschauens durchaus wert erschienen.

Der fremde Priester war höchlichst erstaunt, über die Fülle und Vielseitigkeit der Sehenswürdigkeiten, und das Lob, das er dem Gastgeber zollte, war sehr aufrichtig und durchaus berechtigt.

„Es ist ein schönes Vorrecht für die Vermögenden, derartige Schätze zu sammeln, die dauernd den Wissenskreis der Menschen erweitern und sie aus der Alltäglichkeit des Lebens auf viele Stunden herausheben. Hier könnte man ja tagelang weilen, wenn man sich alles genau ansehen wollte. Herr Baron, Sie haben Gegenstände darunter, die manches große Museum nicht besitzt. Ich komme aus der Freude des Anblicks gar nicht heraus. Doch, was birgt denn dieses hohe, verhangene Gestell? Wohl ein menschliches Skelett?“

„Nicht ganz zutreffend, aber ähnlich, hochwürdiger Herr,“ erwiderte schalkhaft lächelnd der Schloßherr und entfernte plötzlich die Hülle.

„Ah! das ist ja ein ausgestopfter, ausgewachsener Orang-Utan. Eine außerordentliche Seltenheit! Soweit mir bekannt, befindet sich nur ein einziges Exem-

plar in Europa, und zwar in Paris, im Jardin des Plantes. Von wem haben Sie denn, Herr Baron, dieses Prachttier erworben?"

„Diesen Affen habe ich vom Fürsten von Pna geschenkt erhalten. Noch vor wenigen Wochen lebte dieses Ungeheuer, das nach Genuß von Miesmuscheln zugrunde gegangen ist. Es sieht mit seinem aufgesperrten Rachen gefährlicher aus, als wie es im Leben war. Doch traute ich mich nie gern in dieses Affen Nähe, und da der Anblick schwachen Nerven Grauen verschaffen könnte, halte ich dieses Schaustück stets verhüllt.“

Auch die übrigen schauten ziemlich lange auf den „Judas Ischariot“, von dem das ganze Dorf Slupna sich früher unterhielt.

„In der Wildnis möchte ich diesem Affen nicht begegnet sein,“ warf lächelnd der Erzpriester ein. „Übrigens ist der Balg dieses Tieres herrlich gut ausgestopft, und die Pose des Angriffs sehr lebenswahr. Der Präparator dieses Objekts muß große Erfahrungen besitzen. Wo und von wem haben Sie, Herr Baron, dieses Tier ausstopfen lassen?“

„Hier, auf dem Schlosse, Herr Erzpriester,“ und der Schloßherr lachte aus vollem Halse, als er in die ungläubigen Gesichter seiner Gäste schaute. „Der Präparator ist unser — Kuba.“

„Kuba,“ riefen Alle wie aus einem Munde, derselbe, der die famosen Zigarren fabriziert?“

„Ganz derselbe, meine Herren; er ist aber auch nicht wenig stolz auf diese Leistung.“

„Das kann er auch mit Recht sein,“ bemerkte der Arzt. „Gerade große Füllobjekte machen die größte Arbeit und erfordern genaueste Kenntnisse. Sm!“ Er schüttelte erstaunt den Kopf.

Und so wanderten sie im Anschauen von Stück zu Stück und waren des Lobes voll.

Der Besuch dieses Hausmuseums gewann noch dadurch bedeutend an Wert, daß die Gäste sich ungestört fühlten, und der Schloßherr für jeden einzelnen Gegenstand den zuborkommensten und kundigen Führer abgab. Er strahlte auch vor Freude, als er das Interesse aus den Mienen seiner Gäste lesen konnte.

Gegen drei Stunden schon hatten die Herren mit dem Gastgeber im Museum geweilt, und immerhin nur flüchtig war es ihnen möglich geworden, sich mit den einzelnen Objekten zu beschäftigen.

Frau Vanie hatte auch an der Besichtigung teilgenommen; während der letzten Unterredung, die sehr lebhaft geführt wurde, war sie jedoch unbemerkt aus dem Zimmer geschlüpft, um für ein Nachtmahl Sorge zu tragen, mit welchem sie die Gesellschaft bei ihrer Wiederkehr ins Wohnzimmer überraschte.

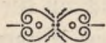
Von dem vielen Umhergehen und anhaltendem Stehen ermüdet, war es für Alle ein wohliges Gefühl, in dem behaglich warmen Zimmer sich wieder an den Tisch setzen zu können.

Draußen stürmte es heftig, und der Wind schlug den Schnee wie mit scharfen Rutenbesen an die Fenster; im Kamin prasselten frische Holzscheite, und ein großer

Melodienreichtum, vom zarten Pianissimo bis zum heulenden Fortissimo schien sich im Schornstein versangen zu haben. So vergingen weitere zwei Stunden in fröhlichem Geplauder.

Die altertümliche Uhr zeigte kurz vor zwölf, als die Gäste sich zum Heimweg rüsteten. Trotz innigsten Zuredens wollten sie nicht länger bleiben, und der Schloßherr mußte sich schließlich, so leid es ihm auch tat, ins Unabänderliche fügen.

Er war jetzt allein. Endlich fühlte er sich wohl; er erkannte, daß er ohne Geselligkeit nicht leben könne, und seine Gedanken beschäftigten sich schon im Voraus mit der Möglichkeit eines baldigen nächsten Abendbesuches.



Drohender Zusammenbruch.

Weihnachten und Neujahr waren vorüber. Bleigrauer Himmel lagerte über dem Städtchen und wirkte lähmend auf die allgemeine Tätigkeit, namentlich aber auf den Schloßherrn, der keinerlei Zerstreuung fand. Ab und zu erschienen zwar seine lieben Gäste; die weitaus meisten Abende aber war er allein, oder nur auf die Gesellschaft des Herrn von Roschamski und derjenigen der Frau Banie angewiesen. Der Fürst von Pna erschien gar nicht mehr, obgleich der Schloßherr keine Ursache dafür fand. In solchen einsamen Stunden erinnerte er sich der in Paris verlebten herrlichen Abende mitten in großen Gesellschaften, deren einziger Lebensinhalt nur der ungezügelte Genuß war. Auch die Erinnerung an das sonnige, gerade in dieser Jahreszeit aufblühende Nizza, an das wundervolle Neapel und die azurblauen Fluten des Mittelmeeres, an das ewige Rom, das geheimnisvolle Land der Pharaonen, in dem jeder Stein, stumm, aber doch beredt, die Geschichte der Menschheit kündete, zog geistig an seinem Auge vorüber und erweckte eine tiefe Sehnsucht nach einem Verlassen des einsamen Gutshofes. Zudem kam noch, daß der Schloßherr bei seinem letzten Aufenthalt in Nizza die Bekanntschaft

einer bildschönen, jungen Dame, einer Polin aus altem Adelsgeschlecht, gemacht hatte, die einen tiefen Eindruck auf ihn hinterlassen. Diese Dame hatte mit ihrer Mutter, der Vater der jungen Dame war bei der Erhebung Polens vor dem Feinde gefallen, schon seit einigen Jahren Nizza zum dauernden Aufenthalt gewählt; sie war sehr reich und infolgedessen unabhängig, und es war deshalb ihre Äußerung verständlich, daß sie unter keinen Umständen je diesen herrlichen Ort verlassen wollte. Nichts band sie mehr an die frühere Heimat. — Es lag zwischen dieser jungen Dame und Fräulein Hedwig eine große Ähnlichkeit der Seelenstimmungen, die jedoch noch insofern fesselnder auf das Gemüt des Schloßherrn wirkten, als daß die junge Polin die allerfeinsten Umgangsformen beherrschte, die ihr, durch Geburt und Umgebung anezogen, zur zweiten Natur, zum Seelengewande geworden waren.

Der Schloßherr stand mit dieser jungen Dame in lebhaftem, schriftlichen Verkehr. Jeden neuangekommenen Brief umwallte eine unsichtbare Wolke allerfeinsten Parfüms. Der Ton, der wie ein Heiligtum ängstlich gehüteten Brieflein, klang immer herzlicher und breitete Sonnenschein in das vereinsamte Gemüt. Außer dem Schloßsekretär, den der Schloßherr in sein tiefes Vertrauen gezogen, wußte niemand im Städtchen von dem sich anspinnenden Liebesverhältnis, welches allem Anschein nach bestimmt war, zur Verlobung und Vermählung zu führen. Der letzte Brief namentlich, der am Silbestertage des letzten Jahres, also erst vor wenigen Tagen eingetroffen war, atmete schon wahre Liebe, tiefe

Buneigung, inniges Sehnen und regte den Schloßherrn außergewöhnlich auf, weil er an die Einlösung seines Versprechens, bald nach Neujahr die Reise nach Nizza anzutreten, erinnert wurde. Seelisch gespannt ging er im Zimmer auf und ab, immer heftiger wurden seine Schritte. Seine Gedanken wirbelten. Am liebsten hätte er sofort anspannen lassen, um zu seiner, von ihm hochverehrten Dame fahren zu können, aber die rauhe Hand der Wirklichkeit zerriß wie ein Spinnenetz seine Wünsche.

„Es ist doch eine ganz verteilte Sache, wenn man mit jedem Dukaten rechnen muß,“ murmelte er vor sich hin, und seine Arme fuhren ziellos in der Luft umher. „Wenn doch der Fürst endlich an seine Verpflichtungen mir gegenüber sich erinnern wollte. Es ist ja rein zum verzweifeln, reich und dabei doch arm zu sein. Warum eröffnet er sich nicht selbst ein Konto bei Simeon Schmiedner? Was habe ich denn für Verpflichtungen ihm gegenüber? In Paris wollte er mich ja fast nicht kennen, aber in Nizza war ich ihm gut genug dazu, ihn aus der Klemme zu ziehen. Die zweitausend Dukaten, die ich ihm zum Spiel geliehen, würden mir vollkommen genügen, um ein ganzes Jahr lang als unabhängiger Baron in Nizza verleben zu können. Verdammte Gutmütigkeit!“ und er knirschte dabei mit den Zähnen und ballte, tief verärgert, die Fäuste.

In seinem Selbstgespräch wurde der Schloßherr durch den Eintritt des Schloßsekretärs unterbrochen, der eine ziemliche Anzahl von der Post abgeholter Briefe überbrachte.

„Ist ein Brief aus Nizza dabei?“ fragte der Schloßherr begierig, und seine Augen suchten rasch die einzelnen Absender der Briefe zu erraten.

„Heute ist kein Brief aus Nizza angekommen,“ erwiderte gleichgültig der Gefragte.

„Dann bitte, öffnen sie die übrigen.“ Damit drehte der Schloßherr dem Schloßsekretär, der mit dem Öffnen und stillen Lesen der Briefe begann, den Rücken, und trommelte mit seinen Fingern auf den Fensterscheiben.

Das Öffnen der Briefe war beendet; Herr von Roschamski legte die eingetroffenen Schreiben auf den eleganten Schreibtisch dem Schloßherrn zur Durchsicht vor und wollte sich sodann still entfernen.

„Gute oder böse Post?“ fragte forschend der Schloßherr.

Herr von Roschamski tat, als hätte er die Frage nicht vernommen. Er antwortete nicht, aber ein schwacher Seufzer durchzitterte seine Brust.

Die Stirn des Schloßherrn legte sich etwas in Falten, unwillig begann er die Briefe flüchtig zu lesen.

„Bitte, bleiben Sie, nehmen Sie Platz!“ erklang es kurz.

Herr von Roschamski folgte stumm der an ihn ergangenen Aufforderung.

Die Briefe knitterten in des Schloßherrn nervös zitternden Fingern. Nichtachtend flogen die meisten zur Seite, zur Erde; es waren unbezahlt gebliebene Rechnungen, von Lieferanten für Wein, Delikatessen und Gewänder. Doch jetzt las er bedächtig ein längeres Schreiben, das anscheinend besonders wichtig war; seine

Mundwinkel zuckten konvulsivisch, beim Umdrehen des ersten Blattes ging es wie ein schwacher Knall durchs Zimmer. Er las den Brief von neuem, und die Borneader schwoß bedenklich auf der Stirn.

Der Schloßverwalter erriet den Absender; er hatte ja vorher den Brief schon gelesen, er kannte den Inhalt.

„Was sagen Sie zu dem Brief des Simeon,“ preßte der Schloßherr zischend durch die Lippen und erhob sich dabei finster von seinem Sessel.

„Gut!“ antwortete, mit den Achseln dabei zuckend, Herr von Roschamski. „Herr Baron werden ernstlich in Erwägung ziehen müssen, den Gläubiger zu befriedigen. Die Schuldsumme ist hoch und nachgerade für den Fortbestand der Schloßgüter gefährlich. Wenn,“ hier stockte die Stimme des Schloßsekretärs.

„Fahren Sie weiter fort, Herr von Roschamski.“

Der Schloßsekretär kämpfte, sein Blick wurde ängstlich und flackernd.

„Nun also, wenn,“ —

„Wenn es so weiter geht, Herr Baron, dann sind sämtliche Güter in zehn bis fünfzehn Jahren verloren.“

Die Worte des Schloßsekretärs klangen traurig, hoffnungslos.

„Wir müssen doch, zum Donnerwetter, einen Ausweg aus dieser Selbstmordschlinge, die uns zu erdroffeln droht, finden, ohne daß wir uns auf die früheren Vorschläge einigen. — Übrigens, wieviel schuldet uns denn der Fürst aus dieser Summe?“

Viel und auch gar nichts, Herr Baron.“

„Das verstehe, wer will; ich habe bloß Worte jetzt

gehört, die sich in ihrem Sinn aufheben," brauste ärgerlich der Schloßherr auf.

"Der Fürst schuldet uns über siebentaufend Dukaten, und in vierzehn Jahren mit Zinsen das Doppelte; ich rechne dabei noch gar nicht mit der Möglichkeit, daß er seine Schulden in den nächsten Jahren noch durch bare Entnahmen erhöht."

"Tod und Teufel, das ist eine teure Freundschaft! Der muß doch endlich ein Kiegel vorgeschoben werden. Wir werden ernstlich Schritte tun müssen, um zu unserem Gelde zu gelangen."

"Wenn ich, Herr Baron, vorhin erwähnte, daß der Fürst uns viel und auch nichts schuldet, so habe ich das erste bewiesen. Leider aber schuldet der Fürst uns nichts, — denn, er hat nichts. Die Fürstin-Mutter steht in den besten Lebensjahren und wird sich hoffentlich noch recht lange ihres Wohlbefindens erfreuen; von der Apanage, die der junge Fürst bezieht, könnte er recht gut ein immerhin fürstliches Haus führen, wenn nicht ungezügelte Leidenschaften ihm fortwährend den Geldbeutel leeren würden. Nächstdem werden Sie wohl, Herr Baron, nicht der Einzige sein, dem er große Beträge schuldet. Es muß doch schon recht traurig um seine Geldmittel bestellt sein, wenn die hiesigen Kleinkaufleute und Gewerbetreibenden nur gegen Bar ihm Ware liefern."

"Soweit soll es schon gekommen sein?" fragte erschreckt der Schloßherr.

"Leider. Er hat das Temperament seines Vaters geerbt, der sich nicht scheute, ehrsamem Meßgern, die zum

Ankauf von Schlachtvieh in das Schloß gekommen waren, mit geladener Pistole hohe Geldbeträge zu entlocken."

Der Schloßherr stand mit verschränkten Armen und wurde leichenblaß, als er diese Kunde vernahm.

"Aber der Fürst ist doch der nächste Erbberechtigte seines schon ziemlich betagten Oheims, und damit zukünftiger Besitzer großer Reichtümer an Liegenschaften und Geld."

"Kann sein," erwiderte zweifelnd, achselzuckend Herr von Roschamski. "Aber selbst, wenn er dies unbedingt würde, so dürfte doch ein großer Bruchteil des einstigen Vermögens draufgehen, um die schon bestehenden und noch kommenden Schulden zu decken. Übrigens besteht der erwähnte Besitz vorwiegend in Majoraten, die in Österreich liegen, und für welche ähnliche Gesetze, als wie solche bei uns in Kraft stehen, Geltung haben. Die Majorate kämen in Zwangsverwaltung, und damit wäre den Gläubigern das Urteil gesprochen, da die Tilgung der Schulden nur nach Maßgabe des übrig verbleibenden Gewinnes erfolgen würde. Zu wünschen wäre dann, daß der Schuldner und dessen Gläubiger ein methusalemitisches Alter erreichen, damit beide Teile den Strich unter die Rechnung ziehen können."

Der Schloßherr tobte, als er diese Erklärung vernahm; die letzte Hoffnung, die er sich vorgaukelte, zerfloß in nichts. Er raufte sich das schon stark gelichtete Haar, und sein Blick wurde geisterhaft. Ermattet und wie niedergeschmettert sank er in den Lehnstuhl.

Einige Minuten herrschte tiefes Schweigen.

"Ein Mensch aber, der seine aus Niederlichkeit ge-

machten Schulden nie bezahlen kann und neue dazu macht, ist ein Verfeimter, und der gehört in den Schuldthurm," brauste der Schloßherr von neuem auf.

„Das ist auch meine Meinung, Herr Baron, nur ist es zu bedauern, daß es für solche Abenteuer keinen Schuldthurm mehr gibt. Doch daran werden wir nichts zu ändern in der Lage sein. Der Fürst lebt sorglos auf Kosten seiner Freunde, die um seiner selbst willen und auch um weitere Verluste zu verhüten, energisch von ihm abrücken müßten. Einen Verschwender kann man in den meisten Fällen nur dann heilen, wenn man ihm jegliche Hilfe versagt. Nur so könnte der Fürst sich ändern, — bessern. — So mancher Gläubiger mag sich auch mit der Hoffnung trösten, daß der Fürst durch eine reiche Heirat in die Lage kommen könnte, seine Verbindlichkeiten, deutlicher gesagt: „Schulden“ zu bezahlen. Nun gehen aber Gerüchte herum, die eine Verbindung mit einer ehrenwerten Dame als ganz unmöglich erscheinen lassen, denn sorgliche Eltern lassen sich nicht blenden, wenn es gilt, das Wohl ihres Kindes sicher zu stellen, dessen Wert dem Elternherzen höher als eine Fürstenkrone bedeutet.“

„Sie haben recht, Herr von Roschamski, — doch was nun? Wir sind noch nicht einen Schritt weiter gekommen, — mein Gläubiger steht vor der Thür, er ist im Begriff, das Wappen derer von Michewski herunterzureißen, mich durch einen Stallknecht aus dem Schlosse meiner Väter herauspeitschen zu lassen.“

Der Schloßherr schritt wie rasend im Zimmer auf und ab.

„Herr Baron, Ihre Worte erschrecken mich fast; Sie stellen ja ein fürchterliches Hororstop, das glücklicherweise nicht in Erfüllung zu gehen braucht. Was Sie befürchten, wird Simeon nie und nimmer tun, er wird schlimmsten Falles die Hergabe weiterer Summen verweigern. Selbstverständlich ist es aber auch, daß eine Änderung in den wirtschaftlichen Verhältnissen Platz greifen muß. — Ich lese verschiedene deutsche Blätter, habe mich auch ab und zu in die Geschichte der Völker und deren Schicksale vertieft und gefunden, daß ein starker Wille häufig schon den halben Erfolg zur Seite hat. Das Lesen dieser Schriften ist bei mir so eine kleine, harmlose Leidenschaft, der ich gern das geringe Opfer an Geld und Zeit bringe, und so las ich denn in den letzten Wochen einen Aufsatz über einen der interessantesten Männer der Wissenschaft, dessen Werke wie eine Sonne am Himmel der Erkenntnis strahlen werden. Ganz besonders mutete mich dabei dessen Wahlspruch an, der durchaus begreiflich ist, wenn man sich des Wirkens dieses Mannes bewußt wird.“

„Wie heißt denn dieser Mann, dessen Werk Sie anscheinend so sehr begeistert?“

„Alexander von Humboldt.“

„Er ist wohl ein Deutscher?“

„Gewiß, Herr Baron.“

„Doch, was habe ich mit diesem, von Ihnen als ausgezeichnet hingestellten Manne zu tun? Kann er mir helfen?“ fügte der Schloßherr ironisch fragend hinzu.

„Gewiß, Herr Baron, wenn auch nur indirekt.“

„Sm!“

„Dieser Mann hat, wie alle führenden, ernstesten Geister, aus dem Alphabet diejenigen Buchstaben sorgsam herausgesucht, die seinen Wahlspruch, das Innerste seines Wesens bekunden.“

„Und wie heißt dieses trefflichen Mannes Leitwort, oder sind es mehrere?“

„Sein Wahlspruch lautet: „Energie ist die erste Tugend,“ natürlich ist nur diejenige, in gutem Sinne sich betätigende, gemeint.“

„Der Wahlspruch ist schön, er hat aber eine große Verwandtschaft mit dem lateinischen: „carpe diem“. Ich finde in dem neuen Wahlspruch nur eine Umschreibung des alten. — Doch, da Sie denselben erwähnen, empfinde ich etwas, was mir vielleicht fehlt, aber man kann nicht alle Tugenden besitzen, und alle Wahlsprüche sich zu eigen machen. Immerhin finde ich gar nicht, daß dieser schöne Spruch irgendwie zu unserer heutigen Sache in Beziehung steht.“

„Und doch, Herr Baron. Trotz Ihrer sonstigen guten Eigenschaften mangelt Ihnen gerade die von diesem großen Gelehrten verkündete.“

Der Schloßherr blickte, etwas verletzt sich fühlend, in die Augen des Schloßsekretärs, — schwieg aber einige Augenblicke hindurch.

„Durch die vielen Jahre Ihrer Tätigkeit bei mir haben Sie ein Recht erworben, auch Ihrem Brotherrn ungeschminkt ohne Umschweife die Wahrheit zu sagen. Vielleicht wäre es gut gewesen, wenn Sie dies schon früher getan hätten. War es etwas Gutes, so war es sogar Ihre sittliche Pflicht, sich mir zu offenbaren. Doch,

Sie haben mich neugierig gemacht, ich möchte nun die praktische Nutzenanwendung nicht missen.“

„Herr Baron, selbst auf die Gefahr hin, Ihren Zorn über mich ausschütten zu sehen, kann ich nicht anders, als Sie zu bitten, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, — Industrie zu treiben.“

„Das ist wieder das ungeheuerliche Ansinnen, das Sie mir schon verschiedentliche Male gemacht haben,“ brauste tief verärgert der Schloßherr auf. „Ich dachte, daß wir beide uns darüber seit langem klar sein müßten. Wenn Sie keine anderen Vorschläge besitzen, scheint Ihr sonst scharfes Urtheil seine Grenzen gefunden zu haben. Sie reden mir immer von Industrie, das muß man doch verstehen, um nicht plötzlich und rettungslos unter's Eis zu geraten. Sie haben doch das beste abschreckende Beispiel in nächster Nähe. Die Gebrüder Swift kamen vor einigen Jahren mit fast einer Million Talern an, um vielleicht in ein bis zwei Jahren verarmt, nur mit dem nötigen Reisegeld und Altersgroschen versehen, in die Heimat zurückkehren. Soll ich mich etwa auch vor eine solche Katastrophe stellen, daß meine Besitztümer wie Schnee in der Julisonne verschmelzen?“

„Herr Baron! Der allzu Ängstliche, Vorsichtige bleibt gewöhnlich arm. Die Gründe für den Niedergang der Gebrüder Swift brauchen doch nicht auch bei Ihnen Platz zu greifen. Die kostspieligen, fast das ganze Jahr hindurch anhaltenden Reisen beider Familien, namentlich aber das lange Fernbleiben von der Stätte der Arbeit und die maßlose Vergnügungssucht in der Zeit, in welcher die Familien wieder zu Hause sich befinden, mußten

den Grund zu der jetzigen unangenehmen Situation legen. „Des Herrn Auge macht die Kühe fett“, das ist ein alter und immer wahrer Spruch; es fehlt eben diesen Herren die Energie zum Guten.“

„Ja, glauben Sie denn, mein lieber Herr von Roschamski,“ unterbrach spöttelnden Tones der Schloßherr, „daß ich mich, nur um vielleicht einige Tausend Dukaten im Jahre mehr zu besitzen, an die klirrende Kette der Arbeit legen lassen werde, wie so ein Herr Alerwin, der fast die ganze Woche über nur im Wagen sitzt und nur wenige Stunden Schlafes genießt? Meine Güter sind groß, sie werden mich noch ernähren, wenn auch einzelne Flächen derselben von den gierigen Gläubigern verschlungen werden.“

Herr von Roschamski senkte seinen Blick bestürzt zu Boden.

„Nun, Sie schweigen?“

Dem Schloßsekretär war das Herz tief beklommen, er atmete schwer und rang knöchelnd mit den Fingern.

„Herr Baron, der Weg ist falsch, den Sie gehen, er führt zum Verderben.“

„Das ist ja der reine Rassandrarauf.“

„Er ist es, und ich wünsche, er würde von Ihnen, Herr Baron, noch zur rechten Zeit beachtet. Ich bin schon viele Jahre in Ihren Diensten und kenne alle Verhältnisse, denn die Bücher geben unbarmherzig die Auskunft. Die Güter waren einstmals größer, und die Ausgaben kleiner als heut, und doch haben wir mit den Einkünften nicht gelangt; es wurden Darlehen erhoben, verbraucht und, — nicht zurückgezahlt. Herr Baron machten sich in

den ersten Jahren keine Sorge darüber, der Geldleiher mahnte nicht. Das gesamte Besitztum ist inzwischen kleiner geworden, und damit auch die Einnahmen. Der Aufwand wurde aber nicht kleiner, im Gegenteil, er ist auf die doppelte Höhe gestiegen, und — steigt weiter, schon allein durch die Zinsen, die wir bis auf den letzten Groschen entrichten müssen. Wenn nun neue und dauernde und starke Einnahmequellen nicht erschlossen werden, die nicht allein die laufenden, gesteigerten Bedürfnisse decken, sondern auch ein allmähliches Niederringen der Schuldsomme ermöglichen sollen, dann läßt sich mit fast mathematischer Genauigkeit der Tag des Zusammenbruches, das fürchterliche Erwachen zur Wirklichkeit, berechnen. Herr Baron wollen auch dabei bedenken, daß die Zahl der Fronenden von hundertsechszwanzig vor zwei Jahren, heute auf dreiundvierzig zurückgegangen ist. Diese Arbeitskräfte waren unentgeltlich tätig, von heute aber in ein bis zwei Jahren haben wir keine Fronenden mehr; wir werden jeden Spatenstich Arbeit in bar entgelten müssen, vorausgesetzt noch, daß wir genügend Arbeitswillige für die Landwirtschaft überhaupt bereit haben werden. Auch diese Frage ist wichtig genug, und zum Nachdenken zwingend, da die Kräftigsten heute schon mit Vorliebe ihren Verdienst in der umliegenden Industrie suchen und auch dauernd finden. Wir haben vor zwei Jahren viel schlagbaren Wald verkauft, und der weitere Erlös ist, uneingerechnet der Kosten für die Aufforstung, erst in sechzig Jahren zu erwarten, in einer Zeit, in welcher wir beide nicht mehr unter den Lebenden weilen werden. Herr Baron sehen die Betätigung des Adels

auf dem Gebiete der Industrie für einen Makel an, obgleich Grafen und Fürsten, selbst Nahestehende der Krone, in ungeminderten Ehren sich diesem lohnenden Erwerbe widmen und damit gleichzeitig Hunderttausenden ihrer Mitbrüder den Lebensunterhalt schaffen. Heißt es ja sogar in der Heiligen Schrift schon: „Wenn die Könige bauen, haben die Rärrer zu tun.“ — Es ist ein Vorurteil, Herr Baron, das Sie mit fürchterlicher Gewalt gefangen hält, Sie mit Ketten umgürtet, deren Glieder aber erst beim Sturz in den Abgrund zerspringen werden. Die an sich vielleicht berechnete Hoffnung, durch eine reiche Heirat vielleicht sogar die gesamten Schulden zu tilgen, ist, ganz abgesehen von dem Geringerwerden der Mitgift, immer doch nur vorläufig eine Hoffnung, die sich erfüllen oder auch nicht erfüllen kann. Das menschliche Empfinden macht oft genug Seitensprünge, denen die ruhige Überlegung nicht folgen kann. Und es ist in vielen Fällen gut, daß es so ist. Es schafft neue Energien und Vollen. Die Tatsachen beweisen es nur zu oft, daß nur die wenigsten Ehen glücklich sind, in denen der Reichtum das entscheidende Wort gesprochen. Herr Baron haben einen Widerwillen gegen den Herrn Alwin; der Widerwille steigert sich manchmal sogar bis zu Haßanklängen, und doch ist Herr Alwin ein hochschätzenswerter Mann, der sich mit Gottes Hilfe, scharfer Intelligenz und außerordentlicher Tatkraft aus den ärmsten Verhältnissen heraus in eine hochgeachtete gesellschaftliche Stellung hinaufgerungen hat. Er ist ein Kind unserer engeren Heimat, um so mehr hätten wir Ursache, stolz auf ihn zu sein und ihn in seinen Plänen zu för-

dern. Ich habe mich mit diesem einwandsfreien, hochehrenwerten Charakter schon in vielen Stunden, ja tagelang geistig beschäftigt; er ist vorsichtig, weitschauend und großzielig, von maßlosem Betätigungstrieb durchdrungen, und ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß eine geschäftliche Verbindung zwischen Ihnen, Herr Baron, und diesem trefflichen Herrn, für beide Teile zum Segen reichen würde.“

„Ja, lieber Herr von Roschamski, wie denken Sie sich denn diese geschäftliche Verbindung?“

Herr von Roschamski fing an zu hoffen.

„Herr Baron würden weiter Besitzer der bisherigen Güter bleiben. Dem Herrn Alwin würden Sie gegen einen guten Grundzins das Förderrecht auf Kohle und Erz einräumen, so daß wir in die angenehme Lage kämen, aus dem Grundzins in vier oder fünf Jahren die Schulden vielleicht vollständig tilgen zu können. Für die weiteren Jahre wäre der Grundzins eine dauernde und angenehme Einnahmequelle, die sicherlich immer ergiebiger sprudeln würde.“

„Ja, Sie sehen aber doch das klägliche Gegenteil bei den Gebrüdern Swift.“

„Herr Baron, ich nannte Ihnen dafür die genügenden Gründe und muß ich dabei noch erwähnen, daß der Verlust sich doch nicht so hoch bemessen dürfte, als wie man angenommen hat. Ich hörte sogar, daß man bloß nicht mit einem nennenswerten Gewinn wird rechnen können, so daß das Vermögen keinesfalls als verloren anzusehen ist. Auch in der Landwirtschaft können Missernten fast den gesamten Jahresgewinn aufzehren, und

doch darf man nicht verzweifeln. Je größer die Hindernisse und Entmutigungen, um so energischer muß die Kraft zu deren Überwindung einsetzen. Doch um auf Herrn Alwin zurückzukommen, muß ich sagen, daß die Verhältnisse in diesem Falle ganz anders liegen. Vor allem verfügt er über ein erschöpfendes Aufschlußmaterial, welches ihn über die Gesteinschichtungen und Vorkommen von Fossilien genau unterrichtet, aus dem dann weitere Schlüsse gezogen werden können. Nächstdem ist er heute schon Millionär, den ein mißlungener Versuch nicht sehr entmutigen oder gar niederringen kann. Alles in allem, es wäre der Mühe wert, wenn Herr Baron sich mit dieser Idee beschäftigen wollten."

Der Schloßherr konnte die Berechtigung der gehörten Ausführungen nicht in Abrede stellen; er wiegte nachdenklich das Haupt.

"Mein lieber Herr von Roschamski, wir kommen auf dieses Gespräch noch ein andermal zurück; für heute möchte ich zunächst mit Ihnen über meine Reise nach Nizza sprechen, und Sie wissen ja, daß ich hierzu Geld brauche."

"Wollten vielleicht Herr Baron noch vorher die letzten Briefe durchlesen, — es liegt unter denselben auch ein Schreiben des Herrn Alwin vor."

Der Schloßherr wurde stutzig, er suchte nach dem Schriftstück, welches noch der Durchlesung harrete und vergraben unter den übrigen Briefschaften lag.

"Richtig, hier ist der Brief. Das ist doch ein seltnes Zusammentreffen. Finden Sie dies nicht auch?"

"Allerdings, Herr Baron, und ich sehe darin mehr, als bloßen Zufall."

Der Schloßherr las den Brief einigemal, blickte dann von demselben auf, um ihn wieder zu lesen. Die Stimmung blieb ruhig.

"Das ist doch etwas ganz anderes, das hier in dem Brief steht, als dasjenige, worüber wir uns unterhielten, — Herr Alwin hat die Absicht, mein gesamtes Besitztum an Liegenschaften käuflich zu erwerben, und nur in ablehnendem Falle würde er gegen Förderzins auf meinen Gutsfeldern Bergbau treiben."

"Es sind zwei Wege frei, Herr Baron, und beide sind gut. Es kommt nur auf die Vereinbarung an."

"Solch' bedeutende Sache will aber doch reiflich erwogen sein. Sm! Wer hätte glauben können, daß die Rettung so nahe sei. Ich sah mich schon am Abgrund, doch jetzt leuchtet mir die Hoffnung. Wir müssen Herrn Alwin umgehend Nachricht geben. Bitte, schreiben Sie ihm, daß ich auf seinen Brief nach Ostern mit Antwort näher kommen werde, und daß es nicht eher möglich sei, weil ich in drei Tagen nach Nizza verreise. Punktum! Doch nun zur Geldfrage, was machen wir?"

Der Schloßsekretär fraulte sich bei dieser Frage verlegen im Haarschopf.

"Es muß halt Rat geschafft werden," brachte er zaghaft hervor. "Wieviel würden Sie, Herr Baron, benötigen?"

"Unter fünfhundert Dukaten wird es wohl kaum möglich sein."

Der Schloßsekretär sagte nichts.

„Finden Sie diese Summe für die Reise und den Aufenthalt von vielleicht drei Monaten zu hoch?“ Ein etwas verärgelter Ton mischte sich in diese Worte.

Der Schlosssekretär blieb ruhig und schaute nachdenklich vor sich hin.

„Sie müssen mir doch zugestehen, daß ich unseren schwachen Geldverhältnissen gebührend Rechnung trage; mit so wenig Geld ist der Schloßherr von Myslowitz noch nicht gereist. Es ist dies eine Summe, die ich vor Jahren, als ich hier auf dem Schlosse weilte, täglich als Taschengeld bei mir getragen habe.“

„Herr Baron,“ entgegnete bescheiden Herr von Roschamski, „ich finde die Summe sehr niedrig, dessenungeachtet wird es mir aber nicht leicht werden, dieselbe zu beschaffen; ich werde jedoch bei Simeon selbstverständlich meine ganze Beredsamkeit aufbieten, um Ihnen diesen Betrag bringen zu können.“

„Tod und Teufel!“ brauste der Baron auf, „sollte ich wirklich schon die Schlinge um den Hals tragen? Die lumpigen paar Tausend Dukaten, die ich Simeon schulde, kann ich noch jeden Augenblick zurückzahlen, und wenn er sich weigern sollte, dann sagen Sie ihm, daß ich auf ein weiteres Darlehen von ihm verzichte, und daß ich binnen Monatsfrist meine Schuld bis auf den letzten polnischen Groschen ihm erstatten werde. Der Schloßherr von Mischewski wird noch Mittel und Wege finden, einen derartigen Quälgeist abzuschütteln. Der Mann verbittert mir schon seit Jahren das Leben; er spielt sich mir gegenüber fast wie ein Vormund auf, und diesen Zustand vertrage ich auf die Dauer nicht.“

„Und er meint es doch so gut mit Ihnen, Herr Baron. Nun, — ich will gehen und versuchen. Haben Sie die Freundlichkeit, mir den Schuldschein ausstellen zu wollen.“

Der Schloßherr biß sich auf die Lippen, als er den gewohnten Gang zum Schreibtisch unternahm. Tiefdunkle Röte kochte in seinem Antlitz, als er den Schuldschein schrieb, den er alsdann dem Schlosssekretär überreichte.

„Wenn er zögern sollte, dann bitte, sagen Sie ihm, daß es das letzte Mal ist. Ich will seine Gefälligkeit weiterhin nicht mehr in Anspruch nehmen.“

„Ich verstehe.“

Herr von Roschamski wandte sich zum Gehen.

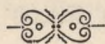
„Noch eins, mein lieber Herr von Roschamski. Lassen Sie vorsichtig durchblicken, daß ich einen Geschäftsabschluß mit Herrn Alwin zu tun beabsichtige. Diese Mine lassen Sie aber, bitte wohlgemerkt, nur dann springen, wenn er sich zur Hergabe des Darlehens, das ich, wie Sie selbst zugeben müssen, dringend benötige, hartnäckig weigern sollte.“

Wider alles Erwarten war Simeon zur Zahlung des Darlehens bereit, und Herr von Roschamski war höchlichst erstaunt darüber, zumal selbst Simeon Zweifel darüber hegte, daß der Baron mit solch' einer bescheidenen Summe reisen wollte und auszukommen beabsichtigte. Der Schlosssekretär hatte aus diesem Grunde auch nicht nötig, den Schleier über vielleicht kommende Möglichkeiten zu lüften. Es konnte ihm aber auch nicht entgehen, daß in Simeons Augen ein Etwas listig blinzelte, das er

noch nicht darin gesehen. Es lag in dem Blick eine Frage, die unausgesprochen, eine bestimmte Antwort in den Augen des Schloßsekretärs herauslas; ein erlösendes, freudiges Gefühl erfüllte Simeons ganzes Wesen. Herr von Roschamski stand vor einem Räthsel, doch war er zu zartfühlend und auch zu froh, um nach der Ursache der veränderten Gemüthsstimmung zu fragen. Hatte er doch zur Genüge schon Demütigungen seines Herrn wegen entgegen nehmen müssen. Simeon geleitete ihn diesmal sogar bis zur Thür und ließ dem Schloßherrn die freundlichsten Grüße entbieten. — Ob Simeon schon etwas bezüglich des Herrn Klerwin wußte? —

Zur Verwunderung des Barons war der Schloßsekretär diesmal rasch zurückgekehrt, und die Kürze der Zeit, welche er zur Erledigung seines Auftrages brauchte, hatte im Gedankengange des Barons peinliche Perspektive ausgelöst; der Schloßherr fürchtete zufolge der raschen Rückkehr, daß Herr von Roschamski mit leeren Händen heimgekommen sei. Um so größer war die Freude, als er hörte, daß die Quelle immer noch fließe und diesmal noch mit Erfolg aus derselben geschöpft werden konnte. Im Interesse des Schloßherrn verschwieg jedoch Herr von Roschamski, daß Simeon auch zur Vergabe eines größeren Darlehns sich bereitgefunden haben würde. —

Die Vorbereitungen zur Abreise wurden rasch getroffen, und schon am nächsten Morgen fuhr der Schloßherr sorglos, mit frohen Hoffnungen erfüllt, seinem heiß-ersehnten Ziele entgegen. — — —



Der Bergherr.

In der Mitte des Januar war's, gegen dreiviertel vier Uhr morgens. Im Schlosse zu Mieschowitz, in welchem der Bergherr Franz Klerwin wohnte, saßen im Wachtzimmer auf hölzernen Schemeln zwei Bergknappen in ihrer schmutzen, ernstesten Uniform, in umgürtetem Fahleder. Zwei Keilhauenstöcke, wuchtige Waffen, lagen auf dem sauber gescheuerten Tische zur Verteidigung bereit. Auch zwei Gesangbücher ruhten daneben; sie waren geöffnet, und die Blätter dieser Bücher schienen von vielem Gebrauch schon ziemlich abgenutzt. Beide Knappen hatten daraus zu ihrer Schutzpatronin, der heiligen Barbara, Bitten gesandt. Der eine dieser Knappen war noch jung, und frische, fröhliche Augen strahlten aus seinem, von einem schwachen blonden Flaumbart umrahmten Antlitz; der andere dagegen schien schon reichlich über die Mitte der Lebensjahre hinaus zu sein. Eine starke Ähnlichkeit zwischen beiden deutete auf ein bestehendes verwandtschaftliches Verhältniß. Es waren auch wirklich Vater und Sohn, die die großen, im Innern des Schlosses befindlichen Geldbestände, welche aus Anlaß der morgigen Arbeiterlohnung am gestrigen Tage herbeige-

schafft worden waren, überwachten. In hohen, eisernen Rundöfen flatterten die Flammen frisch nachgeschütteter Kohlen, und bald glänzte der eiserne Mantel des Ofens im Rotglutlicht. Die stark ausströmende Wärme tat beiden, besonders aber dem Vater des jungen Burschen, sehr wohl, denn die gewissenhaft vollbrachte Nachtwache hatte ein Gefühl des Fröstelns geschaffen.

„Nicht mehr ganz eine Viertelstunde, dann ist die Wache vorbei, mein lieber, guter Vater.“

„Du hast Recht, mein teurer Sohn; es dauert nicht mehr lange, bis der Bergherr selbst uns ablöst; ich habe schon seine Schritte gehört, und er wird bald hier sein, denn er ist pünktlich auf die Minute. Gott segne unseren Bergherrn!“

„Gott segne ihn!“ kam es herzlich und aufrichtig zurück. —

„Laß uns die Tschakos auf's Haupt setzen, mein Sohn, ich höre die Schritte schon deutlicher hallen. Der Bergherr befindet sich in der Nähe des Kassengewölbes, — hier, nimm den Fidibus und zünde rasch unsere Fahrlichter an, denn ein Bergmann ohne Geleuchte ist wie ein Soldat ohne Waffe, und mit Bergmannslicht wollen wir den Bergherrn begrüßen.“

Die mit goldig aussehendem Rüböl gefüllten Grubenlampen leuchteten in starker, etwas ruhender Flamme.

Die Schritte näherten sich. Von dem, nicht weit vom Schlosse entfernten Kirchturm schlug die vierte Morgenstunde, und in demselben Augenblicke betrat der Bergherr das Wachtzimmer.

„Glück auf, meine lieben Leute!“

„Glück auf, Herr Bergherr!“ entgegneten die freundlich Angeredeten und standen dabei kerkengerade mit brennendem Fahrlicht, wie Truppen in der Parade.

Der Bergherr winkte ab und freute sich des Anblicks.

„Ihr seid wohl stark müde geworden?“ fragte er leutselig.

„Es geht noch an, Herr Bergherr,“ erwiderte bescheiden der Ältere, „und wir haben ja genügend Zeit zum Ausruhen, wenn wir nach Hause gekommen sein werden.“

„Seit wie langer Zeit steht Ihr schon in meinen Diensten, lieber Albert?“

„Seit sechs Jahren, Herr Bergherr, zu Johanni werden es sieben.“

„Vermögt Ihr deutsch zu schreiben?“

„Sehr gut, Herr Bergherr! Ich ging ja zu Herrn Rektor Gramer in die Schule.“

„Gut! Ich hatte schon vor einigen Wochen die Absicht, Euch ein Zeichen meines Vertrauens zu geben, die täglichen Betriebsorgen traten jedoch ablenkend in den Weg. Ihr seid jetzt Vollhauer?“

„Zu Befehl, Herr Bergherr.“

„Nun, so erhebe ich Euch hiermit in den Beamtenrang und ernenne Euch von dieser Stunde ab zum Oberhauer auf Maria-Grube. Die mit dieser Stelle verknüpften Gehaltsbezüge sollen rückwirkend, schon vom ersten Oktober vorigen Jahres ab Geltung haben. Meldet Euch beim Steiger May! Verstanden?“

„Gott lohne es Ihnen, Herr Bergherr,“ und von Dankbarkeitsgefühl überwältigt, wollte Albert seinem

Brotgeber die Hand küssen, was dieser aber nicht zuließ.

„Und du, mein Sohn, wie lange stehst du in meinen Diensten?“

„Seit zwei Jahren, Herr Bergherr.“

„Du bleibst vorläufig unter der Leitung deines Vaters; lerne fleißig, und von heute ab in einem Jahre hast du dich hier, bei mir zu melden, aber genau auf den Tag. Ich werde dich im Auge behalten, und dies möge dir ein Ansporn sein, so gewissenhaft wie bis jetzt auch weiterhin deine Pflicht zu erfüllen.“

„Zu Befehl, Herr Bergherr! Ich danke Ihnen für Ihr Wohlwollen, welches Sie meinem Vater und mir befunden.“

Der Bergherr freute sich, als er in die beglückt strahlenden Augen der Beiden schauen konnte.

„Wartet noch einen Augenblick hier, ich komme bald wieder.“

Es dauerte nur wenige Minuten, während deren die Beiden allein geblieben waren. Der Bergherr war zurückgekehrt.

„Hier, lieber Albert, steckt die schwarzweißen Hahnenfedern als Zeichen der Wachsamkeit, der Beamtenwürde an den Tisch! Traget diese Auszeichnung mit Ehren! Grüßet Eure Frau von mir und den Meinigen! Bevor Ihr nach Hause geht, werdet Ihr noch das Frühstück hier einnehmen. Es wird sogleich gebracht werden. Glück auf!“

„Glück auf!“ erwiderten die beiden Glücklichen dem jetzt rasch die Wachtstube Verlassenden. —

Vater und Sohn lagen sich in den Armen, die Freude schien beide zu überwältigen. —

Franz Alerwin, ein Mann von großer Willensstärke, ein gebürtiger Oberschlesier, Sohn armer, tief gottesfürchtiger Eltern, war ein Bergherr mit klarem, durchdringendem Verstande. Die hohe, gesellschaftliche Stellung, die er sich errungen, eignete er in erster Linie Gottes väterlicher Führung zu. Er war ein Mann von seltenen Tugenden, in denen Demut und Dankbarkeit sich geschwisterlich geleiteten. Jedermann gegenüber, ohne Rücksicht auf das religiöse Bekenntnis, war er von hoher Herzensgüte, die wie ein königliches Diadem aus seinen Augen strahlte. Mensch im edelsten Sinne des Wortes, war musterhafte Gewissenhaftigkeit ihm Lebensinhalt. Er gehörte zu denjenigen, die schon am frühesten Morgen das Tagewerk beginnen. Stets gerecht, hätte es doch sein Charakter nie zugelassen, allzu streng die Fehler und Schwächen seiner Beamten und Mitmenschen zu beurteilen; er war ein wahrhaft Weiser nach den Geboten seiner von ihm hochgeschätzten Religion. —

Die ersten Augenblicke des Morgens, die erste Tagesviertelstunde wachen Lebens widmete er in tiefer Dankbarkeit Gott; er vergaß nicht, trotz des ihn umschmelzenden Wohllebens, trotz der Schar der ihn in selbstfüchtigen Absichten umschwärmenden Mitmenschen der hohen Pflichten und der sittlichen Verantwortung, die in unauslöschlichen Zügen in sein reines Herz gezeichnet waren. Er kannte nichts vom Emporkömmlingsstolz, der so manches, früher herzlich fühlende Gemüt vergiftete und mumienhaft versteinerte. Gern und ungescheut er-

innerte er sich der schweren Jahre seiner Jugend, die rastlose Arbeit und Entbehrung ausfüllten, ja, er war glücklich und dankte Gott, durch die schwere Schule des Lebens, der Entsagung, geführt worden zu sein. Über seinem Schreibtisch hing das Kreuz, den in allen seinen Muskeln ausgezerrten Erlöser der Welt darstellend, ihn an das erschütterndste Trauerspiel der Menschheit erinnernd. Darunter auf einer Marmorplatte prangten in goldverhauenen Buchstaben die hohen drei Worte: „Bete und arbeite“, das Heiligtum der Menschenseele. Auf einem schwarzen, polierten Schreibtische stand in einer Staffelei aus Onyx ein herrliches Miniaturbild aus Emaille, in massiv goldener Umrahmung, die heilige Muttergottes aus der Sixtinischen Kapelle kündend. Kein Tag verging, an dem er nicht in kindlicher, überirdischer Liebe schon am frühen Morgen ein lautes Ave der in himmlischen Sphären weilenden Gottesmutter entgegengebracht, ihre Hilfe angefleht hätte, ein Mann des eisernen Willens, ein Mann des Erfolges, — ein Kind vor dem Throne des Allerhöchsten. Und der himmlische Segen blieb nicht aus. Vielen Tausenden von Menschen, die erst in späterer Zeit das Licht der Welt erblickten, schaffte dieser deutsche Geistesgenosse durch seine Energie dauernd das Brot. —

Herr Alwin las die eingegangenen Briefe, bei welcher Tätigkeit ihn niemand stören durfte. Berichte über die täglichen Förderungen von den verschiedenen Bergwerken nahmen sein Interesse sehr in Anspruch. Mitteilungen der einzelnen Betriebsführer, wenn auch stilistisch nicht einwandfrei, aber doch genügend klar, —

die Männer vom Leder waren damals noch nicht die glatten Männer der Feder, — unterrichteten ihn vortrefflich vom Stande seiner Unternehmungen. Ganz besonders fesselten ihn die Rapporte vom Steiger May, dem Betriebsführer der Maria-Galmeigrube, eines Bergwerks, das ihm jedes Jahr bedeutenden Reingewinn erbrachte, und das ihm als die Perle des gesamten Besitztums galt. Die Rapporte lauteten günstig.

„Dieser May ist doch der tüchtigste Beamte, den ich besitze,“ sprach er laut vor sich hin. „Ich bin ja auch mit den übrigen in vollem Maße zufrieden, aber dieser Brabe verdient doch noch meine ganz besondere Anerkennung, und es wäre eigentlich nur billig und recht, wenn ich ihn zum Direktor befördern würde; — doch ist er hierfür noch etwas zu jung, und ich möchte auch älteren Beamten nicht wehe tun. Später!“ —

Der große Stoß von Briefen und Berichten war durchlesen und von Herrn Alwin mit anordnenden, kurzen, aber trefflich klaren Bemerkungen versehen worden. Nur noch einige Briefe harrten der Erledigung; es waren Berichte von Bohrlöchern, denen Schmantproben, Proben aus dem Erdinnern, fast in Pulverform nur, beigegeben waren; aber auch diese Mitteilungen klangen durchweg erfreulich. Auch der Brief des Barons von Wischewski war bereits durch des Bergheeren Hände gegangen; er hatte ihn aber absichtlich beiseite gelegt, um sich dem Inhalt desselben besonders widmen zu wollen. So waren täglich drei Stunden in rastloser, stiller, aber äußerst wichtiger Arbeit verbracht. Herr Alwin war jetzt aufgestanden und besichtigte die eingegangenen Erz-

proben, die er einem verschlossenen hölzernen, mit eisernen Bändern beschlagenen Kasten entnahm. Er prüfte sie mit Kennerblick. Es waren Zinkerze von neuen Anlagen; ein Teil derselben war schon tags vorher durch Herrn Alerwins Chemiker analysiert worden, und die Ergebnisse des Erzgehaltes waren auf kleinen Streifen Papiere vermerkt, die auf den Erzstufen aufgeklebt worden waren. Er legte diese Proben zu den vielen anderen, die in einem großen, flachen Glaskasten untergebracht waren. Jetzt richtete er sich auf, der Rücken schmerzte ihn schon von vielem und anhaltendem Bücken. Die Nacht war inzwischen gewichen, das Tageslicht kämpfte mit dem Zwieliht, der Dämmerung.

Aus allen Zimmern zugleich erklang in verschiedenen hohen und tiefen Tönen der Schlag der Uhren, der die siebente Morgenstunde kündete, und mit minutiöser Pünktlichkeit fand sich der Bergherr bei seinen Familienangehörigen zum einfachen Frühstück ein. Der sonst vorwiegend ernste Mann ward zum liebenswürdigen Hausherrn, wenn er sich im Kreise seiner ihn geradezu verehrenden Familie befand. Leider hatte der Himmel dem Bergherrn nur ein einziges Kind, ein Töchterchen, beschert, welches der ersten Ehe entsprossen war, und dessen Mutter bald nach der Geburt des Kindes, vor zehn Jahren, unter den Hügel gebettet wurde. Des Bergherrn zweite Gemahlin, eine verwitwete Freifrau, eine hochgebildete Dame von sanftestem Gemüt, war der kleinen Baleska, dem Sonnenschein der Eltern und der Dienerschaft, eine innige Mutter. Nur ein einziger Schmerz trübte ab und zu das Familienglück, der sich immer neu

einstellende Gedanke, daß trotz des an die Dienerschaft ergangenen strengen Verbotes das Kind in späteren Jahren erfahren könnte, daß das Mutterherz bereits im Grabe ruhe. Frau Alerwin fürchtete diese Stunde aus Liebe zum Kinde.

Die herzige Gemahlin begrüßte den Bergherrn.

„Hast du gute Nachrichten?“ fragte sie teilnehmend.

„Sehr gute, meine Teure,“ erwiderte er lebhaft.

„Das Unglück, welches ich befürchtete, daß die Mariagrube, der Edelstein meiner Bergwerke, durch das plötzliche Eindringen unterirdischer Wasser für mich möglicherweise hätte verloren gehen können, ist, Gott sei's gedankt, nicht eingetroffen. Der schwere Alp, der meine Seele seit fast acht Tagen bedrückte, ist gewichen, und, so Gott will, wird alles wieder gut werden. Ich brenne vor Begierde, meinen lieben May heute bei mir zu sehen, dessen rastloser Energie ich nächst Gott die Verhütung des Unglücks danke. Auch der brave Maschinensteiger Somia hat übermenschliches geleistet. Denke dir, fünf Tage und fünf Nächte haben diese beiden Braven die häusliche Schwelle nicht überschritten und sich nur der Rettung der Erzgrube gewidmet, und glücklicherweise ist kein Verlust an Menschenleben zu beklagen.“

„Du Guter, ich freue mich mit dir aus ganzem Herzen,“ dabei umschlang die Gemahlin seinen Hals mit ihren Armen, und eine Freudenträne stand in ihren Augen.

„Du mußt, meine Teure, gleich nach dem Frühstück zur Stadt fahren. Ich werde den Schlitten sofort anspannen lassen. Kaufe drei Schock bester Leinwand und

suche Stoffe für zwei gute Kleider aus. Auch ein schönes türkisches Tuch, das Beste, das zu haben ist, und wenn es auch fünfzig Taler oder mehr kosten sollte, bringe mit, vergiß auch nicht eine gute Zwölfertorte, zwei Gut Zucker und zehn Pfund Kaffee dir mitgeben zu lassen; ich will damit die brave, gute Frau May überraschen. Das Kind muß aber zu Hause bleiben, es ist heute zu kalt zur Fahrt."

"Sehr gern will ich, lieber Franz, deinen Wunsch erfüllen und mit meiner Rückkehr mich beeilen; ich werde mich sofort reisefertig machen."

"Du bist gut, herzlich gut, meine Teure," und der Bergherr küßte ihr weisevoll die Stirn, um sich bald nach eingenommenem Frühstück von ihr zu verabschieden, denn er hatte noch viel zu tun.

Er lenkte seine Schritte nach den Ställen, in denen schmutzes Vieh stand und peinlichste Ordnung und Sauberkeit herrschte. Dann begab er sich in das Warmhaus, in welchem zahlreiche einheimische und ausländische Blumen in Blüte standen. Er entnahm einige davon, aus welchen der Garteninspektor, Herr von Stümer, zwei schöne Sträuße wand, die sofort, zwecks Schmückung des Altars, in die Kirche gesandt wurden.

Gegen neun Uhr war es, als er wieder in sein Arbeitszimmer zurückgekehrt war, und nicht lange dauerte es, als der erste tägliche Besucher, der Bevollmächtigte Friedrich Wilhelm Grumann, ein Jugendfreund und inniger Vertrauter des Bergherrn, mit einem frohen „Glück auf!“ ins Zimmer trat.

„Ich gratuliere dir, lieber Franz, aus ganzem Herzen," und die Beiden umarmten sich innig.

„Herzlichen Dank, mein lieber Friedrich," entgegnete der Bergherr erfreut und gerührt.

„Das war eine verheult schwere Sache. Seit zwei Tagen bin ich nicht mehr aus der Luft herausgekommen. Der Himmel bewahre uns vor ähnlichen Fällen! Die Wasser standen schon vier Klaftern hoch im Schachte, und ich fürchtete, daß die Pumpen versanden. Es war auch nahe daran. Wir haben doch zwei tüchtige Männer auf der Mariagrube, May und Somia. Geh?" —

„Ich bin stolz auf diese Beiden, mein lieber Friedrich, und ich will auch Beide hoch erfreuen. Hier," bei diesen Worten öffnete er eine Schublade, aus der er eine Hand voll gemünzten Goldes entnahm, „überreiche dies dem Somia, du kommst ja noch heute vormittag auf den Schacht; obgleich er ledig ist, kann er es gut gebrauchen. Wenn es dir möglich werden sollte, nachmittags hier erscheinen zu können, dann wäre mir deine Anwesenheit sehr lieb; ein wichtiger Brief ist heute eingetroffen. Hier, lies ihn selbst."

„Ah, vom Baron von Mischewski?" fragte der Bevollmächtigte überrascht, als er das Wappen auf dem Briefe gewahrte.

„Ja, lieber Friedrich. Ich möchte diesen Mann, der auf einem Pulverfasse reitet, selbst unter Opfern retten; er tut mir leid, er hat doch ein prächtiges Herz. Leider steht er vor einem sicheren Abgrund, in den er, sofern ihm nicht Rettung wird, spätestens in vier bis fünf Jahren versinken muß."

„Gut! Daran trägt er aber schließlich nur allein die Schuld.“

„Kann sein,“ entgegnete weichen Tones der Bergherr, „aber das Schicksal dieses Mannes ergreift mich doch. Es ist für ihn ein Unglück, daß er sich in die veränderten politischen Verhältnisse nicht hineinzufinden vermag.“

„Gut, wir sprechen ja noch darüber, ich komme nachmittags her, die Sache eilt nicht; ich will noch sofort auf die Bohrlöcher fahren, bei einem derselben melden sich schon Vorzeichen von Galmeivorkommen. Doch wie steht es mit May? Soll der leer ausgehen?“ fragte der Bevollmächtigte des Bergherrn betroffen.

„Aber wo denkst du denn hin, lieber Friedrich, das wäre ja der schönste Undank. Ich habe für diesen Prachtmenschen eine besondere Überraschung vorgesehen; er muß übrigens bald erscheinen, denn er findet sich regelmäßig kurz vor halb zehn Uhr ein.“

„Ich kann es mir denken,“ lächelte vergnügt und pfiffig der Bevollmächtigte. „Könige können auch stets freigebiger sein, als ihre Minister. Doch da du heute in ganz besonders guter Wohltäterlaune bist, möchte ich dich mit einer Bitte belästigen. Unser Chemiker ist nicht besonders gut in seinem Einkommen gestellt. Er hat eine ziemlich starke Familie, er ist sehr fleißig, aber zu bescheiden. Er hofft immer, daß seine Tätigkeit auch ohne besonderen Hinweis auf dieselbe die gewünschte klingende Anerkennung finden werde. Ein paar Hundert Taler jährlich mehr würden ihm und seiner Familie sicher große Freude bereiten. Auch eine Badereise auf unsere Kosten würde dem ältlichen Herrn, der tagtäglich giftige

Gase schlucken muß, gut tun und ihn einige Jahre länger am Leben erhalten.“

„Deinem Wunsche will ich gern, sehr gern entsprechen. Werden dreihundert Taler als jährliche Zulage genügen? Sag' es mir frei heraus, denn ich will arbeitsfreudige, glückliche Menschen um mich sehen. Ich bin auch zu einer größeren Summe bereit.“

„Es wird genügen, mein herzensguter Franz, und ich danke dir im Namen des Beglückten.“

„Gut, lieber Friedrich. Und die Badereise geht auf meine Kosten; er mag selbst die Zeit und den Ort bestimmen, wann und wohin er reisen will. Hast du sonst noch welche Wünsche, dann halte mit ihnen nicht hinter'm Berge.“

„Freilich wohl, aber davon ein andermal, heute nicht, sonst werde ich nicht fertig. — Hoffentlich kann ich dir schon bei meiner Rückkehr heute nachmittag recht günstige Mitteilungen betreffs des Bohrlochs bringen, doch jetzt hält es mich keine Minute länger bei dir. Glück auf, lieber Franz!“, und der Bevollmächtigte reichte, rasch sich verabschiedend, seinem Bergherrn und Freunde herzlich die Hand.

„Dieser Friedrich ist doch ein herrlicher Mensch; ich würde ihn nie missen können.“ —

Wie erwartet, traf kurz nach dem Weggange des Bevollmächtigten, der Betriebsführer der Mariagrube, mit sonorer Stimme den Knappengruß bescheiden entbietend, ins Zimmer. Der Bergherr lud ihn freundlich zum Sitzen ein, und bei einer Flasche rasch herbeigebrachten guten Weines berichtete May über die Erlebnisse der

letzten Woche. Mit hohem Interesse folgte der Bergherr den schlichten Worten des Erzählers, und es verging eine volle Stunde zwischen Fragen und Antworten.

„Nun, mein lieber May, halten Sie nunmehr die Gefahr für dauernd vorüber?“

„Ich hoffe es in Gott, Herr Bergherr; nicht umsonst führt dieses Bergwerk den Namen Maria.“

Der Bergherr schaute ihm in die treuen, sanften Augen und reichte ihm, tief gerührt, die Hand.

„Sie sind ein frommer Mann, lieber May, und wer sich in den Schutz der Muttergottes begibt, ist gut beraten.“

„Herr Bergherr, Sie sprechen mir mit Ihren Worten aus der Seele.“

Der Schlitten war inzwischen zurückgekehrt, und die anmutige Bergherrin trat im Reisegewand ins Arbeitszimmer, um ihrem Gemahl die Rückkunft zu melden. Sie begrüßte aufs herzlichste den vom Sessel sich erhobenen Betriebsführer und machte Miene, sich in ihre Zimmer zu verfügen.

„Gast du, meine Teure, alles mitgebracht?“ fragte der Bergherr etwas besorgt, weil ihm die Zeit zur Beschaffung der Einkäufe noch etwas zu kurz erschien.

„Alles, wie der Herr Bergherr wünschten,“ gab sie schalkhaft lächelnd zur Antwort, und verschwand hinter den schwerseidenen Türvorhängen.

Herr May hatte seinen Rapport beendet und war im Begriffe, sich zu verabschieden. Doch der Bergherr hielt ihn am Arme fest.

„Bleiben Sie noch ein Weilchen, mein lieber, braver Freund, ich habe Ihnen für Ihre Umsicht und Aufopferung noch besonders zu danken. Die Besonnenheit, die Sie in den letzten Tagen gezeigt haben, fordert meine vollste Anerkennung für Sie und alle beim Rettungswerk Beteiligten. Zur Erinnerung nun an den gestrigen Tag, oder auch an den heutigen, an welchem Sie mir mündlich die Freudenbotschaft der glücklichen Überwindung der hohen Gefahr, in der sich meine liebe Mariagrube befand, verkündeten, ernenne ich Sie hiermit zu meinem Obersteiger. Damit sind auch die übrigen Werksanlagen Ihrer Führung unterstellt. Ihren Jahresgehalt erhöhe ich gleichzeitig um dreihundert Taler, und zwar mit Rückwirkung von einem Jahre.“

Herr May war sprachlos vor Freude, als er diese wohlwollenden Worte hörte, und eine heiße Träne des Dankes floß aus den treuen Augen des in soldatischer Strammheit vor dem Brotgeber Stehenden.

Der Bergherr schritt an seinen Schreibtisch und öffnete eine Schublade, aus welcher er ungezählt eine Handvoll blitzender, goldener Louisdors, damals einer seltenen Münze, herausholte.

„Dies hier nehmen Sie als besondere Belohnung für die fünf hintereinander durchwachten Nächte und Tage.“ Dabei umarmte in innigem Dankgefühl der Bergherr seinen Obersteiger und streichelte ihm wohlwollend die Wangen.

„Herr Bergherr!“ Mehr brachte der vor Freude Bitternde nicht über seine Lippen.

„Gerr May, unterlassen Sie die Abstattung des Dankes, denn nicht Sie sind mein Schuldner, sondern ich der Ihrige. Doch will ich jetzt mit Ihnen, meinem lieben Obersteiger, noch ein kleines Frühstück zusammen einnehmen,“ setzte er fröhlich lachend hinzu, „und auch dabei eines guten Tröpfchens nicht vergessen. Entschuldigen Sie bitte, einen Augenblick, ich will meine liebe Frau nur noch rasch herbeiholen, damit auch sie Ihnen danken und gratulieren kann.“

Der Obersteiger schwamm in hohen Wonnen und schien fast betäubt von der ihm widerfahrenen, unerböhten Auszeichnung.

Nach wenigen Augenblicken kehrte der Bergherr in Begleitung seiner herzensguten Gemahlin und des Töchterchens Waleška zurück, das Herrn May unter zierlicher Verbeugung echt goldene Schwalbennester zur Uniform und ein breites, goldenes Tschakoband, als die Abzeichen der neuen Würde überreichte.

Der Obersteiger sah verückt auf die ihm entgegengebrachten neuen Schmuckzeichen, die in den Strahlen der Sonne gleißend funkelten, und dankte tiefgerührt dem lieblichen, kleinen Mädchen und der freudestrahlenden Bergherrin.

Nach kurzer Zeit wurde aus der im Erdgeschoß gelegenen Küche ein schmackhaftes, warmes Frühstückessen von zwei jungen Bergknappen heraufgeholt, das der Familie des Bergherrn und dem Obersteiger trefflich mundeete. —

Das Mahl neigte seinem Ende, die Unterhaltung wurde lebhafter.

„Aber dem Herrn May fehlen ja noch die beiden goldenen Kransensterne,“ flüsterte das Töchterchen ihrem Vater zu.

„Richtig! Du bist ein Schwernotsmädel,“ lachte der Bergherr aus vollem Halse und legte das Besteck geräuschvoll zur Seite.

„Haben Sie, mein lieber Herr May, gehört, was Waleška mir soeben leise mitgeteilt hat?“

„Ich hörte es, Herr Bergherr,“ entgegnete schüchtern der Gefragte.

Auch die Gemahlin des Bergherrn hatte die flüchtige Bemerkung des Töchterchens vernommen.

„Du hast aber deinen Vater in schöne Verlegenheit gebracht, liebes Kind,“ bemerkte scherzend Herr Alexwin. „An alles habe ich gedacht, die Sterne aber doch vergessen. Ich hatte auch die Empfindung, als wenn noch etwas fehlte, aber trotz eifrigen Nachsinnens konnte ich nicht darauf kommen, bis du es jetzt erraten.“ — „Meine Liebe,“ wandte er sich jetzt an seine Gemahlin, „hole mir doch meine Galalitewka herbei, ich werde die Sterne von derselben lösen und eigenhändig am Kransen des lieben May befestigen.“

„Aber Herr Bergherr, dies ist doch mehr schon als Güte,“ wehrte sanft der Obersteiger.

„Lassen Sie nur, lieber Herr May, es macht mir besondere Freude.“

Und eilig entfernte sich die Bergherrin, um das Gewünschte zu holen.

Der Bergherr löste die funkelnden neuen Sterne und

war im Begriff, sie dem Samtfragen des Obersteigers anzuhängen.

„Ach, lieber Vater, laß mich das tun,“ bat das Töchterchen.

Der Bergherr gewährte gern die Bitte.

Es waren feierliche Augenblicke, in denen die zarten Kinderfinger sich mit dem Befestigen der blizenden Sterne beschäftigten; es wollte anfangs zwar nicht gut gehen, aber schließlich gelang es doch.

„So, jetzt ist der Herr Obersteiger erst richtig fertig, triumphtierte die Kleine, „und dafür lassen Sie mich auch wieder einmal in den Schacht einfahren; ich weiß, daß es Väterchen erlauben wird. Sag' ja, lieber, guter Vater.“

„In Begleitung des Herrn May gestatte ich dir, wenn die Sommertage kommen werden, die Einfahrt in die Grube, aber auch nur durch die Tagesstrecke, mein Kind.“

„Warum nicht auch durch den Förder-schacht, lieber Vater? Das fährt sich so schön!“

„Später, liebes Kind.“

Und Herr May mußte versprechen, das kleine Bergfräulein später durch den Förder-schacht in das geheimnisvolle Innere der Erde einfahren zu lassen.

Gegen elf Uhr vormittags war es, die Gemahlin des Bergherrn und dessen Töchterchen hatten sich schon in ihre Gemächer zurückgezogen, als der Obersteiger, noch mit dem Bergherrn sich unterhaltend, etwas unruhig zu werden begann. Die Sorge um den Betrieb der Mariagrube zählte ihm die Minuten, und trotz freundlichen

Zuredens des Bergherrn war er nicht mehr zu weiterem Bleiben zu bewegen.

„Wenn Sie denn schon durchaus mich verlassen wollen, dann will ich Sie, lieber Herr May, nicht halten, obgleich ich noch gern ein Stündchen mit Ihnen geplaudert hätte. Ja, ehe ich es noch vergesse, die durch den Wasserdurchbruch in ihrer Tätigkeit gehinderte Belegschaft, darunter auch die Tagearbeiter, soll ausnahmslos unverkürzt ihren Lohn erhalten; diejenigen aber, die bei den Rettungsarbeiten mitgeholfen haben, erhalten den dreifachen Lohnbetrag. Auch soll über die Arbeiter, die sich besonders eifrig betätigten, eine besondere Nachweisung aufgestellt werden, die ich möglichst heute noch erbitte. Richten Sie dies freundlichst dem Herrn Schichtmeister aus, damit morgen schon die Auszahlung bewerkstelligt werden kann. In ungefähr acht Tagen, wenn der Betrieb wieder in vollster Ordnung gehen wird, findet ein Dankgottesdienst statt. Ich werde dieserhalb heute noch mit dem Herrn Pfarrer sprechen und Ihnen das Nähere bald bekannt geben. Ich selbst werde zwar, so leid mir dies auch tut, diesmal dem Gottesdienst wahrscheinlich fernbleiben müssen, weil ich eine wichtige Reise vorhabe. Meine Familie aber wird der Andacht beiwohnen, ebenso auch Herr Grumann. Noch eins. Mit Herrn Somia habe ich mich vorläufig abgefunden, grüßen Sie ihn oftmals von mir. Gleichzeitig bitte ich auch, unseren herzlichen Gruß Ihrer lieben, braven Gattin und Ihren guten Kindern auszurichten. Wieviel Kinder haben Sie denn, mein lieber Herr May?“

„Drei Mädchen und drei Knaben, Herr Bergherr, und Gott sei's gedankt, alles Kinder von weichem Gemüt und hellem Verstande.“

„Die Älteste ist schon verheiratet; ich freute mich immer, wenn ich dieser hübschen, jungen Frau begegnete. Dieses Mariechen ist eine zarte vollendete Schönheit, und Sie haben sie vorzüglich erzogen. Man hörte nur Ruhmens von ihr. Doch, was machen die Jungen, der Johannes und der Moysius?“

„Sie lernen gut und bereiten uns große Freude.“

„Und die Elisabeth, das Mädel mit den rothigen Wangen und starken Böpfen, der Wildfang in Ihrer Familie?“

„Die muß jetzt kräftig meiner Frau in der Häuslichkeit beistehen, zumal meine Jüngsten, Hedwig und August, noch sehr klein sind, und der vollen Wartung bedürfen.“

„Na, mein lieber Herr May, Mariechen hatte ja, als die Älteste auch keine leichte Aufgabe, und sie mag, namentlich seit sie verheiratet ist, Ihrer lieben Frau fehlen, nun, da muß halt die Elisabeth dran; es nützt da kein Sperren, und es ist gut so. Arbeit schafft Pflichtgefühl, und erfüllte Pflicht hohen, sittlichen Genuß und Lebenswert. Die Elisabeth hat immer ein fröhliches Gemüt, der hängt der Himmel voller Geigen, es ist das reine, sprühende Leben. — Übrigens, wenn die Jungen aus der Schule heraus sein werden, dann wünsche ich, selbstverständlich nur, sofern sie Neigung dazu haben, daß sie in meinen Gruben praktisch anfahen und dann auf meine Kosten die Bergschule in Larnowitz besuchen. Ich möchte gern das Geschlecht der May's in

meinen Werken tätig wissen, und meine volle Gunst bringe ich im voraus Ihren Kindern entgegen.“

Der Obersteiger verneigte sich tief zum Zeichen des Dankes.

„Der Schlitten ist inzwischen vorgefahren, er sollte mich zu der neuen Schachtanlage bringen, doch fahren Sie mit ihm zuvörderst nach Hause. Was Sie im Schlitten vorfinden werden, Kutscher Baltasar ist davon unterrichtet, möge die Herzen Ihrer lieben Angehörigen erfreuen. So, mein lieber Herr Obersteiger; ich will Sie nun nicht länger mehr zurückhalten, denn ich merke es Ihnen an, daß die Sorge um die Mariagrube Ihr ganzes Denken ausfüllt. Grüßen Sie, bitte, von mir auch Ihren herzensguten, prachtvollen Schwager, Herrn Erzpriester Fiebel in Deutsch-Bietar! In vielleicht sechs bis acht Wochen werde ich ihn besuchen. Glück auf, mein lieber Herr May!“

„Glück auf, Herr Bergherr!“ klang es als Abschiedsgruß. —

„Ein herrlicher Mensch, ein Edelstein,“ sprach der Bergherr sinnend vor sich hin, als sich die Tür hinter dem Obersteiger geschlossen hatte.

Der am Eingang des Schlosses postierte Knappe Friedrich begrüßte den Heraustretenden mit einem lauten, freudigen „Glück auf, Herr Obersteiger!“ und salutierte in streng militärischer Haltung.

Herr May brannte die Freude auf den Wangen, er ward aus Demut verlegen. —

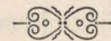
Die Mittagstunde war nahe; der Bergherr saß in seinem Polsterstuhl und hielt den Brief des Barons von

Mischewski in den Händen. Er stand jetzt auf und lenkte seine Schritte einem breiten Schubfachschränken zu, aus welchem er eine große Karte entnahm, die er vor sich ausbreitete und zu prüfen begann. Niemand störte ihn. Lange sann er nach, machte Notizen, Zahl reichte sich an Zahl, auf der Stirn lagerten tieferne Falten.

„Wenn nur dieser schöne Besitz nicht schon so hoch belastet wäre, der arme Baron bekäme dann ein hübsches Sümmchen heraus. Aufgezehrt Brot läßt sich schwer ersetzen; es fehlt fast immer für den folgenden und die endlos kommenden Tage, für welche es zur Nahrung dienen sollte. Es ist traurig, daß ihn der Fürst so tief in Schulden getrieben, aber zum großen Teil ist der Baron an seiner schlechten, wirtschaftlichen Lage auch selbst schuld. Das unglückselige Kartenspiel allein kann Güter verschlingen, und der Baron geht ihm zu häufig und mit hohen Verlustbeträgen nach. Auch der Geheimfonds hat ihn aus dem wirtschaftlichen Gleichgewicht gebracht. Schließlich versagt auch die ergiebigste Quelle. Die Bank, von der Schmiedner die Gelder für den Baron sich geliehen, drängt auf Zahlung, es ist nun ganz natürlich, daß Schmiedner auch Zahlung vom Baron verlangt; es treibt ein Keil den anderen. Mit seinen Lebensanschauungen ist der Baron ein volles Jahrhundert zurück.“ So sprach der Bergherr halblaut vor sich hin, um alsdann Berechnungen von neuem anzustellen. Er stützte den Kopf in die Handfläche, er rechnete und rechnete wieder. Dann rollte er die Karte zusammen, denn er merkte aus dem entfernt schallenden Tellerklirren, daß das Mittagsmahl aufgetragen wurde. —

Bald nach zwei Uhr nachmittags erschien des Bergherrn Bevollmächtigter. Nachdem er die Berichte über die industriellen Unternehmungen, die sämtlich günstig lauteten, erstattet hatte, wurde der Brief des Barons Gegenstand eingehender Unterredung, die bis tief in die Nacht sich hinzog und damit endete, daß der Bergherr schon am nächsten Tage nach Nizza abzureisen beschloß. Bestärkt in seiner Ansicht hatte ihn noch der Umstand, daß er zufolge Anratens seines Hausarztes Meißelbach schon einen Monat früher ein milderer Klima aufsuchen sollte, um die infolge rastloser Tätigkeit angegriffene Gesundheit wieder herzustellen. Er wollte freilich nur die Hälfte der ihm vom Arzt festgesetzten Zeit in südlichen Gegenden verbringen, da er sich, trotz der ausgesprochenen Warnung, noch recht wohl fühlte. Die dringlichen Vorstellungen seines Bevollmächtigten und die veränderten Verhältnisse empfahlen jedoch baldige Entscheidung. —

Noch in derselben Nacht mußte der Diener die Koffer packen, und nach einem Schlaf von nur wenigen Stunden erfolgte die Abreise.



Unterhandlungen.

Die von Herrn Alerwin eingeleiteten Verkaufsverhandlungen gingen sehr langsam vorstatten, trotzdem der Baron die Geldquelle als fast versiegt ansehen mußte und sein Unwille über die im Städtchen bereits eingetretenen und noch zu erwartenden Veränderungen sich mit jedem Tage mehrte.

Der Bergherr war großmütig in seinem Angebot. Er verpflichtete sich zur Zahlung eines sehr hohen Betrages, der in seiner Größe den Baron anfänglich freudig überraschte. Nicht allein aber, daß Herr Alerwin neben einer Kaufsumme von hundertfünfundsiebzigtausend Talern die nicht unbeträchtlichen Schulden bei Simeon und anderen Geldleihern in mehreren großen Städten bis auf den letzten Pfennig zu übernehmen sich anheischig machte, stellte er dem Baron und dessen nahen Verwandten auch noch eine lebenslängliche, jährliche Zuwendung von elftausend Talern in Aussicht; ferner sollte dem Baron die Wohnung im Schlosse für die ganze Lebenszeit unentgeltlich überlassen bleiben, und alles, was Küche und Wirtschaft an Lebensmitteln und Wild benötigte, frei ins Schloß geliefert werden. Überhaupt sollte Herrn

von Mischewski in keiner Hinsicht ein Zwang auferlegt und ihm möglichst nicht in Erinnerung gebracht werden, daß seine unumschränkte Herrschaft ein Ende gefunden habe. Der Bergherr ließ auch noch durchblicken, daß trotz der nicht kleinen Verpflichtungen er von Fall zu Fall zu noch weiteren Opfern sich bereit finden lassen werde.

Ein doppeltes Interesse knüpfte Herrn Alerwin an den Gedanken der Erwerbung des dem Baron von Mischewski gehörenden Besitztums. Die Absicht nämlich, einen sogenannten Ruhefiz zu haben, wenn das späte Alter sich einfinden würde, und die Möglichkeit, diese noch unberührte Erde auf unterirdische Schätze hin zu erschließen. Auch die Gründung eines Majorats faßte er ins Auge. Hierzu kam noch der Umstand, daß der Baron selbst zu verschiedenen Personen den Wunsch geäußert hatte, sobald als möglich und zum besten Preise sein Besitztum zu verkaufen. Herr von Mischewski wollte alsdann mittelst des Erlöses einige große Landgüter in Galizien, in der Nähe von Krakau, erwerben. Und diese Absicht hatte einwandfreie Gründe. Die Grundstückspreise in Galizien waren ja derart niedrige, wie fast nirgendswo, so daß schon geringe Summen genügten, um stadtgroße Flächen ankaufen zu können. Somit waren alle Bedingungen vorhanden, den Baron aus der immer schärfer werdenden Zwangslage zu befreien, und ihn, wenn auch einer veränderten, so doch sorgenfreieren Zukunft entgegenzuführen. — Der Baron kämpfte dessenungeachtet schwer mit sich, trotz der verlockend erscheinenden Angebote, und je näher die Entscheidungstunde heranrückte, um so heftiger bäumten sich Stolz und enge-

res Heimatsgefühl auf. Herr Alerwin, als scharfer Menschenkenner, erriet dies nur zu gut, doch war er zu feinfühlig, um auf eine rasche Erledigung der Angelegenheit zu dringen. Die Verhandlungen waren ja auch schon soweit gediehen, daß dieselben nur noch der Unterschrift vor Notar und Zeugen bedurften, und dies konnte schließlich auch einige Monate, schlimmsten Falles auch Jahre später geschehen. Herr Alerwin wollte gern warten, jedenfalls aber auch klar blicken, ob und wann ungefähr der Verkauf zustande kommen könnte, da er nur vier Wochen in Nizza zu verweilen beschlossen hatte. Der Baron hatte mithin genügend Zeit zur Überlegung.

Einige Tage gingen dahin.

Es war im Februar des Jahres achtzehnhundertneunddreißig, als in dem Hotel, in welchem der Baron Wohnung genommen hatte, der Bergherr Alerwin infolge einer an ihn ergangenen Einladung zum Vertragschluß sich einfand. Der Advokat war schon anwesend, er unterhielt sich mit dem Baron und dem Fürsten von Pna. Letzterer war dem Baron nachgereist und weilte schon seit einigen Tagen in Nizza.

Beim Eintritt des Bergherrn verblaßte der Baron, und die Begegnung ward plötzlich eine eisige, die dem Bergherrn unangenehm auffiel.

Der Baron lud den Bergherrn, nachdem er ihn dem Fürsten vorgestellt hatte, zum Platznehmen ein.

„Sie kommen, Herr Alerwin, um mich zum letzten Gange abzuholen,“ und ein leicht spöttelnder Ton, der an Galgenhumor anklang, lag in den wenigen Worten, die aber tief verlegend auf Herrn Alerwin einwirkten.

„Herr Baron,“ erwiderte ruhig der Angeredete, „ich komme ja nur zu Ihnen, weil Sie es wünschten, und Ihr Willkommengruß hat eine Färbung, die ich nicht zu finden erwartete. Sie werden es begreiflich finden, daß ich Ihnen nicht gern mit meiner Anwesenheit lästig fallen möchte, und ich stelle Ihrem Ermessen ganz anheim, die letzten Verhandlungen zu eröffnen, zu vertagen, oder auch, ohne daß ich Ihnen darüber grollen würde, dauernd abzubrechen.“

In den Augen des Barons blitzten Verlegenheit und Unmut auf.

„Ich habe dies nicht so ernst gemeint, Herr Alerwin, als wie Sie es aufzunehmen scheinen und bitte um freundliches Entschuldigen. Aber der Fürst, mein teurer Freund, sagt, daß der Preis doch ein wenig zu niedrig sei, den Sie für die Abtretung aller meiner Besitzumsrechte zahlen wollen.“

Der Bergherr zitterte, nachdem er diese Worte gehört hatte, vor innerer Erregung, seine Augen blitzten fragend zum Fürsten herüber, aber er bezwang sich.

„Nun,“ bemerkte er fein lächelnd, „darauf läßt sich ja vielleicht reden. Ich habe, Herr Baron, durch meine Willenskundgebungen, die zum großen Teil aus dem Rahmen der Rechenkunst in das Gebiet des persönlichen Wohlwollens für Sie, hinüberreichen, mich Ihnen gegenüber gebunden, was ich fast bedauern möchte. Ich müßte doch wohl annehmen, daß die Mittelspersonen, die zwecks Verkaufs Ihrer Besitztümer mit mir Fühlung genommen haben, von Ihnen hierzu autorisiert waren. Wie dem auch sei, ich werde die versprochenen Bedingungen gege-

benen Falles zur Tat werden lassen, sofern Sie dies wünschen. — Ich stelle jedoch aber auch dem Herrn Fürsten von Pna anheim, in die von mir niedergelegten Bedingungen als Käufer einzutreten und erkläre mich demgemäß auch bereit, von weiteren Verhandlungen Abstand zu nehmen.“

Der Fürst biß sich in die Lippen, als er diese, mit feiner Ironie gesprochenen Worte hörte, doch er antwortete nichts; seine Augen aber schossen vernichtungswollende Blitze dem Bergherrn zu.

Der Baron schwieg. Der Fürst wandte dem Bergherrn den Rücken zu.

„Herr Baron, ich möchte gern Ihre Entscheidung vernehmen,“ fuhr Herr Alerwin in seiner Rede fort, „da meine Betriebe eine längere Abwesenheit meiner Person nicht gestatten. Sofern Sie heute nicht schlüssig werden sollten, können wir die Erledigung dieser Angelegenheit bis zu Ihrer Rückkehr in die Heimat verschieben; ich bleibe noch ungefähr sechs, höchstens aber acht Tage in Nizza, dann reise ich ab. Meine Reisedispositionen vermag ich nicht abzuändern, da ich auch noch in Paris einige Tage verweilen will. An das Ihnen gemachte Angebot binde ich mich jedoch nur noch weitere zwei Monate hindurch. Eine spätere Übereinkunft befreit mich von den Ihnen bisher zugestandenen Bedingungen und bitte ich Sie, dies hier vor dem Herrn Advokaten anzuerkennen.“

Der Baron hatte sich erregt vom Sessel gehoben, auch der Bergherr verließ seinen Sitz und stützte sich mit seinen Armen an die Lehne.

„Herr Alerwin,“ kam es gepreßt, gezwungen über des Barons Lippen, „ich wäre ja schließlich mit allem, auch mit der Höhe des Kaufgeldes, einverstanden, nur die Bedingung, daß ein Teil der Kaufsumme in Höhe von einhunderttausend Talern bei der Regierungskasse oder sonst einem königlichen preussischen Institut als im allgemeinen unabhebbar fest, dauernd niedergelegt werden soll, hat für mich etwas Entwürdigendes, Demütigendes. — Ich fühle mich durch diese Maßnahme bebormundet, obgleich ich die gute Absicht nicht verkenne, die mir die Gelegenheit bieten soll, bei etwaigem Ankauf von Gütern die Summen hierfür sofort bereitzufinden. Und dieses Behindertsein verträgt ein Baron von Mischewski nicht. — Es ist wie eine reißende, klirrende Randare, die ich zwischen den Zähnen fühlen müßte, und die mich unaufhörlich an mein Schuldbewußtsein und an die schwächste Stunde meines Lebens mahnen würde. Übrigens,“ fügte er mit heißender Schärfe fort, „das preussische Gesetz läßt diese Maßnahme zu; wer garantiert mir aber denn die Unverletzlichkeit meines hinterlegten Guthabens, namentlich aber im Falle kriegerischer Verwickelungen?“

Herrn Alerwin drang das Blut stürmisch in die Schläfen, als er diese Worte hörte, und ein tiefer Groll durchzitterte sein Innerstes. Seine Augen funkelten wie in Phosphorglanz.

„Herr Baron! In einem Kriege, den Gott verhüten wolle, lösen sich selbst festgefügte Gesetze. Wo der Tod mäht, herrscht die Furcht und Flucht vor ihm, und die Gesetzbücher werden häufig von den Flammen verschlungen. Nur die ungezügelter Gewalt gebietet, nicht achtend

der Stimme der Vernunft. Im Frieden aber," hier klang die Stimme wie ein die Luft durchschneidendes Schwert, „verbürgen Ihnen die Sicherheit Ihres Kapitals die Königlich Preussische Regierung, der gesamte preussische Staat und viele Millionen tüchtiger und hochehrenwerter Bürger.“

Das Blut drohte dem Bergherrn in den Adern zu kochen, und mit wachsender Leidenschaft erklangen die Worte: „Sollten Sie, Herr Baron, in der erwähnten Erklärung nicht die einwandfreieste Sicherheit für sich erblicken, dann wollen wir das Thema verlassen, denn ich dulde nicht den geringsten Schimpf oder Verdacht auf meinem teuren, preussischen Vaterlande. Adieu, Herr Baron!“ —

Hastig griff der Bergherr nach Mantel und Hut und entfernte sich, stolz das Haupt in den Nacken werfend.

Den Schlossherrn trafen die letzten Worte des Bergherrn wie Säbelsklingen. Regungslos und bleich wie eine Statue schaute er dem gelassen das Zimmer Verlassenden nach, der heftig die Tür ins Schloß geworfen hatte. Auch die übrigen umfing eisiges Schweigen.

Schon der nächste Tag führte den Bergherrn zurück in die Heimat.

Wie vom Blitzstrahl gelähmt, starrten die Zurückgebliebenen sich gegenseitig an. Sie konnten es nicht fassen, daß nach ihren Begriffen ein einfacher Bergherr, auch nicht dann, wenn er selbst über Millionen verfügte, ein so ausgeprägtes Selbstbewußtsein haben durfte. Heftig gestikulierend und roh gegenseitig sich anschreiend, gingen der Schlossherr und der Fürst erregt im Zimmer

auf und ab. Der Advokat wartete eine kleine Weile lang, dann rollte er, ohne mit der Wimper zu zucken, den Kaufvertrag zusammen, nahm schweigend seinen Hut und Mantel und empfahl sich.

„Die Kostennote für meine Gebühren werde ich Ihnen, Herr Baron, noch heute zuzustellen mir erlauben.“

„Psia Krew, Gundeblut," kam es giftig zischend zwischen den Lippen beider heraus, als der Advokat das Zimmer verlassen hatte. Als wenn sie von Taranteln gestochen worden wären, rannten Beide zu wiederholten Malen zornfunkelnden Blickes aneinander vorbei.

„Baron, ich verstehe nicht, weshalb Sie so erregt sind. Verkaufen Sie doch Ihre Güter einem anderen," unterbrach der Fürst, plötzlich stehenbleibend, das Schweigen.

Der Baron zuckte zusammen und maß mit verächtlichem Blick den Sprecher.

„Vielleicht Ihnen, Herr Fürst? Derselbe Rat wurde mir ja schon durch den Bergherrn," gab er höhnisch lachend als Antwort zurück, und ein verzehrender Haß loderte aus den Augen und den wenigen Worten.

„Püh!" Der Fürst zuckte gleichgültig dreinschauend, abschüttelnd die Achseln, wandte sich ab und war im Begriff, sich ohne Abschied zu entfernen. „Kommen Sie, Baron, heute abend in den Spielklub?" fragte er, in der Tür sich umwendend, beim Hinausgehen.

Der Schlossherr gab keine Erwiderung auf die Frage. Jetzt war er allein, die Brust drohte ihm vor Aufregung und Schmerz zu zerspringen.

„Nur vor dem Ziele, entgleitet mir das Glück, und

ein tiefer Abgrund öffnet sich vor meinen Augen. Hätte ich doch nie den Fürsten kennen gelernt, mir wäre wohler. Er ist die unheimliche, verzehrende Flamme, der der ahnungslose Schmetterling zufliegt, um in ihr seinen Tod zu finden. Oh, wie hatte doch mein Vater recht, als er mich vor dem Fürsten warnte. Doch es ist jetzt daran nichts zu ändern," sprach er resigniert, halblaut vor sich hin. Er griff mit beiden Händen an die heißen Schläfen, in denen das Blut heftig pochte.

"Wäre doch nur mein lieber Koschamski hier, ich würde Trost in seinem besonnenen Räte finden. Ich Törichter, ich Narr. Ein so hohes Angebot erhalte ich nimmermehr," und fast verzweifeln rang er die Hände.

So verging eine volle Viertelstunde, in welcher der Baron, keinen vernünftigen Gedanken zu fassen imstande, stier vor sich hin auf den teppichbelegten Boden schaute. Plötzlich, wie von Furien verfolgt, sprang er entgeisterten Blickes vom Sessel auf und verließ das Hotel, in dem vor knapp einer Stunde sich ihm eine sorgenlose, freudenreiche Zukunft vorbereitet hatte. — —

Nach beschwerlicher Reise langte der Bergherr, von seiner Familie und seinem Freunde, dem Bevollmächtigten, herzlich begrüßt, auf dem Schlosse an, um sich seiner gewohnten Beschäftigung wieder ganz zu widmen.

Des Bergherrn erster Gang war zum Arbeitszimmer, in welchem er rasch die Reisegewänder ablegte. Herr Grumann war ihm auf dem Fuße gefolgt.

"Ich habe alle deine Berichte, lieber, guter Freund, mit hohem Interesse gelesen, selbstverständlich fehlen mir die Nachrichten von den letzten Tagen, während derer ich

mich auf der Rückreise befand. Steht alles gut, ist nichts Böses vorgekommen?"

"Alles in bester Ordnung, mein lieber Franz, doch wie steht deine Angelegenheit mit Herrn von Michewski?"

"Der Fürst ist Käufer der Güter," entgegnete bestimmt der Gefragte.

"Der Fürst von Pna?" platzte lachend Herr Grumann heraus, und das Lachen war so aufrichtig, daß der Bergherr in dasselbe unwillkürlich einstimmen mußte.

"Freilich wohl, der Fürst möchte gern, wenn er nur könnte," und der Bergherr erzählte alsdann von der heftigen Begegnung, die er mit dem Baron gehabt hatte. "Ich habe übrigens nicht üble Lust, von dem Vertrage, sofern die zwei Monate, für die ich mich gebunden habe, vorüber sein werden, überhaupt zurückzutreten. Die Denkweise des Barons ist eine tiefverletzende; ich verdiene sie nicht, um so weniger, als mein Angebot das Höchste darstellt, das ein vernünftiger Mensch abzugeben in der Lage ist. Überdies taugen die Eisenerze nicht allzu viel; geringer analytischer Gehalt, kaum das Verhütten lohnend, dazu noch bedenklich viel Schwefel. Ohne Beimischung anderer, schwefelärmerer Erze würden die Erze von den Gütern des Barons kaum der Beschickung in den Hochofen wert sein. Glücklicherweise enthalten sie keine Kupferbeimengungen. Auch mit den Kohlenflözen ist es eine heikle Sache. Starke, unterirdische Wasser, mattes, fast graues Kohl, mit viel Schiefermischung, mithin eine Steinkohle, die sich für den Transport fast gar nicht eignet, weil sie, zu weich, unter geringem Druck schon zerfällt."

„Nun, lieber Franz,“ beschwichtigte Herr Grumann, „sieh diese Angelegenheit doch nicht von allzu schwarzer Seite an; die oberen Kohlenflöze liegen in so geringer Teufe, daß das Kohl füglich nicht besser sein kann, wie es ist. Der Steiger braucht ja fast nur seine Hand in den Schacht zu senken, um den Häuer am Schopfe fassen zu können,“ fügte er lachend hinzu.

„Das ist ja richtig,“ stimmte der Bergherr bei.

„Sodann werden zwei Klafter tiefe Flöze allüberall als weiche Flöze anzusprechen sein. Ich rate dir zum Kauf, wenn auch nicht gleich. In drei bis vier Jahren kannst du die Güter zur Hälfte des heutigen Preises erstehen, und der Baron wird dich dann noch als Retter in höchster Not begrüßen.“

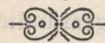
„Lieber Friedrich, du kennst meine Grundsätze,“ entgegnete ernst, beinahe finster, der Bergherr, „ich verzichte dankend auf jede Gelegenheit, um aus der Notlage meiner Mitmenschen Nutzen zu ziehen.“

„Aber das ist ja bei dir selbstverständlich, lieber Franz, und ich habe auch nie im geringsten daran gezweifelt. Vergib mir deshalb die leise Anspielung, die mehr dem Scherz als der Wirklichkeit Rechnung tragen sollte, obgleich andererseits feststeht, daß der Baron eigentlich eine Rücksichtnahme, wie du sie übst, nicht verdient, nachdem er ein so überaus hohes Angebot abgelehnt hat. Nach Lage der Verhältnisse würde ich dir nun raten, die Angelegenheit vorläufig ruhig ihren Weg gehen zu lassen. Schon in den nächsten Tagen kannst du bestimmt auf das Eintreffen einer Nachricht vom Baron rechnen, und soweit ich überblicken kann, wirst du mit derselben zufrieden sein.“

Trotz des hohen Angebots deinerseits, war es ja auch zu natürlich, daß der Schloßherr einen höheren Betrag beanspruchte; es ist dies eine alltägliche Erscheinung, die immer wiederkommen wird.“

Der Bergherr sah die Richtigkeit dieser Annahme ein, und schon in einigen Tagen hatte sich die Voraussage seines Bevollmächtigten erfüllt; denn ein zierliches Briefchen meldete, daß der Baron zum Verkauf seiner Güter unter den bereits festgelegten Bedingungen willens sei. Kurz vor oder nach Ostern wollte der Schloßherr zurückkehren, um den Vertragsabschluß zu unterzeichnen.

Daraufhin sandte ihm der Bergherr achthundert Dukaten. — —



Der neue Schloßherr.

Die schwarzweiße, preußische Flagge flatterte lustig im Morgenwinde vom Giebel des Schlosses herab. Herr Almerwin war Besitzer der Güter des Barons geworden. Die außervertraglichen Opfer, die er hierfür gebracht, waren doch sehr große und streiften im Werte fast die Höhe desjenigen Betrages, welcher im Kaufpreise seinen Ausdruck gefunden. Baron von Mischewski atmete erleichtert auf, als er seiner Schulden, die ihn innerhalb weniger Jahre erdroßelt hätten, los und ledig geworden war. Er fühlte sich wie neugeboren, ein Zauchzen durchklang sein Gemüt, und eigentümlich, gerade der Umstand, daß ihm das Verfügungsrecht über das Kapital erschwert wurde, erfreute ihn jetzt. Noch vor wenigen Wochen häumte sich sein Stolz gegen die Maßnahme auf, die er nun für weise und wohlerrwogen erkannte. Er war zur Erkenntnis gelangt, daß nur dieser Umstand ihn vor dem möglichen Verderben bewahren konnte, zumal auch der Fürst von Pna die Unantastbarkeit des Kapitals für die Zukunft in Rechnung stellen mußte.

Zur Übergabe der Güter war der Baron nicht erschienen; die Gründe hierfür waren doppelter Natur. Er

wollte den schmerzlichen Eindruck, vom Besitze seiner Vorfahren zu scheiden, nicht an sich erfahren, und das Leben in Nizza, inmitten sorgenfreier Menschen, übte einen anhaltenden Reiz auf ihn aus.

Herr von Roschamski war der Mittler, und Herr Almerwin vertraute ihm weiter die Verwaltung des neu erworbenen Besitzums an. In sprichwörtlich gewordener Gochherzigkeit sorgte der Bergherr für des Schloßsekretärs und der übrigen Zukunft, indem er im Falle einstigen körperlichen oder geistigen Unvermögens die Altersversorgung bei vollem Gehalt und den Nebenbezügen mit Wort und Vermögen verbürgte. Allmonatlich erhielt Baron von Mischewski einen Betrag von über tausend Talern zugesandt, gleichviel an welchem Orte er sich auch befunden haben mochte. Das in Nizza angebahnte Liebesverhältnis löste sich auf, ohne daß die Gründe hierfür bekannt wurden, und die leichte, sprunghafte Lebensauffassung des Barons gestattete ein rasches Vergessen. Von Genuß zu Genuß taumelnd, jagend, schlürfte der Baron die irdischen Freuden und leerte den Becher des Wohllebens bis auf die Nagelprobe. Die einzige, ihn fesselnde Beschäftigung, der er immer noch mit Leidenschaft sich hingab, war die Träumerei nach einem Wiederaufleben Polens; er brachte hierfür auch beträchtliche Opfer. Er hoffte freilich dabei im stillen, einstens auf die Verleihung größerer Güter in Polen oder Galizien; auch der Gedanke, eine einträgliche, angesehene Stellung bei der Krone ergattern zu können, beschäftigte ihn äußerst häufig und lebhaft, und dies um so mehr, als wie einer seiner Brüder ein hervorragender, polnischer, im Gene-

ralstränge stehender Heerführer gewesen war. — Nachdem das Verhältnis in Nizza jede günstige Aussicht für den Baron verloren hatte, reiste er zu längerem Aufenthalt nach Paris, um alsdann dauernd sich in Krakau niederzulassen. Dort fühlte er sich glücklich im Kreise des auf eine Wiedergeburt Polens hoffenden Adels.

Im Schlosse des früheren Schloßherrn wurden nicht die geringsten Veränderungen vorgenommen. Der neue Besitzer wollte jeden Anstoß meiden, der in das Gemüthsleben des Barons hätte schmerzhaft eingreifen können; auch die Dienerschaft konnte, sofern sie es wollte, weiter auf dem Schlosse verbleiben, und die Anstellung Fremder wurde nur dann vorgenommen, wenn die Nothwendigkeit hierzu zwingend einsetzte.

Diese schönmenschlichen, einem edelfühlenden Herzen entquellenden Stimmungen des Bergherrn mußten schließlich auch vollständig versöhnend auf das Gemüth des Barons wirken, und die Folge davon war, daß sich zwischen dem früheren und jetzigen Besitzer ein neidloses, freundschaftliches Verhältnis entwickelte.

Durch einen einzigen Federstrich vernichtete der neue Schloßherr die traditionellen Verpflichtungen zum Frondienst, und soweit die Ablösung dieser Dienste in die Zeit fiel, in welcher der frühere Schloßherr Besitzerrechte ausübte, fand an die noch Lebenden und an die Nachkommen der Verstorbenen Rückzahlung der Ablösungssumme statt. —

Das wirtschaftliche Leben im Städtchen nahm einen bedeutenden Aufschwung. Die rastlose Energie des Bergherrn und das Wohlwollen, das von seiner Person aus-

strömte, schaffte reichliche und gute Arbeitsgelegenheit. In den ausgedehnten Wäldern und auf den Feldern wurden Eisenerze gefördert und Kohlengruben erschlossen, in denen viele Hunderte von Familien Arbeitsmöglichkeit und lohnenden Verdienst fanden. Zahlreiche, aus Polen geflüchtete Bewohner schufen sich den Lebensunterhalt auf den industriellen Unternehmungen des Herrn Alertwin, und nur die leidige Gewöhnung an den betäubenden Alkoholgenuß, der in Polen gang und gäbe war, und der die armen, bedauernswerten, entrechteten Menschen über die traurige Vergangenheit wegtäuschen sollte, wirkte etwas störend auf den Frieden ein. Doch wie auch ein starkgetrübtes Gewässer sich beruhigt und abklärt, so war auch die Trunkerscheinung im Städtchen nur eine vorübergehende und vereinzelt; sie wich der von der Kanzel herab gepredigten Erkenntnis, und die Bevölkerung hatte ausnahmslos ein weiches Gemüth, das für die Worte der Wahrheit und selbstlosen Liebe Aufnahme und Beherzigung gestattete. Jedenfalls hatte die eingeseffene Bevölkerung gerechte Ursache, auf ihren sittlichen Hochstand stolz sein zu können, und sie war vorzüglich geeignet, vorbildlich zu wirken.

Für die einstmalige Anwesenheit des tatenlosen Barons schien alles Interesse verloren. Selbst die älteren Bewohner erzählten sich schon seit langer Zeit von ihm, wie von einer Erscheinung, die weit, weit ihrer Erinnerung entrückt zu sein schien.

Die deutsche Sprache stand sehr hoch in Ehren. — Man jubelte ihr zu, enthielt sie doch alle Kräfte körperlicher und geistiger Wohlfahrt in sich, und sie verwand-

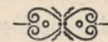
delte Knechtschaft in Freiheit. An Stelle der Willkür traten Gesetz und Ordnung. Auch äußerlich kennzeichnete sich der zunehmende Wohlstand und die Wirkung des Deutschtums. Die lichtlosen, dumpfen, hölzernen Laubenhäuschen am Ringe, in Straßen und Gassen, die eine große, immerwährende Feuergefährdung in sich bargen, verschwanden in rascher Folge. Namentlich trat diese Erscheinung zutage auf dem alten Ringe, auf welchem innerhalb weniger Jahre schöne Steinbauten erstanden. Überall gewährte man fröhliche Gesichter, aus denen Dankbarkeit und Anerkennung für das milde, aber doch tatkräftig einsetzende, ernste Deutschtum zu lesen waren.

Mit der von auswärts zuströmenden Bevölkerung, einer Erscheinung, die durch das Erschließen der Industrie bedingt war, verknüpfte sich auch das Belebterwerden der Straßen. Verschiedene ehrliche Gewerbe und Handwerkszweige fanden reichlich Betätigungsgelegenheit, und damit ihr Brot. Tüchtige deutsche Meister bürgersten sich ein, die Vertreter des Kaufmannsstandes wurden zahlreicher, die Zahl der Beamten vermehrte sich, und ein Austausch von Gütern aller Art begann, wie man einen solchen vor nur wenigen Jahren als vollständig unmöglich angesehen hätte.

Trotz des bedeutenden Aufschwunges, den das Städtchen in so kurzer Zeit erfahren, blieben die gefährlichen Nebenerscheinungen, die in Begleitung rasch wachsender Orte gewöhnlich unangenehm sich bemerkbar machen, fast vollständig fern. Das Städtchen hatte führende Männer aus allen Ständen, die sich gern dem Gemeinwohl aus Liebe zu Gott und den Menschen widmeten, und die Be-

völkerung besaß ein dankbares Verständnis für die selbstlose Tätigkeit dieser ernsten Männer. Es war der schönste Einklang staatlicher und kirchlicher Gebote, der im gesamten öffentlichen Leben zum Ausdruck gelangte.

An der Spitze dieser Selbstlosen schritten infolge ihres Amtes und Standes der Erzpriester, der Bürgermeister und der Lehrer; es schlich sich deshalb in die Gemüter aller ein wehmütiger Hauch, als die Nachricht sich verbreitete, daß der Bürgermeister schwer erkrankt sei. Man betete in der Kirche für seine Wiederherstellung. Vergeblich. Schon nach wenigen Stunden, in der Vollkraft der Jahre, erlag er dem Unbezwingler Tod. Ein Schlaganfall hatte seinem segensreichen Wirken ein rasches Ziel gesetzt. Die Teilnahme für den teuren Verbliebenen lebte schmerzlich in den Herzen der Stadtbewohner. Noch viele Jahrzehnte später pries man die Tugenden dieses braven Mannes. Fräulein Hedwig aber ertrug den schweren Verlust ihres heißgeliebten Vaters mit jener Ergebung, deren Erklärung nur in dem Glauben und in der Hoffnung einstigen Wiedersehens möglich ist. Ein Trost ihrer tiefgebeugten Mutter, widmete sie fortan den Ärmsten und Armen ihr Leben.



Letzte Rückkehr des Barons.

Sechs Jahre waren inzwischen dahingegangen. — Man unterhielt sich nicht mehr über den Baron, der sich ständig in Krakau aufhielt. Das Leben forderte zur Tätigkeit heraus, es pulsierte rascher. Von Zeit zu Zeit wanderte Weigelt zum Baron, um wichtige, politische Nachrichten zu überbringen. An den Schloßsekretär gelangten, auf weiteres Verlangen des Barons hin, ab und zu geheime Briefe; auch größere Mengen von Gewehren und anderen Waffen kamen, zwecks einer künftigen Erhebung Polens geheimnisvoll im Schlosse an, um mittelst Galeeren auf den Fluten der Przemsa bis in die Weichsel, und damit in das Innere Polens gebracht zu werden. Für diese Transporte wurden seitens des Barons stets der Rundschaffter Weigelt und der Oberförster Löffler als Begleiter ausersehen. Wohl warnte Herr von Roschamski vor diesen überaus gefährlichen Fahrten, von denen der Berg-herr keine Kenntnis hatte, weil er sich in die politischen Angelegenheiten des Barons nicht mischen wollte, und auch Herr von Roschamski unterzog sich den Vermittlerdiensten nur aus Rücksicht auf die vielen, unter dem Baron zurückgelegten Jahre, aber die Warnung verhallte

ungehört, zumal der Baron eine jede gelungene Waffenausfuhr fürstlich belohnte. Es war nun natürlich, daß das öftere, glückliche Überwinden von Lebensgefahr allmählich seine Schrecken verlor und sogar einen Reiz zum Bestehen neuer Gefahren auslöste, bis es doch einmal mit diesen Ausflügen endgültig — vorüber war.

Weigelt wurde in der Nähe von Warschau beim Einschmuggeln von Waffen betroffen, von der Galeere aus verhaftet, nach Sibirien verschickt, und der ihn begleitende Oberförster Löffler, der sich, mit der Waffe in der Hand verteidigte, ohne Urteil, an einem Baume aufgefknüpft. Seit diesem Falle hörte der Waffentransport auf. Es fand sich nämlich niemand im Städtchen bereit, unter Umständen den Kopf in die Schlinge zu legen.

Der von Mattusch übel zugerichtete Walef schiebte lange Jahre dahin. Ein Tobjuchtsanfall, als die letzte Folge des erhaltenen Siebes, brachte ihn unter den kühlen Rasen.

Der Fürst machte viel von sich reden, doch es war nichts Gutes, das von seinem Rufe ausging. Der Schuld-titel, den Herr Alwin, nachdem er das Gesamtschuld-konto des Barons bei Simeon Schmiedner beglichen hatte, großmütig dem Baron zur Geltendmachung seiner Ansprüche überließ, machte dem Fürsten nicht die geringste Sorge. Er blieb der Frühere.

Im Garten des Erzpriesters blühten wieder die baum-hohen Fliederbüsche, in betäubend duftenden, langen Trauben. Der Frühling war ins Land gezogen, und ein großes Ereignis, der Eisenbahnbau, an dem viele Hunderte von Menschen rastlos tätig waren, ging seiner Voll-

endung entgegen. Man erwartete freudig den Tag, an welchem der über alles geliebte König Friedrich Wilhelm der Vierte das Städtchen durch sein Erscheinen zu beglücken beabsichtigte. Die Bevölkerung brannte, kindlich treuen Herzens, darauf, dem Monarchen die innigste Huldigung entgegenzubringen, und wie Sonnenschein lag es auf den Gesichtern aller, obgleich noch eine ziemlich lange Zeit bis zu diesem ersehnten Augenblicke, endlos scheinend, sich spannte.

Der polnische Dukaten, als Münze, hatte schon seit Jahren seine Rolle ausgespielt und seine Stelle dem siegreichen preussischen Zweitaler und Taler abtreten müssen, und die wertlosen amalgamierten, polnischen Groschen schwandten sichtlich aus dem Verkehr. Das Bild des ruhigen Städtchens wurde von Tag zu Tag schöner, freundlicher.

Im Schlosse fanden keine Gastereien statt, die Wohnräume des früheren Besitzers waren unberührt geblieben.

Plötzlich schwirrten Gerüchte auf, nach denen die Ankunft des Barons zu erwarten war, und die Person des früheren Schloßherrs stand jetzt im Mittelpunkt des Gespräches. Herr von Roschamski hatte durch einen reitenden Boten aus Krakau die Nachricht erhalten, daß der Baron schwer erkrankt sei und sich in sein früheres Heim dringend zurücksehne. Wie der Schloßsekretär aus den weiteren Andeutungen des Boten entnommen, konnte der Baron bereits von Krakau aus abgereist sein. Schleunigst wurden alle Vorkehrungen getroffen, um für die Wünsche und Pflege des Kranken gerüstet zu sein, und eine bange Ahnung erfüllte das Schloßpersonal; man

sprach sich nicht aus, und doch lag auf den Gemüthern aller derselbe Druck.

Am nächsten Tage, gegen fünf Uhr nachmittags, rollte langsam, schwerfällig, ein geschlossener Kutschwagen durch das geöffnete Schloßthor. Herr von Roschamski hatte einen reitenden Boten entgegengeschickt, der ihm schon vor länger als einer Stunde das Herannahen des Wagens gemeldet hatte. Doktor Gustil, Doktor von Bynski und der Wundarzt Richter weilten bereits im Schlosse.

Der Wagen hielt. Gestützt von den Armen eines jüngeren und eines älteren Herrn verließ der Baron das Gefährt, von Herrn von Roschamski, Frau Banie und Kuba herzlichst, wehmütig begrüßt. Allen dreien standen Tränen in den Augen, als sie des Barons ansichtig geworden waren, der seinen ganzen, starken Willen zurückzurufen schien, aber seinen Schwächezustand trotzdeß nicht verbergen konnte. Herr von Roschamski war fast erschrocken; die kurzen sechs Jahre ungezügelter Lebensgenusses hatten doch sehr tiefe Runen in das Antlitz des Barons gezeichnet. Die Augen des Kranken glänzten im Fieber und streiften in stillem Anschauen den herrlichen Schloßgarten, den schwellenden Rasen, und die in voller Blüte stehenden Gebüsche und die über hundert Jahre alten Bäume.

„Ist mein lieber Freund, Doktor Gustil, anwesend?“ fragte der Kranke mit matter Stimme.

„Er wartet im Zimmer, Herr Baron,“ entgegnete erschüttert der Schloßsekretär.

Der Baron nickte schweigend mit dem Haupte.

Die stille Gruppe geleitete den Kranken in die Wohnräume. Die Begrüßung mit Doktor Gustil, der dem Kranken entgegengekommen war, war eine sehr herzliche. Man merkte es dem Baron an, wie er sich bemühte, heiter erscheinen zu wollen, und es gewann den Anschein, als wenn ihm die Anwesenheit in den liebgewordenen, alten Räumen neues Leben und Gesundheit zufächeln wollten.

„Ich möchte nach langer Zeit gern meine Ahnen begrüßen,“ sprach er mit fest sein sollender Stimme.

Der Kranke wurde in das Ahnenzimmer geführt; er musterte die Bilder seiner ihm Vorangegangenen mit ernstem Blicke, um alsdann vor einem Ölgemälde, das ihn selbst darstellte, einige Minuten lang stehen zu bleiben.

„Kuba, nimm dieses Bild herunter und hänge es wieder an die Wand, aber mit der hinteren Fläche zum Zimmer; der letzte Baron von Mischewski ist nicht mehr, seine Augen sollen nicht mehr in diesen Raum blicken.“

„Herr Baron,“ wehrten Doktor Gustil und der Schloßsekretär tief gerührt.

Doch er winkte bittend ab und tränenden Auges leistete Kuba dem Befehle Folge.

Alle Anwesenden schauten mit tiefer Teilnahme auf die Gesichtszüge des Barons, die sich jäh veränderten.

„Oh, wäre ich doch hier als der Freund meines lieben, edlen Alertwin geblieben; Agnes, Agnes,“ schluchzte er plötzlich auf, und die Hände ringend brach er ohnmächtig zusammen. — — —

Der Kranke wurde behutjam ins Bett getragen, in welchem er allmählich wieder zum vollen Bewußtsein gelangte.

Kuba, die Schloßverwalterin und der jüngere Begleiter weilten bei ihm.

Der ältere Begleiter, ein Herr, dem man die Geistesbildung aus den Augen las und der sich den übrigen als Arzt vorgestellt hatte, weilte mit seinen Berufskollegen im Wohnzimmer. Auch Herr von Roschamski wurde zur Unterredung erbeten.

„Wir haben Ihnen, meine Herren,“ begann der fremde Arzt, „einen Schwerkranken gebracht, und dies nur auf stürmischen Wunsch desselben; leider lag es nicht in unserer Macht, die beschwerliche Reise zu verhindern. Die Sehnsucht nach Erfüllung des Wunsches war sehr stark, ja von so großer Bedeutung, daß von unserem Nachgeben oder Versagen die Genesung abhängig wurde. Der Kranke ward vor drei Wochen von einer beiderseitigen Lungenentzündung befallen, doch hoffe ich, nachdem er die Strapazen der Reise glücklich überstanden hat, daß er hier, in dieser balsamischen Luft und paradiesischen Umgebung, sich bald wieder vollkommen erholen wird.“

„Wir wollen, Herr Kollege, wünschen,“ entgegnete bedächtig Doktor Gustil, „daß Sie mit Ihrer Voraussage Recht behalten, obgleich mir der Zustand des Kranken leider nicht so hoffnungsvoll erscheinen will. Wenn es die Lungenentzündung allein wäre, so könnte man ja begründete Hoffnung auf Genesung haben. Ein paar Duzend Blutegel würden dann schon die Gefahr bannen.“

Leider aber scheint wieder einmal das Großstadtleben, das rasend die Gesundheit der Menschen verzehrt, ein Opfer zu fordern. Ich war vor mehreren Jahren lange Zeit hindurch des Barons Hausarzt und Vertrauter und kenne mich in ihm ziemlich gut aus; ich fürchte deshalb in der eingetretenen Lungenentzündung nur eine Teilerscheinung eines sich vorbereitenden körperlichen Zusammenbruchs.“

Die Ärzte unterhielten sich alsdann längere Zeit hindurch in lateinischer Sprache, wähnend, daß Herr von Roschamski ihren Äußerungen nicht folgen könne.

Der fremde Arzt wiegte bedenklich das Haupt, nachdem er die Ansicht des Doktors Gustil, die sich mit derjenigen des Doktors von Zynski in fast allen Einzelheiten deckte, vernommen hatte.

„Dann ist es freilich schlimm um den Kranken bestellt“, nahm er wieder das Wort. „Wollen wir ihn nicht noch einmal untersuchen?“ wandte er sich fragend an die Umstehenden.

„Aber gewiß, Herr Kollege,“ erwiderte eifrig Doktor Gustil, „ich halte dies für selbstverständlich, und wir wollen damit nicht säumen. Herr Kollege von Zynski, als der Jüngste von uns, vielleicht fangen Sie an, ich werde nach Beendigung Ihrer Untersuchung Ihnen folgen, um den Befund mit feststellen zu können.“

Die Ärzte begaben sich, auf Bebenspitzen schwebend, in das angrenzende Schlafzimmer.

Der Baron lag teilnahmslos im Bett, er fieberte, die Wangen waren hochgerötet; als er jedoch die Nähe Doktor

Gustils gewahrte, öffnete er die Augen, und seine Lippen versuchten zu sprechen. Doktor Gustil neigte sein Ohr dem Munde des Kranken, um dessen Wünsche zu vernehmen.

„Brieftasche,“ hauchte er leise.

Herr von Roschamski beeilte sich, das Gewünschte aus der Rocktasche zu holen.

Der Baron öffnete die Brieftasche mit kraftlosen, zitternden Händen und entnahm derselben ungefähr ein Duzend Schuldanerkenntnisse des Fürsten, die er mühsam zu zerreißen begann.

„Verbrennen, — gleich, — verbrennen,“ flüsternte er kaum vernehmlich.

Herr von Roschamski entsprach stumm dem Wunsche des Kranken, dessen Blick dem Auslodern der Flamme und dem Zusammenfallen der Asche schon fast entgeistert folgte.

„Gut!“ Dann schlossen sich des Barons Augen, als wie müde von einer großen Anstrengung, und sein Haupt fiel erschöpft in die Kissen zurück.

Leise auftretend, verließen die Ärzte fast unbemerkt das Krankenzimmer.

„Herr Kollege,“ wandte sich Doktor Gustil an den fremden Arzt, „der Zustand ist doch schwerer, als Sie uns denselben schilderten. Ich fürchte, Sie haben uns nur noch einen Sterbenden zurückgebracht.“

Der fremde Arzt zuckte mit den Achseln und schwieg.

Doktor Gustil verordnete innere Arzneien und äußerlich das Ansetzen von zwei Duzend Blutegeln. Der Bote

wartete schon auf die ärztliche Verordnung, um auf Grund derselben ungesäumt das Erforderliche aus der Apotheke zu holen.

„Ich glaube, meine Herren, daß es höchste Zeit ist, für den Kranken den Besuch des Priesters zu erbitten, da ich wenig Hoffnung mehr für das Leben des Barons habe,“ stellte Doktor Gustil ernst die Frage. „Auch habe ich häufig in meiner Praxis bestätigt gefunden, daß trotz verzweifelter Zustände, Kranke nach dem Besuch des Priesters sich doch noch erholten und vollständig genasen, sofern nicht Altersschwäche sie auf's Krankenlager geworfen hatte.“

Die übrigen Ärzte gaben schweigend, mit dem Kopfe nickend, ihre Zustimmung.

Ein wartender reitender Bote jagte der Pfarrei zu.

Dem Erzpriester traten Tränen in die Augen, als er die Botschaft von der Ankunft und der lebensgefährlichen Erkrankung des Barons vernommen hatte. —

Acht Stunden später hatte der letzte polnische Baron in Myslowitz, Alexander von Wischewski, seine Augen zu ewigem Schlummer geschlossen; eine zwischen den zusammengepreßten Rippen sich durchzwängende Blutwelle hatte das flackernde Lebenslicht ausgelöscht.

Herr von Roschamski, Frau Banie, Florian und Ruba standen erschüttert am Sterbelager, und die letzten Worte, die der Sterbende noch vor wenigen Augenblicken gesprochen hatte, waren: „Agnes, Hedwig.“

Der Schloßsekretär und Frau Banie sahen sich fragend an, als sie die Namen nennen hörten; nun mußten

sie wohl annehmen, daß der Baron mit jeder von beiden glücklich geworden wäre, wenn, ja, wenn? Gotteswege sind nicht Menschenwege.

Langsam schlug die alte Standuhr. Sie kündete die letzte Stunde. — *Una ex his tua.* — Eine von diesen Stunden ist die deinige. —

Mit der Schnelligkeit des Lauffeuers verbreitete sich in dem Städtchen die Nachricht von dem raschen Ableben des Barons. Auch Fräulein Hedwig erfuhr schon in der nächsten Stunde von diesem Ereignis, und, starr wie eine Bildsäule, blickten ihre mit Tränen sich füllenden Augen gedankenvoll vor sich hin. Sie sagte nichts, als sie die Kunde vernahm. Wie aus einer Betäubung erwachend, stürzte sie vor dem Muttergottesbilde auf die Kniee, um über eine Stunde lang in Schweigen und Gebet des Verstorbenen zu gedenken. — — —

Die kleine Glocke vom Türmchen der Kreuzkirche leitete den Ausgang des Barons ein, und die große, schwere Urbansglocke von der Pfarrkirche ertönte gleich darauf mit tiefem Klange. Vom Schloßhofe her bewegte sich ein langer, ernster Zug von Menschen unter Abjüngung lateinischer Bußpsalmen. Ein mit vier schwarzumhangenen Pferden beschirrter Wagen, dem das Kreuz und die schwarze Totenfahne vorangetragen wurden, brachte die irdische Hülle zur letzten Ruhe. Die begleitende Trauermenge bewegte sich über den Marktplatz hinweg, vorbei am Erkerfenster des Rathhauses. — Hinter den Fenstergardinen lugten ein Paar verweinter Mädchenaugen hervor. — Fräulein Hedwig brach ohnmächtig zusammen. —

In der Pfarrkirche erklang ein feierliches Requiem; die Familiengruft vor dem Hochaltar gähnte geöffnet, um den letzten Schloßherrn von Myslowitz aufzunehmen, und an Stricken gleitete surrend der eichene Sarg herunter. Der Baron war seinen Ahnen beigelegt. Geheimen Raunen webte wie ein Geistergruß im modrigen, verstaubten Grabgewölbe, in dem der Hauch der Verwesung zitterte. — —

Der Fürst gab nur bis zur Schwelle der Kirche das Geleit, in das Heiligtum wagte er sich nicht; er war voll ernster Gedanken. — —

Die Totenfeier war beendet, der Schwarm der Leidtragenden hatte sich entfernt. Nur einige Hospitalinsassen waren zurückgeblieben; sie beteten für die Seelenruhe des Barons still ihren Rosenkranz, in den Nischen der Kirche, auf Steinstufen hockend.

Ernst nahm der neue Schloßherr, Herr Alerwin, Abschied von der Stätte; ihm zur Seite schritt der Bevollmächtigte, Herr Grumann.

In tiefem Schweigen erreichten beide den Ausgang der Kirche, dessen eisenbeschlagene Kirchthür der Glöckner Habel hinter ihnen schloß.

„Wir beide, der Baron und ich, lebten wie Freunde, ja treffender noch gesagt, wie traute, sich Liebende Brüder, und diese Erinnerung tröstet mich über seinen Fortgang, seinen Abschied von dieser Welt; ich hätte gern gesehen, wenn er noch recht viele Jahre sich seines Lebens hier auf dem Schlosse hätte erfreuen können.“

„Viele solcher edler Menschen, lieber Franz, wie du

dem Baron gegenüber gewesen bist, findet man nicht, und wohl dem, der einem solchen Freunde, wie du es bist, im Leben begegnet.“

„Laß das, lieber Friedrich,“ wehrte der Bergherr sanften Tones, „das Leben ruft uns, zu wirken, so lang es uns noch vergönnt ist, und jeder Mensch, ausnahmslos, hat sittliche Pflichten zu erfüllen.“ —

„Du hast die deinige mehr als erfüllt.“ — — —



E n d e.

Verlag v. S. Schottlaender A.-G., Breslau 3.

Zur Anschaffung bestens empfohlen der
spannend geschriebene Roman von

E. Höffer
„Sieger“

—— 1 Band, 321 Seiten, ——
gebunden 4 Mk., geheftet 3 Mk.

Die „Deutsche Tageszeitung“ Berlin bemerkt
zu diesem Buche:

„Die gewandte Verfasserin versteht spannend zu
erzählen. Die Zeichnung der einzelnen Charaktere
ist lebensvoll und lückenlos; natürlich und folge-
richtig entwickeln sie sich, teils erwünschten, teils
unerwünschten Zielen entgegen im Rahmen von
Schilderungen, die mit feinem Kunstgefühl ent-
worfen und in Ton und Stimmung den charak-
teristischen Persönlichkeiten angepaßt sind.“

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ein hervorragend sensationeller Roman:

Verdorben zu Berlin

von **Otto Helmut Hopfen**

1 Band, 29 Bogen, Preis gebunden Mk. 5.—.

Keiner der üblichen Berliner Sittenromane. In diesem Werke hat sich vielmehr der Autor das Höchste, was es im deutschen Volke gibt, zum Vorwurf genommen, und durch die meisterhafte Schilderung aus dem inneren Getriebe eines bekannten großen Berliner Verlages wird der Roman in weiten Kreisen ein mehr als gewöhnliches Interesse erwecken.

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen wie
direkt beim Verlage:**

Schlesf. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, Breslau III.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender A.-G., Breslau.

Ein Sensations-Roman von:

Hans Land

Alfred von Ingelheims Lebensdrama.

Mit einem Vorwort von Geh. Justizrat Prof. Dr. **Franz Eißt**-Berlin.

Geheftet 4 M., gebunden 5 M.

Der Held der Erzählung, in der auch die Mitglieder eines deutschen Königshauses eine hervorragende Rolle spielen, ist ein hochbegabter, junger Jurist, der durch ein Erlebnis seiner Kindheit zum begeisterten Anhänger der neuen Strafrechtslehre geworden ist. Von seinem Standpunkte aus über die Willensfreiheit des Menschen und über die Besserungsfähigkeit des Verbrechers tritt er für eine grundlegende Strafrechtsreform ein, zunächst für die Einführung der bedingten Verurteilung, der Jugendgerichtshöfe, ferner von Strafkolonien u. a. Gerade als er, vom Könige in maßgebende Stellung berufen, im Begriff ist, seine Theorien in die Praxis umzusetzen, wird er — durch die Untreue seiner von ihm über Alles geliebten Frau — selbst zum Verbrecher, zum Mörder und muß seinem Leben selbst ein Ende setzen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender A. G., Breslau.

Ein neues Buch von:

Oskar von Schütte

Richtet nicht . . .

Erzählung aus den Bergen.

Geheftet 3 M., gebunden 4 M.

Die in der Schweiz spielende Geschichte schildert nicht nur die Sitten und Gebräuche, sondern vornehmlich auch den Charakter der reichen schweizerischen Bauern mit all seinen Eigentümlichkeiten und Vorzügen. Die alte Gepflogenheit, die Kinder zu verheiraten, ohne nach ihren eigenen Neigungen und Sehnsüchten zu fragen, tritt hier wieder plastisch in ihren tragischen Folgen zutage. Ein junges, prächtiges Mädchen geht darüber zugrunde; der reiche Bauernsohn Christian von Tannen lebt trotz der Güte der ihm aufgezwungenen Frau jahrelang fried- und glücklich dahin, bis ihm nach deren Tode die Tochter seiner einstigen Geliebten das erlösende Glück bringt.

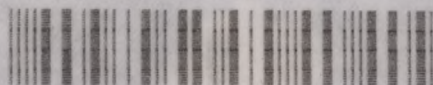
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

75-

76TT31/28

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

9960 S



001-009960-00-0